Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr		13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr	gegen Voraus-	7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr	bezahlung	4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band . . .		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr		16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr	gegen Voraus-	9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr	bezahlung	5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maxmiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

36,459

AUF
HEIMATHLICHEM BODEN.

ERZÄHLUNGEN

VON

HANS GRASBERGER.

LEIPZIG

VERLAG VON A. G. LIEBESKIND

1890.

RIJKSMUSEUM
STUDIE-
BIBLIOTHEEK
AMSTERDAM

J. Lindauer'sche
Hofbibliothek
München

INHALT

	Seite
's Hoamat	1
Der Schuldirector	23
Der Schlossgärtner von Schönbrunn . .	161
Die Antoni-Kapelle	183
Verlobungsabende	267
Meister Zechner	343
Die Dorfsibylle	485

Berichtigungen.

Seite 271, 8. Z. von oben lies Philistäerinnen.
„ 293, 9. „ von oben statt stände l. „stänke“.
„ 534, 8. „ von oben lies kranker.

'S HOAMAT.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Heimat ist nicht immer auch ein Hoamat.

Eine Heimat hat Jedermann. Niemand kann derselben verlustig werden. Einen Heimatlosen giebt es nicht. Wenigstens mit der Erinnerung, mit der Sehnsucht gehört jeder Mensch der Heimat an, auch heimatfern. Der Verbannte, der Flüchtling darf die heimatliche Scholle vielleicht nicht ungefährdet betreten; es ist vielleicht sein Fluch, seine Strafe, der Heimat nicht wieder froh werden zu dürfen: aber dieselbe ist und bleibt auch fortan das Licht, das er am liebsten und immer enger, der Motte gleich, umkreist und darüber seine Flügel einbüsst. Man kann eine zweite Heimat finden, unmöglich aber die erste, wahre, einzige vergessen . . .

's Hoamat ist viel seltener. Die Menschen, welche ein sicheres Hoamat besitzen, sind die Minderen an Zahl und erscheinen als die Bevorzugten. Beim aufrechten Bürger in der Stadt, beim Gutsbesitzer auf seiner Herrschaft und insbesondere beim erbgesessenen Bauer lässt sich 's Hoamat erfragen, beim Bauer, der seine Gründe mit Weib und Kind, mit Knechten und Mädchen selbst bewirthschaftet, mit dem Gesinde aus Einer Schüssel isst und mit ihm unter Einem Dache schläft. Huben, Halblehen und Keuschen geben ein unzureichendes, ein ärmliches Hoamatl ab. Die grössere Hälfte der Alpenbevölkerung ist hoamatlos. Die Knechte und Mägde sind es von Haus aus und von Geschlecht auf Geschlecht — das sind recht eigentlich die „ledigen Leut'", sie sind es aber wahrhaftig nicht gern. Von den Bauernkindern kommt gewöhnlich nur Eins, der Aelteste oder Tüchtigste, an's Hoamat, das in seinem Bereich keine zweite Familie verträgt; die Nachgebornen, sofern sie nicht „ausgehei-

ratet“ werden, müssen „in den Dienst gehen“, sinken daher fast ganz zu den Knechten und Mägden herab. 's Hoamat ist also ein gar kostbares Ding; wer es verwirkt, handelt leichtsinnig, und wer einen Andern darum bringt, ist sicherlich kein Ehrenmann. Und an Hans Kloiber ist es so ausgegangen.

Ich kannte ihn, den Johann Kloiber, vom Forellenbache her. Er hatte mich, ein ferienfrohes Studentlein, ans Schwaigalmwasser mitgenommen und mir die Lägel anvertraut. So lange sie leer war, macht' ich Staat mit ihr; je mehr sie sich aber füllte und bevölkerte, desto weniger reichten meine Kräfte hin, sie von Tümpel zu Tümpel zu tragen. Sie baumelte ungefüg' um meine Schenkel herum und zog mich am breiten grünen Band zur Seite nieder.

Tags zuvor war ein Gewitterregen niedergegangen und der Bach floss noch trüb davon. Das kam dem Fang zugute und in der That schnellte die Angelruthe

ein zappelndes, glitzerndes Ding nach dem andern auf den feuchtgrünen Ranft heraus: das Auslösen des grimmen Häckleins und die frische Beköderung desselben war meine Sache. Meine Finger waren blutig, aber froren.

Ehe wir heimwärts aufbrachen, überraschte uns ein Nachguss vom gestrigen Ueberflusse und durchnässte uns in kürzester Zeit bis auf die Haut; unser Gehen war ein Wassertreten, denn zu den Schuhen schwabbt' es ein und aus.

Endlich nahm uns die trockene Stube auf; aber meine Verlegenheit war gross, denn mein Ränzlein enthielt keinen zweiten Anzug. Johann wusste Rath; er langte sein Sonntagsgewand aus der Truhe und bekleidete das pudelnasse Bürschlein damit. Freilich ergab das einen unfreiwilligen Mummenschanz; denn der kleine Lateiner musste sich die fremden Beinkleider hoch aufstülpen und vollends um seine Mitte schlotterten sie so, dass darin bequem ein zweites Kerlchen Platz gefunden hätte.

Da half kein Ueberlangen bis zum Knopf des Hosenträgers; erst ein Stück Halfterriemen als Gürtel stellte die nöthige Festigkeit her.

Johann lachte hell auf über diese Verwandlung, die sein Werk war, und seine braunen Augen lachten mit; ja dieses gemütsheitere, dieses harmlos glückliche Lachen ist mir zeitlebens unvergesslich geblieben.

Der Kloiber Hans war der prächtigste Bursch des ganzen Oertleins, und was noch mehr, er war die gute, belebende, lustigste Seele desselben. Er sang und an Kunstfertigkeit darin, an Schönheit der Stimme kam ihm kein Anderer gleich. Er spielte die Zither und wenn er so in die Saiten griff, füllte sich die kleine getäfelte Zechstube. Er blies die Clarinette und dies sein süsses Holz durfte weitum bei keiner Lustbarkeit, bei keinem Tanz, auf keiner Hochzeit fehlen. Es ging die Rede: „Wenn dem Kloiber Hans die Augen zufallen, dann bläst er Einem erst recht die Seele

aus dem Leib und den Teufel in die Füss'.“ In der That griff Keiner je die vom Vortänzer angeschlagene Weise, welche Musik werden sollte, flotter, lustiger und beschwingender auf als eben Johann. Und er hatte auch 'was gelernt, der Hans. Ein Jahr lang ist er auf der nahen Stiftsschule gewesen; wesswegen es aber daselbst nicht weiter ging, hab' ich nie erfahren. Ich weiss nur noch, dass mir unter seinen abgethanen Büchern die erste, lateinische Schulgrammatik aufgestossen. Allgemach wurde ihm das klingende Spiel wol lieber als die Arbeit im Wald oder auf dem Feld, doch griff er da einmal zu, so gab's auch aus. An munteren Einfällen und Streichen liess er's selten mangeln, an schlechte hat er wol kaum gedacht.

Hans bewirthschaftete mit seinem jüngeren Bruder, dem stillen, scheuen Sepp, das ihnen beiden anheimgefallene Anwesen und da dieses klein war, fand sich in der Zechstube, welche sie nebenbei hielten, eine willkommene Aushilfe. Wenn Hans daheim

war, hatt' er meist auch vollauf zu schenken und zu schwenken; der Gasttisch blieb selten leer, denn wo Heiterkeit den Vorsitz inne hat, kann es nicht an Zuspruch fehlen. So war der ältere Bruder vornehmlich Wirth, der jüngere Bauer.

Jahr für Jahr fragte Dieser um die Leitkaufzeit Jenen, ob er nun nicht doch Haus und Grund übernehmen wolle. Hans antwortete gewöhnlich: „Thu Du's, Sepp! Aber ich dächte, wir halten ein paar Jährchen noch zusammen; es geht ja aufwärts mit unserer Wirthschaft."

„Mir auch recht," pflegte der einsilbige Sepp darauf zu sagen; „sei alsdann Du noch länger der Herr und ich der Knecht."

Hans war zu gutmütig, als dass er eine solche Auffassung des wechselseitigen Verhältnisses zulassen sollte; er wehrte ihr, indem er lachend brummte: „Ei was! Du verstehst die Arbeit besser und ich das Geschäft, und so hat Keiner 'was voraus."

Der Aufschwung der Wirthschaft war keine Einbildung. Die Brüder durften auf

den Gedanken gerathen, eine förmliche Kellnerin einzustellen. Johann's Augenmerk war bei der Wahl massgebend und dieselbe fiel auf die flinke Marie, eine schmucke Keuschlerstochter, welche von Haus aus über nicht viel mehr als über etwas Mutterwitz und spröden Sinn gebot.

Dass gleichwol Hans und Marie einander näher traten, ist kaum zu verwundern — fiel auch nicht sonderlich auf und hatte mit der nahen Möglichkeit einer Heirat die allgemeine Nachsicht für sich. Sepp legte sich des Bruders Schwäche auf seine Weise zurecht; er begünstigte sie eher, als dass er ihr hätte entgegentreten wollen.

So standen die Sachen, als mich am Forellenbach der Regen überraschte und in eines Anderen trockene Hülle zu flüchten nöthigte, welche ganz auszufüllen ich mir sogar jetzt noch kaum zutrauen dürfte. Ich habe sie Alle noch beisammen in der Erinnerung: den glücklichen Hans, dessen Wesen Heiterkeit verbreitete, die flinke, allzeit sauber waltende Marie und den

nüchternen, blickscheuen Sepp, dem selbst die Jugend keine gewinnenden Farben verliehen hatte.

Aber schon ein oder höchstens zwei Jahre nach der gründlichen Wiedertaufe theilte mir, der damals im Wachsthum seinen endgiltigen Schuss in die Höhe machte, ein heimischer Freund brieflich mit: die Marie habe aus dem Hause müssen, der Hans sei an einer hitzigen Krankheit verstorben und der Sepp habe geheiratet, sei auch auf dem besten Wege fromm zu werden.

Die Geschichte focht mich nicht sonderlich an; höchstens des glücklichen Hans gedacht' ich mit einiger Wehmut. In der Jugend stirbt man ja selber leicht und erachtet es daher auch für kein auffallendes Missgeschick, wenn Andere jung sterben.

Für mich kam hierauf die Heimatflucht, die Zeit der Wanderjahre, die oft nicht wenig verführerische Rast in der Fremde, so dass fast ein halbes Menschenalter verging, bis ich wieder eine längere Einkehr

hielt in den Alpen. Aber nachdem ich mich so, freilich spät erst, der lieben Heimat zurückgegeben, vollzog sich in meinem Inneren etwas Auffallendes: in der Erinnerung erstanden die Todten, die mir Jugendgenossen gewesen, mehr Theilnahme für ihr Geschick heischend, als ich ihnen bisher zugewendet hatte. Und in der vordersten Reihe meiner Auferstandenen gewahrt' ich bald Johann Kloiber, den glücklichen Hans.

Selbstverständlich unterliess ich daher, in die Nähe jenes freundlichen Oertleins gekommen, keineswegs, über Hans und seine Marie, sowie über den trockenen Sepp nähere Erkundigungen einzuziehen.

Ueber den Letzteren zuckte man die Achsel, obgleich er zur Zeit Gemeindevorstand war.

Er werde schon wissen, hiess es, wie er an seinem Bruder gehandelt, und Segen hab' es ihm just auch nicht gebracht.

— Wie so? Und was es damals gegeben habe, fragt' ich; es müsste denn doch noch 'was Rechtes zu erfahren sein.

— Freilich wol, bekam ich zur Antwort, denn so 'was vergesse man nicht leicht. Und grad' bei Seppens Hochzeit sei's gewesen. Hans hätte bei den Knechten sitzen müssen, sonst hätt' ja der Andere, der Duckmäuser, nicht Platz gehabt beim Bauerntisch. Und dort sucht er ihn auch auf, der Hans, mit einem herben Blick, und er stellt sich vor ihn hin, und angeschrien hat er ihn: „Ja spreiz dich nur, Sepp! Bist ja ein Bauer und fein stellst Du's an — hast mich im Handumdrehen um's Hoamatl gebracht!“ Es ist uns rechtschaffen zu Herzen gegangen, sein letztes gescheidtes Wort, und wie's gemeint ist gewesen, hat sich ein Jeder leicht sagen können. Und hingefallen wär' er, der Hans, wie ein Stück Holz, wenn ihn nicht noch ein paar gute Kameraden aufgefangen hätten. Nachher sei er nur mehr so dahingelegen im hitzigen Fieber, bis unser Herrgott ein Einsehen gehabt und ihn abgerufen habe.

— Und auf derselben Hochzeit beim Tanz, ergänzte ein Anderer, hätt' der Hans

auch zum ersten Mal falsch gegriffen und das hätt' den ganzen Tanzboden durchgellt, und Paar für Paar hätt', völlig erschrocken, nicht gewusst, ob's weiter tanzen könnt'.

— Und wie's denn der Marie ergangen?

— „Bis auf den letzten Augenblick hat er's anstehen lassen, der liebe Sepp. Dann sagt er zur Kellnerin: Marie, hat er gesagt, es will sich völlig nicht schicken, dass Du im Haus bist, wann die Bäuerin einzieht. Damit hat er die Seine gemeint gehabt, eine Wirthstochter von da drüben über'm Berg, eine käsbleiche Hopfenstange — aber eine Hand voll Geld hat sie ihm halt eingebracht. Und auf das hin, was thut die Marie? Weil sie ein' Ehr' im Leib gehabt hat, hat sie nichts Anderes gesagt zum Sepp als wie: ‚Also ein Solcher seid Ihr, Bauer, ein Solcher?' und hat ihr Bündel zusammengemacht. Und den Halterbuben ruft sie, gibt ihm ihren Pack und sagt zu ihm: ‚Geh' damit auf den Tanzboden hinauf und lass' den Kloiber Hans herausrufen und zeig' ihm meine Sachen

und sag ihm, dass du von mir kommst, und sonst nichts — er wird sich schon auskennen. Und nachher trägst du's Bündel in die Hintermannskeusche — wirst mich dort finden.' Und so ist sie aus dem Kloiberhaus fort, auf der Stell'! Hat sich auch nie mehr dort sehen lassen."

— Und ob wol noch 'was Rechtschaffenes aus ihr geworden?

— „Wie sie's verwunden hat gehabt, hat sie den Schmied im Dorfe geheiratet, und die Leute hausen weiter auch ganz gut mit einander, und gesunde Kinder haben sie grad' nach den Orgelpfeifen herunter; aber freilich, gelacht hat sie kaum wieder, die Marie, seit ihr die Schand' ist angethan worden, so aus dem Haus zu müssen, und wann sie von ihrem Johann reden hört, kommen ihr noch immer die Thränen, so alt sie jetzt auch schon ist."

Nach diesen Andeutungen konnt' ich mir die Geschichte leicht zusammenreimen. Unverkennbar ist dem arglosen Hans vom Rechner und Schleicher Sepp 's Hoamat

abgelistet worden. Wieder einmal mochte Johann bei der Uebernahmsfrage zum Bruder gesagt haben: „Thu' Du's!“ und Dieser liess es zunächst wahrscheinlich bei einem halben Ja oder Nein bewenden, betrieb aber insgeheim über Hals und Kopf seine Hochzeit. Die Art, wie er am Hochzeitstage die treue Marie fortschickte, wie er sich vom Bruder aufspielen liess und ihm den Platz an seinem Tisch verweigerte, also plötzlich den Herrn vorkehrte: Dies und Anderes waren vorbedachte Kränkungen, die denn auch ihre traurigen Wirkungen nicht verfehlten. Ein tiefes, vertrauensseliges Gemüt und ein leicht beschwingter Geist ist bald aus dem Geleise geworfen.

Jüngst erst betrat ich die Zechstube wieder, in welcher der kleine Lateiner vor Zeiten seinen Balg gewechselt. Zur Not erkannt' ich den Raum, die in demselben waltende Seele aber muthete mich fremd und trostlos an.

Den Platz, welcher früher der Zither,

unterschiedlichen Notenblättern und Liederheften gebührte, nahmen jetzt fromme, eifernde Drucksachen ein: wem konnt' es in dieser sonst so lauschigen Ecke noch behaglich werden?

Keine Wirthin, kein rosiges Hauskind, keine hurtige Kellnerin liess sich blicken. Doch ja, trägt nicht ein halbwüchsiges Mädchen dem Gaste Trank und Brot auf? Dass Gott erbarm', ein scheues, krankes Geschöpf, so jung und so ganz und gar zur Unfreude geboren! Ob es Tochter, Enkelin oder Nichte des Wirthes, ich fragte nicht darnach.

Der Letztere selbst, ein früh vergilbtes Männlein mit kaltem, ausforschendem Blicke, leistet mir ungebetene Gesellschaft. Und als wollt' er in mir die Esslust wecken, lässt er sich sein Süpplein bringen, mit einem Stück Bockfleisch darin. Dieses schneidet er mit seinem Besteck, zitternd, betrachtet es sonach als Brocken und löffelt dieselben mit der Brühe aus. Ein karges Mahl für die Mittagszeit. Der

Mann ist wohl ein Knauser, der auch dem eigenen Leib nichts vergönnt.

Sonst rührt' und regte sich nichts, als wäre das Haus verrufen und gemieden.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hierorts nie lustiger zugehe?

— Ei ja, meinte das widrige Männlein; der Markttag bringe Leben und die Wallfahrer hätten noch alleweil' bei ihm Rast gehalten. Es sei hier herum, fuhr er redselig fort, viel Almwirthschaft und in seinen jungen Tagen sei er selbst oft dem Vieh nachgestiegen, das bei Neuschnee gern höhenwärts flüchte, und habe trotz einfallendem Nebel manch ein Kalb zu Thal gebracht. Damals hab' er noch mit seinem älteren Bruder gehaust, der ein gar lustiger Bursch gewesen, aber halt ein bischen leicht . . .

Also er selbst fängt an! Ich horchte auf und versuchte hinter dieser Spinne von einem Manne den einstigen Sepp Kloiber zu entdecken.

— Was denn mit seinem Bruder geschehen? Ob er etwa im Krieg geblieben oder ausgewandert? fragt' ich.

Und das Männlein gab dessen umständlichste Geschichte zum Besten; es schien, als erzähl' er wundersgern von seinem Bruder. Derselbe habe lieber musicirt als nach der Wirthschaft gesehen, habe lieber einen Schatz in's Haus genommen als geheiratet. Und so hätt' denn er Modi machen müssen. Der fremden Person habe er den Laufpass gegeben, die Wirthschaft übernommen und eine richtige Bäuerin heimgeführt. Und grad' an seinem Hochzeitstage sei bei dem Bruder die hitzige Krankheit ausgebrochen, die ihn nicht wieder habe aufkommen lassen; „nun ja, das viele Trinken, das unordentliche Leben, das Herumschwärmen bei Tag und bei Nacht . . .“

Länger konnt' ich nicht an mich halten. Ich beglich mit wenig glimpflicher Hast die kaum berührte Zeche und fragte zunächst, ob der Wirth und Gemeindevorstand

denn viel Trost und Gewissensberuhigung schöpfe aus den galligen Schriften, die da herumlägen?

Das Männlein sah mich verdutzt an.

Dann fuhr ich fort: „Seit meiner Jugend kenn' ich sie, eures Bruders Schatz, die flinke Marie. Sie ist ein rechtschaffenes Weib geworden und hat Kinder, die dem Alter zur Freude, zum Segen gereichen. Einst aber ist sie vom Sepp Kloiber mit den vorwurfsvollen Worten geschieden: Also ein Solcher seid Ihr, Bauer, ein Solcher? Ein richtiger Erzähler darf gerade diesen Umstand nicht verschweigen."

Das Bäuerlein sprang auf.

Ich drückt' es auf die Bank zurück und schob sein Besteck zur Seite.

„Das ist für rüstigere Hände, Herr Bürgermeister!" sagt' ich. „Und wenn Ihr es nicht wissen wollt, so kann es Unsereins bezeugen: Euer Bruder Hans ist ein lustiger, lieber und dabei braver Mensch gewesen. Legt euch sein Unglück zurecht,

wie Ihr wollt, Ihr könnt doch sein letztes Wort nicht ungesprochen machen: Sepp, du hast mich im Handumdrehen um's Hoamatl gebracht! Das hat er gesagt und das wird euch immer wieder aufstossen, auch wenn Ihr in jenen Schriften lest. Gott g'nad' euch, Kloiber!"

Damit verliess ich das verödete Haus.

DER SCHULDIRECTOR.

Ich wünschte ein freundliches, ruhiges Zimmer, Herr Wirth!“ sagte der Eintretende, sich mit richtigem Blicke zu dem Hausherrn wendend, obgleich nicht wenig Gäste anwesend waren, die theils Billard spielten, theils in den Zeitungen lasen, theils nachbarlich mit einander plauderten und die schmauchenden Lippen von Zeit zu Zeit mit schwarzem Café oder braunem Bier netzten. Die geräumige, hochgewölbte Halle war Speise-, Spiel- und Schankzimmer in Einem oder diente doch, wiewohl sie sich gern Caféhaus nennen hörte, all diesen Zwecken zugleich, weil die Gesellschaft selten zahlreich genug war, auch die gastlichen Nebengemächer zu füllen; da, wo man sich von der Strasse her unmittelbar zusammenfand, blieb man

auch am Liebsten gesellt. Der Raum, dessen Wänden der Zimmermaler den Anschein einer Holztäfelung gegeben, stimmte zudem behaglich und man konnte von ihm unter eine Veranda heraustreten, welche von hochstrebendem Oleander umhegt war, aber rechts und links Ausblick gewährte auf den Hauptplatz des Städtchens. Die ansehnlichen Bauten, welche denselben einschlossen, verriethen, dass man hier auf einem herrschaftlicheren Fusse gelebt, als sich das Städtchen noch Freysach schrieb.

Der Wirth war aufgestanden und rief nach Helenen, wohl, um ihr als waltender Beschliesserin den Ankömmling zu überweisen.

Dieser aber nöthigte mit leiser Handbewegung die Anwesenden zu Gehör und fuhr fort: „Die Nähe eines Claviers oder dergleichen möcht' ich mir möglichst verbeten haben; auch ersuche ich, mich die erste Zeit so lang und so oft schlafen zu lassen, als dies überhaupt angeht. Wenn's schön ist, werde ich nicht lästig fallen; dem

Nadelwald dahinten und dem stattlichen Kranz von Schlossruinen hab' ich mich bereits auf der Herfahrt zugelobt und für das Fischzeug, das ich bei mir habe, wird sich gegen billige Entschädigung an den Eigenthümer oder Pächter wohl ein Gebirgsbach finden lassen."

Und mit einer gewinnenden Verbeugung gegen die Vornehmeren schloss er: „Nur in grossen Städten geht der eine Gast an dem andern völlig achtlos vorüber; überall sonst regt sich eine kleine Theilnahme für einander und der Neuangekommene thut nur seine Pflicht, wenn er derselben Rechnung trägt. Erlauben Sie daher, meine Herren, dass ich, um einiges Anrecht auf Ihre freundliche Gesellschaft zu gewinnen, mich Ihnen vorstelle: Ich heisse Alexander Wimberg, bin ein Stück Musiker und komme aus Wien. Wer eine Wiener Concert-Saison gründlich durchgemacht, bedarf der Ruhe und Nervenstärkung, und das ist es, was ich in diesen Bergen suche."

Dies wurde mit vollendeter Sicherheit

des Benehmens gesprochen. Gleichwohl hätte man den Worten eine gewisse Hast und Unruhe anmerken können; einem Feinfühligen mocht' es vorkommen, als habe der Fremde auf die kürzeste Weise der kleinstädtischen Neugierde den unvermeidlichen Zoll entrichten wollen. Auf die Stammgäste wirkte das ungewohnte, gerade Auftreten verblüffend; sie nickten artig, als der Reisende seinen Namen nannte, doch auf das, was er ihnen zu Gehör gesprochen, fanden sie nicht sogleich das Wort der Erwiderung.

Aber ehe die Verlegenheit noch offenkundig wurde, liess sich eine wohlklingende Altstimme vernehmen: „Also ist's gefällig, Herr Wimberg?"

Ueberrascht wandte sich der Angesprochene dem Klange zu, und er blickte in die frischen, munteren Züge eines schlanken Mädchens. In seinen müden Augen zuckte ein Lichtstrahl auf, der aber eben so schnell wieder erlosch. Wie sein Kopf aus Marmor gemeisselt schien, so hatte sich auf seinem

Gesicht auch schon von Neuem die bannende, fast stolze Gleichgiltigkeit eingestellt. Das reiche, langsträhnige Haar war Künstlertracht, dagegen mahnte der kurzgehaltene Schnurrbart, dem tiefer eine Fliege entsprach, fast an soldatische Strenge. Leise Blatternarben gaben dem Marmor Korn, erhöhten den Ernst der Züge, ohne dieselben zu entstellen. Stirn und Nase zeugten von Geistes- und Willenskraft; der Blick des Auges, wenn belebt, war gross. Nicht durch den Wuchs, wohl aber durch die Haltung und durch den Ausdruck musste Wimberg auffallen. Er mochte dreissig und etliche Jahre zählen.

Auf den Anruf folgte er der behend wirthschaftenden Maid, ohne sich nach dem Lohndiener umzuwenden, der sein Gepäck trug. Unterwegs warf er die Frage hin: „Sie singen wohl auch, Fräulein Helene?“

— Keine Note, Herr! lautete ebenso gleichgiltig die Antwort.

Und schon öffnete sich die Thür, schon nahm ihn ein wohleingerichtetes Zimmer

auf. Helene hatte sich vor der Schwelle verabschiedet.

Dass die Stammgäste nun Wimberg's Auftreten und Ansprache um so eifriger erörterten, als sie in seiner Gegenwart um's Wort verlegen gewesen, begreift sich.

— So mit der Thür in's Haus zu fallen, meinte der Eine, ist eine neue, sonderbare Art.

— Recht hat er gehabt, entgegnete ein Anderer; so ist uns das lange Hin- und Herrathen erspart.

— Als ob wir es nicht hätten erwarten können, zu erfahren, wer dieser Musikant ist!

— Machen wir uns nicht besser! Es ist einmal so, und fein hat er's angestellt.

— Und so recht von oben herab.

— Geh geh, Der hat mehr von der Welt gesehen als wir Alle zusammen.

— Und ein kranker Mensch, der seine Ruh' haben will . . . wie hätt' er sich denn gescheidter einführen sollen?

— Er hat wohl erwartet, dass wir Einer

nach dem Andern aufstehen, ihm unseren Kratzfuss machen und sagen: Habe die Ehre, Herr v. Wimberg! Bin halt leider nur der Bürgermeister, der Notar, der Apotheker, der Kaufmann So und So von hier und unser armseliges Nest ist viel zu schlecht für Herrschaften wie Sie, Herr — Musikant!

Mehr als Einer stimmte lachend bei, aber der Sparkassa-Director versetzte unwillig: „So war's sicherlich nicht gemeint! Es ist auch uns nicht recht, wenn uns, kaum dass man irgendwo hineinschmeckt, die Neugierigen anfallen: Mit Verlaub, Sie sind wol zum ersten Mal in unserer Gegend? Haben Geschäfte hier, und darf man wissen, welche? Ei, nur so zum Vergnügen! Ja ja, das Thal wäre so übel nicht, aber das heurige Wetter! Und haben vielleicht gar Verwandte hier — sind Sie am Ende der Rösselwirth aus Zeltschach . . . nicht? — oder der alten Stronacherin ihr Sohn? Na die Freude, die das Mütterl haben wird! Sollten mich wohl auch noch kennen . . . es ist freilich

schon lang' her . . . wissen Sie, ich bin der alte Fürschuss u. s. w. Gewiss hat Jeder von uns schon einmal so Spiessruthen laufen müssen. Wenn nur recht viele Fremde zu uns kämen, brauchen könnten wir's. Und nicht jeder — Musikant, den wir zu sehen kriegten, hat uns so reinen Wein eingeschenkt wie dieser, unaufgefordert schon gar nicht."

In diesem Augenblick zeigte sich Helene in der offenen Thür zum Seitengemach. Der dicke Müllermeister rief sie zu sich heran und nöthigte sie auf sein Knie — er durft' es thun, war doch das liebliche Mädchen sein Pathenkind, das einigen verrätherischen Mehlstaub an seinem gesteiften blauen Kleide nicht zu scheuen brauchte. Sie war allenthalben gern gesehen und mancher ehrsame Gast nahm sich ihr gegenüber ein zärtlich-tätschelndes Vorrecht heraus, gleichsam als wollt' er noch nicht bemerkt haben, dass aus dem liebkosenden Kinde eine scheue Jungfrau geworden. Die Jungen hatten Ursache, das bevorzugte

Alter zu beneiden; denn ihrer Vertraulichkeit wehrte die Schöne mit strengem Blick und Wort.

— Sag mir einmal, Du Flachshaarige, begann der Müllermeister, wie gefällt Dir denn der neue Gast?

— Grad so wie jeder andere Gast, lautete die Antwort.

— Nicht gleich so schnippig, Herz! Ich mein', Du solltest mehr von ihm wissen.

— Er heisst Wimberg, kommt aus Wien und treibt Musik . . . das Alles haben Sie selber auch gehört, Herr Göd.

— Ist das ungerathene Ding da so lang' in Wien gewesen bei ihrer Tant', der reichen Kaufmannsfrau in der Wollzeil', ist mit ihr so oft ins Theater und Concert gegangen, hat ein ganzes Album voll Künstler und Künstlerinnen mit heimgebracht und kennt unseren Wiener Musikus nicht!

— Es gibt halt so viele in Wien.

— Wenn er zu den Vielen gehört, so ist wohl nicht viel an ihm, und dann hätt'

ich mir das Clavier schon gar nicht verbieten lassen.

— Ich hab' ja immer gesagt, dass mein Klimpern nichts werth ist.

— Lass' das gut sein, Kind! Davon versteht der Schuldirector schon auch etwas. Und dann wär' es wirklich Schad' um die Stöss' Noten, die ein Heidengeld gekostet haben.

— Noch dazu aus Ihrem Sack, guter Herr Göd!

— Davon reden wir jetzt nicht. Aber wie wirst Du's denn anstellen, dass er nicht hinter dein Spiel kommt?

— Ich hab' ihn auf der anderen Seite einlogirt und rühre keine Taste an, wenn er zu Hause ist.

— So lang' Du's wirst lassen können.

— Herr Göd, Sie wissen, dass ich meinen Kopf hab'!

— Ich bilde mir auch nicht ein, Dir ihn gerad' rücken zu können. Aber es müsst' für eine heimliche Virtuosin doch eine närrische Freud' sein, wenn sie sich

einmal könnt' hören lassen vor einem Künstler, der so pretiös thut wie der Herr Wimberg.

— Nun denn, so verred' ich mir's auch nicht.

Damit enteilte das Mädchen, geschickt da und dort der Hand ausweichend, welche nach ihr haschte.

In der Mittagszeit war Wimberg angekommen und als er nun zu Abend wieder die Halle betrat, fühlte er sich nicht mehr als Neuling, nicht mehr als wehrlosen Gegenstand einer halb zurückhaltenden, halb zutäppischen Neugierde. Er grüsste und ward wieder gegrüsst, dann liess man sich und ihn gewähren. Es hatten sich zum Theil andere Gesichter eingefunden, aber auch diese stutzten nicht bei seinem Anblick. Er durfte mit seiner Eintrittsweise zufrieden sein, denn es war ersichtlich, dass sein Erscheinen bereits herumgetragen und durchgesprochen worden, und dass das, was sich als Ergebniss der kleinen Aufregung gesetzt hatte, eine ihm wohlwollende Neutralität war.

Seinem Vorhaben gemäss hatte er, reisemüde, geschlafen und die Ruhe musste ihm wohl gethan haben, denn seine Miene war jetzt zugänglicher als zuvor.

Er betheiligte sich über Glas und Teller hinweg unbefangen an dem Gespräche der Nachbarn. Es war vorzugsweise von den bevorstehenden Landtagswahlen die Rede und mit dem bisherigen Abgeordneten schien man wenig zufrieden zu sein, da man ihm nichts Anderes nachrühmte, als dass er zwischen den Verhandlungen seinen Genossen abgestandene Schnurren und Schwänke zum Besten gegeben. Streber mit mehr Ehrgeiz als Eignung hänselte man empfindlich und einem Anderen, der sich gegen das ihm zugedachte Vertrauen hoch und theuer verschwor, wurde zu verstehen gegeben, dass man gar wohl wisse, welch ein Gefallen ihm damit geschähe.

Nachdem so Glimpf und Schimpf verschossen war, erkundigte sich Wimberg nach stillen Plätzchen und schattigen Spaziergängen in der nächsten Umgebung.

Man empfahl ihm das Brünnlein im Wald, eine halbe Wegstunde entfernt, selbst schattig und mit einer Aussicht auf das im Erntegold und im Abendsonnenschein doppelt leuchtende Seitenthal — das Barbara-Bad, das trotz seiner bäuerlichen Einrichtung als nervenstärkend im dankbarsten Rufe stehe — das Mauritiuskirchlein jenseits der Thalsohle mit einem prächtigen Anblick der Stadt und der malerischen Festungstrümmer im Hintergrunde und Anderes mehr.

Auch nach Alterthümern und Kunstsachen trug Wimberg Verlangen, indem er meinte, eine Stadt, welche so hohen Alters sei und einst eine glänzende Hofhaltung besessen habe, müsse ausser ihren Ruinen und Kirchen noch manches Sehenswerthe aufzuweisen vermögen.

Auf diesen Wunsch antwortete man ihm, dass ihm Niemand besser an die Hand gehen könne als der Herr Schuldirector. Derselbe habe selbst und zwar mit Glück gesammelt und in seiner Behausung, drüben

im alten Probsthof, ein artiges Museum zusammengestellt.

— Ob der Mann zugänglich sei.

— Gewiss; er stehe bei den Einheimischen in grosser Achtung und werde häufig von Fremden aufgesucht. Der Titel Director gehe eigentlich über den Rang der hiesigen Schule hinaus, aber derselbe sei ihm als besondere Auszeichnung zuerkannt worden.

— Wie der kunstsinnige Director heisse?

— Eibel.

— Wie, Eibel? . . . Josef Eibel? rief Wimberg lebhaft aus.

— Ganz richtig.

— Und wie lang' ist er schon hier?

— Wohl schon an die zehn Jahre; ihm zulieb haben wir auch das neue Schulhaus, neben der Stiftskirche drüben, gebaut.

In freudiger Aufregung machte der Gast aus Wien Miene, allsogleich zu einem Besuche aufzubrechen, aber die Uhr, welche er zu Rathe zog, zeigte bereits eine späte Stunde. Er blieb und versank in Nachdenken, das auf sein Gesicht einen ernsten

Schatten warf. Das Gespräch der Bürger erging sich schon anderweitig, als er den Kopf erhob und mit Wärme sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für diese Auskunft; sie macht mir den hiesigen Aufenthalt doppelt angenehm. Also morgen — es ist, wenn ich nicht irre, ein Ferialtag morgen, und da kann ich ihn wohl mit Musse sprechen?“

— Er geht selten aus und empfängt oft Besuche.

— O, für mich ist er mehr als nur eine Celebrität! Auch sein Museum ist mir nicht mehr die Hauptsache. Und „Gute Nacht, meine Herren!“ fügte er hinzu, indem es ihn drängte, auf seinem Zimmer allein zu sein.

Am andern Morgen liess sich Wimberg in die alte Probstei führen und fast ungestüm trat er bei dem Schulmanne ein: „Mein Lehrer, mein Wohlthäter!“ rief er bewegt aus. „Weisen Sie ihrem pflichtvergessnen Schüler Wimberg nicht die Thür.“

Eine asketische Gestalt mit feinem, durchgeistigtem Antlitz erhob sich der Angerufene rasch vom Schreibtisch und die Arme ausbreitend sagte er freudig: „An mein Herz, Alexander! Endlich . . . aber ich habe auch starkmüthig gehofft und gab den armen Landschulmeister nicht für vergessen, auch nicht vom gefeierten Liszt-Schüler.“

Die Männer küssten sich.

Es blitzte wie verschämte Vaterfreude in den grauen Augen des Directors und sein bartloses Gesicht röthete sich. Mit ungeduldiger Hast fasste er den jungen Mann an den Schultern und drängte ihn an's Fensterlicht: „Wie lange musste mir das in der Erinnerung verbliebene Bild des kleinen, munteren Alexander genügen! Aber Geduld, ich finde mich auch in diesen männlichen Zügen zurecht. Etwas blass und abgemattet . . . ja der Ruhm kostet Schweiss!“

— Eine anstrengende Saison . . .

— Und der neue Hofkapellmeister hatte

seinen Mann zu stellen . . . o, ich weiss Alles. Und diese Stimme! Merkwürdig, ich hätte daran unter Hunderten Sie herausfinden müssen. So musste sie mutiren . . .

Wimberg lächelte.

— Lachen Sie nur! Von Lehrerstolz und Lehrerfreuden verstehen Sie noch wenig, wenn Sie auch schon Schüler gehabt haben. Das ist ein Cult der Erinnerung, welcher mit den Jahren kommt und wächst. Ihr Strebende habt dazu keine Zeit; Ihr habt mit euch selbst vollauf zu thun, müsst ausreifen und erst, wenn Ihr euere Grösse erreicht habt, gewinnt Ihr Raum, fremde Hoffnungen zu eigenen zu machen. Ja, Alexander, Sie haben mir viel zu hoffen und wohl auch zu fürchten gegeben.

— Ach, ich Undankbarer liess nichts sehen und nichts hören von mir, begann Wimberg kleinlaut.

— Und kamen doch, mein altes Herz zu erfreuen! Glauben Sie ja nicht, lieber Freund, dass ich mich nicht zu entschädigen verstand. Jeder Ihrer Erfolge war eine

Abschlagszahlung an meine stolzen Erwartungen. Ich konnte eigentlich beruhigt sein, sowie sich Ihrem Talent das Conservatorium aufthat . . .

— Das einzig Sie mir erschlossen haben, edler Mann!

— Nur keine kleinliche Abrechnung, Alexander! . . . Ja, was ich sagen wollte, mancher Ihrer selbständigen Schritte hat mich ernstlich besorgt gemacht. So war's ein Wagniss, dass der anerkannte Meister auf der Orgel plötzlich zum Clavier übertrat, und als später der beliebte Liedercomponist mit dem schweren Geschütz von Symphonien in's Feld rückte, bangte mir abermals für ihn. Freilich war, wie der Ausgang zeigt, nur mein beschränkter Massstab Schuld daran, dass ich fürchtete . . .

— Im Gegentheil, Sie haben eine viel zu hohe Meinung von mir, wehrte Wimberg mit ehrlicher Bescheidenheit. „Versuche, nichts als Versuche! Noch steht auf keinem Gebiet meine Geltung fest.“

— Daher wagen wir uns, zur Abwechslung, wohl gar an eine Oper? wendete der Schuldirector ein, zufrieden blinzelnd.

— Ein bescheidener Vorwurf, der kaum diesen Namen verdient! Italienisches Colorit . . . Serenaden, Barcarolen, liebendes Hangen und Bangen bildet die Hauptsache; etwas Choral, ein Hochzeitsmarsch und wetterndes Kriegsgetümmel gesellt sich unschwer dazu. Und damit ist der ganze musikalische Aufwand bestritten. Ich fürchte, dass der Liedercomponist den Dramatiker nicht recht zum Durchbruch kommen lässt — aber durft' ich ohne Uebergang einen ernsten Kothurnschritt wagen? Der Text ist der venetianischen Geschichte entnommen oder behandelt vielmehr den fabelhaften Raub venetianischer Bräute durch die feindlichen Triestiner . . . ein Seitenstück zum Raub der Sabinerinnen.

Und Wimberg verrieth noch mehr von seinem Plane, indem er Hand in Hand mit seinem Lehrer und Freunde im Zimmer auf und nieder ging.

In ihrer Erscheinung hatten die Beiden nichts mit einander gemein.

Eibel, ein hoher Fünfziger, war schlank gebaut und etwas schüchtern in der Haltung; an seinen Schläfen war das dünne Haar bereits silberweiss; das Hauskäppchen liess den feinen Kopf noch kleiner erscheinen, als er war. Der braune Rock, den er an hatte, diente, stark verschossen, wohl nicht mehr über die Gasse. Er war ein starker Schnupfer, der Schuldirector, und bearbeitete, während er etwas auseinandersetzte, gern eine Prise zwischen den Fingern; war die Schlussfolgerung gezogen, so bekam dann, gleichsam zur Bekräftigung, die Nase ihre Zufuhr. Das zarte Gehäuse des Hauptes beherbergte einen rastlos thätigen, scharf zergliedernden, ungemein empfänglichen Geist; aber das Auge blickte nicht verstandeskalt, sondern schöpfte Wärme aus einem guten fröhlichen Herzen und im schalkhaften Blinzeln bekannt' es sich zu den Geistern des Humors.

An der Seite des Schuldirectors war der

kleinere, breitschult'rige Mann mit der Löwenmähne und dem freudigen Selbstbewusstsein in den Zügen, sobald die schlaffen Geister gebannt waren, ein Bild der Kraft, des Willens und eines ungestümen Dranges. In seinem Wesen hatten Phantasie, Einfall und Stimmung das Uebergewicht. Danach war seine Seele raschem Witterungswechsel ausgesetzt und der rüstige Körper behend genug, all diesen inneren Wandlungen Ausdruck zu geben; er konnte sich ebenso jugendlich übermüthig geberden, als er ungesucht ablehnende Vornehmheit und verdrossene Weltmüdigkeit annahm. Und so war sein Benehmen fast so widerspruchsvoll als aufrichtig. Ueberdies hatte eine krankhafte Reizbarkeit der Nerven das Sprunghafte noch vermehrt.

Eibel öffnete die Thür zu seinem Museum, das zwei geräumige Stuben füllte. Zu reizender Unordnung hatte sich hier gar Mancherlei zusammengefunden.

Ein grüner Kachelofen mit vollem Gestänge in dieser und ein Himmelbett mit

gewundenen Säulchen und sich schaukelnden Amoretten in jener Ecke hielten einander das Gleichgewicht.

Auf der grossbeblumten Truhe einer Aelplerin stand ein römischer Grabstein und lagen antike Münzen, Beides Funde aus der nächsten Umgebung.

In das Rund eines eingelegten Tischchens theilten sich ein italienischer Dolch, ein altbäurisches Essbesteck, ein pompejanisches Lämpchen, eine Dose mit feinem Miniaturbildniss, ein rothes, mit einfältigem Liebesbekenntniss bekritzeltes Oster-Ei und eine mehrgehäusige Sackuhr.

Zu einer Kriegstrophäe hatte der friedliche Schulmann ein deutsches Richtschwert, einen Ritterhelm und einen Indianerschild mit maurischer Flinte, türkischem Handschar, einem Magnatensäbel, einem Tiroler Doppelstutzen und zwei Hellebarden vereinigt.

Darüber schwang sich als Friedenszeichen ein römischer Palmsonntag-Umgangszweig.

Auf dem Tischchen eines gothischen Flügelaltars stand zwischen einer schadhaften etruskischen und einer chinesischen Vase eine tauschirte Cassette.

Von der Decke hingen reichbebändert kleine Plastiken nieder: Fuhrmannszüge, Zechgesellschaften, Schützen- und Bergknappen-Gruppen und Handwerkszeichen, insgesammt in Glasgewänden.

Ein Wandschrank aus Zirbenholz mit rothem Astgeflader barg die malerischen Trachten benachbarter Alpenthäler in schon gebrauchten, also echten Kleidungsstücken.,

Im Winkel lehnten entthronte Heilige längst des Weihrauchs entwöhnt.

An den Wänden war tölpisches Kirchmesstreiben und olympisches Göttergetändel fast gleichmässig nachgedunkelt.

Als Sopraporten dienten blaugestreifte Steinkrüge, glasirte Schüsseln und zinnerne Humpen.

Den Fenstern waren Stücke alter Glasmalerei eingefugt und manche schöne

Schlosser- und Schmiede-Arbeit fand sich unter dem alten Eisen.

Für die Verhältnisse eines Schulmeisters war die Sammlung sehr reichhaltig; sie bewies ein glückliches Auge, Verständniss, Geschmack und in der Art der Zusammenstellung eine heitere Laune.

Aber der Sammler und sein Gast fühlten zu lebendig für einander, als dass sie den todten Gegenständen ungetheilte Aufmerksamkeit hätten widmen können. Immer wieder schweiften Beschauer und Erklärer ins Gebiet persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen ab. Bald trennten sie sich vom Museum für heute gänzlich; das Steckenpferd des alten Junggesellen, wie Eibel seine Vorliebe und seine Rumpelkammer nannte, konnte warten.

— Des Junggesellen? betonte Wimberg; „ja, sind Sie denn nicht verheiratet, verehrter Meister?“

— Ich bin ledig geblieben; eine alte Anverwandte führt mir die Wirthschaft.

— Aber ich glaube doch gehört zu haben . . . es war damals.

— Still! Es zerschlug sich . . . es zerschlug sich, sag' ich Ihnen. Und es ist eine traurige Geschichte — vielleicht erzähl' ich sie Ihnen, wenn Sie mich fleissig besuchen, wenn ich in der rechten Stimmung bin. O ja, es hat auch sein Gutes gehabt, und wenn ich nun meine jungen Fachgenossen sehe, wie sie ihr Liebchen heimführen und ihrer Hausehre sicher sind und keinen gefeiten Störenfried zu fürchten brauchen, ja den Eindringling, wie ein rechtschaffener Ehemann soll, keck vor die Thür setzen können: so freue ich mich über ihr Glück fast wie über ein eigenes. Wir Alten waren die Märtyrer und ihnen ist's zu Gute gekommen . . . aber ich gönn' es ihnen von Herzen.

Der Schuldirector versuchte zu lächeln, eine schmerzliche Erinnerung hinwegzulächeln, und um sich selbst Gewalt anzuthun, fuhr er mit weniger Rücksicht, als es sonst seine Art war, fort: „Aber Sie, Alexander?

Haben Sie Ihrem alten Freunde nichts zu beichten? Ein bischen rasch gelebt, nicht wahr?“

Nachdem Wimberg wider Willen eine wunde Stelle in Eibel's Innerem berührt hatte, nahm er sich vor jedem grausam nachbohrenden Worte wohl in Acht. Er ging bereitwillig auf den etwas gewagten Scherz des ehrwürdigen Alten ein, um ihn von seinen eigenen Gedanken abzulenken, und bekannte, vielleicht sogar greller als nöthig: ein liederlicher Tropfen sei allerdings auch seinem Musikantenblut beigemischt; er habe geliebt und gelitten. Manchmal habe er mit blutendem Herzen sich losgerissen, manchmal aber auch, drückender Bande ledig, wie neugeboren in die Freiheit gejubelt. Oft darbend, oft verwöhnt und verhätschelt, häufiger der Bethörte als der Verführer, ein kurzes Glück nicht selten mit langer Unruhe büssend, wisse er, was der Irrgarten der Liebe sei. Dass er gleichwohl den rettenden Ausgang gefunden, könne er

sich nicht zum Verdienste anrechnen. Gegenwärtig trage er keine unwürdigen Fesseln, sein Herz glaube er noch ursprünglicher Empfindung fähig und die Achtung vor dem Weibe habe er nicht eingebüsst . . .

Eibel nickte nachsichtig zu diesen Bekenntnissen.

— Wer als moderner Orpheus die Welt durchzieht, sagte er, dem muss viel verziehen werden; denn seiner Töne Macht bethört ihn selbst nicht weniger leicht als Andere. Aber," fuhr er fort, indem er den jungen Mann mit väterlicher Zärtlichkeit anblickte und dessen Hände ergriff, „aber nicht wahr, lieber Alexander, nunmehr sind die Irrfahrten vorüber?"

— Das hoff' ich, erwiderte dieser bewegt.

Weiterer Worte bedurft' es nicht, einander ernst und tief zu verstehen. Die Hände, die sich gefunden, hielten sich noch fest und Blick in Blick verharrte man schweigend. Was in Alexanders Seele vorging, belauschte der erfahrene Pädagog

mit wachsender Befriedigung und er lohnt' es mit stärkerem Händedruck. Es lag wie ein Bann der Weihe auf der stummen Gruppe und die andauernde Spannung hatte, wie ihr Erhebendes, so auch ihr Beklemmendes.

Die raschere Natur Wimberg's warf zuerst den beseligenden Druck ab.

Er stand auf, athmete aus tiefer Brust und wandte sich, um etwas Gleichgiltiges vorzunehmen, zu den Musikalien, welche hochgeschichtet auf dem Piano lagen.

Er durchstöbert sie mit zerstreutem Blick, fasst dies und jenes schärfer ins Auge und summt wohl auch, wo ihm ein ungewöhnlicher Gang aufstösst, diesen leise für sich hin.

Plötzlich bricht er vorwurfsvoll aus: „Aber, edler Gönner, wie konnten Sie Ihr gutes Geld um solche Schülerarbeiten ausgeben! Auch wenn ich selbst sie Ihnen geschickt hätte, was nur ein Undankbarer wie ich unterlassen konnte, wären sie des Aufhebens nicht werth gewesen."

Eibel eilte schmunzelnd herbei und entgegnete: „Nur weiter geblättert! Ich glaube so ziemlich Ihre sämmtlichen Opera beisammen zu haben, die reiferen, die untadelhaften Meisterwerke nicht minder als die ersten noch befangenen Offenbarungen Ihres Genius. Wie hätte ich sonst denn Ihre Entwicklung im Auge behalten, Ihre Flüge verfolgen können? Das braucht Sie auch gar nicht eitel zu machen, denn ich stehe auf gleiche Weise auch mit manchem Anderen meiner ehemaligen Schüler in geistiger Berührung. Die kleine Landschaft dort rührt von einem Meister her, der schon nach den ersten Strichen meinem kläglichen Dilettantismus entwachsen; die hübsch gebundenen Büchlein hier sind Werke eines Schriftstellers, dem ich das ABC beizubringen berufen war; von einem Dritten, der ein Kirchenlicht geworden, muss sich unter meinen Papieren eine gedruckte Festpredigt finden. Wenn Sie bei mir vollständiger vertreten sind und somit bevorzugt worden zu sein scheinen, so erklärt sich dies daraus,

dass ich für Ihren Beruf, Ihre Kunst mehr Verständniss zu haben glaube.“

— Aber so viel Liebe für ein Schülerpack, das dem Lehrer den Rücken kehrt und ihn vergisst, ist für mich ein rührendes Räthsel.

— Wie die Liebe der Eltern zu ihren Kindern, welche in aufsteigender Linie auch wenig vergolten wird. Und womit belohnt denn der Baum dem Gärtner die aufgewendete Sorgfalt? Damit, dass er gedeiht und herrlich wird. Sagt' ich nicht schon früher, dass Sie von den Lehrerfreuden nichts verstehen, ja noch nichts verstehen können? Aber es steckt auch viel Egoismus darin, der, so fein er sein mag, doch Egoismus bleibt. Solch ein Lehrer-Moloch berühmt sich immer nur jener Schüler, die zu irgend einer Grösse emporgediehen sind . . .

— Güte und Edelsinn wären nicht rein und selbstlos, wenn sie sich nicht mitunter selber verdächtigten.

— Sie werden mich schon auch noch als Krittler und Nergler kennen lernen.

Heil sollen selbst Sie mir nicht entkommen. Sie bleiben doch einige Wochen hier? Sie haben hier Sommerfrische, Romantik auf Tritt und Schritt und, wenn's noth thut, auch einen kleinen geselligen Kreis. Wo haben Sie Wohnung genommen?

— Auf dem Platz, gegenüber dem alten Marmorbrunnen, dort, wo Wirths- und Caféhaus in einander fliessen.

— Dort sind Sie gut aufgehoben. Helene, mein besonderer Liebling, die seit dem frühen Tod der Schwägerin — im vorletzten Winter war's — ihrem Bruder in der Wirthschaft beispringt und sich der kleinen Kinder wie eine Mutter annimmt, ist ein braves, ein prächtiges Mädchen. Sie ist lange in Wien gewesen und spielt auch Ihre schwereren Sachen mit viel Verständniss.

— Unmöglich! rief Wimberg aus. „Sagte sie mir doch selbst, dass sie keine Note kenne. Mir fiel nemlich ihre hübsche Altstimme auf, so dass ich sie fragte, ob sie auch singe. Sie aber leugnete rundweg jedes musikalische Verständniss.“

— Seltsam! Vielleicht geschah's aus Scheu vor dem gefeierten Meister.

— Ich gab mich für einen fahrenden Musiker aus.

— Sie können ihr aber von Wien aus bekannt sein; Ihren Namen kennt sie längst . . . Eine auffallende Schelmerei!

— Ich will schon dahinter kommen.

— Sie ist aber mein Schützling, Alexander!

— Und als Ihr Schützling mir werth und heilig; keine Sorge, Papa! —

Es war Mittag geworden, als Wimberg gehobenen Herzens die alte Probstei verliess.

Bevor er zu Tische ging, stieg er noch zu seinem Zimmer hinan. Er wollte von der obersten Stufe der Treppe schon in den Seitengang rechts einbiegen, als er vor sich, an den offenen Flügeln der Söllerthür, zu welcher der blaue Himmel hereinleuchtete, Helenen erblickte.

Sie stand vor einem Tisch, Weisszeug überzählend, durchmusternd und ordnend;

im Korb zu ihren Füssen lag der blendende Hausrath noch ungesondert durch und über einander.

So blank und glatt auch all das Linnen war, so schien es den rechten anheimelnden Glanz doch erst von ihr zu empfangen, durch deren Hände es ging.

Helene hatte sich eine weisse Schürze vorgebunden, die an den Hals herauf reichte, und ihr reiches Flachshaar unter ein Netzhäubchen gebracht, das aus Schnee gesponnen schien. So waltete sie jungfräulich und hausmütterlich zugleich und diese doppelte Würde war als doppelte Anmuth von ungewöhnlichem Reiz.

Wimberg nahte mit raschem Schritt und trat, um dem Mädchen, das seine Hauswirthin war, in's liebliche Gesicht und auf die emsigen Hände sehen zu können, halb auf den Altan hinaus, von dem ihm blühende Nelken zunickten.

— Fräulein Helene, begann er, ich habe Ihnen einen Gruss zu vermelden von Ihrem Verehrer.

— O Herr Wimberg, ich habe viele Verehrer, antwortete diese mit ebenso viel Schalkheit als Einfalt, fast ohne aufzublicken.

— Von Ihrem treuesten und ältesten, vom Schuldirector.

— Der ist auch so ein Stück Musiker, nicht wahr?

— Sie strafen mich, Fräulein.

— Man darf incognito reisen, Herr Hofkapellmeister, aber ein paar gutmüthige Spiessbürger verwirren, ist ein billiges und grausames Vergnügen.

— Ich wollte nicht kränken. Hören Sie . . .

Aber ein rascher Zug an der Glocke im Vorhaus hatte einen neuen Gast gemeldet — es war um dieselbe Zeit, da gestern Wimberg eintrat; Helene knixte und enteilte die Treppe hinab.

Nun war die Verblüffung auf Alexanders Seite. Er konnte seine Entschuldigung nicht anbringen und musste den Tadel aus schönem Munde ungeschwächt auf sich sitzen lassen. Er zürnte dem neuen Ankömmling.

„Was soll nur das? fragte er sich. Wie war's möglich, mit den lachendsten Lippen und während des unschuldigsten Augenaufschlags ein so herbes Rügewort auszusprechen? Und es war vorbedacht, es lag bereit, spitz und scharf! Sie wollte ihre Verwandten und Stammgäste rächen, das ist klar, und das ist schön gehandelt — ich kann es ihr nicht einmal verübeln, denn hinterher mach' ich mir selbst darüber Vorwürfe, dass mich eine augenblickliche Laune hinriss, die Erbgesessenen zum Besten zu haben. Und hätte sie auch zehnmal Unrecht, so züchtigte sie doch so artig . . . Der Tadel klang wie eine Entschuldigung, der Vorwurf wie eine Fürbitte, der grimmige Ernst wie ein Scherz aus ihrem Munde; sie strafte und ihre frommen Augen leisteten zugleich förmlich Abbitte. Sie kennt mich — pah, aus dem Concertsaal, vom Dirigentenpult her! Meine Abenteuer liegen weit zurück und sie ist fast noch ein Kind. Aber wart', du Schlanke, du Feine, auch dein Incognito soll dir ein-

getränkt werden! Einer Rächerin der Wahrheit steht eine so handgreifliche Lüge — und Wimberg vergegenwärtigte sich Helenens weisse Finger, die das Auge des Pianisten geprüft hatte — übel an. Du sollst mir noch Noten bekennen!“

Als der Waldgebirgsrücken im Westen das Städtchen zu seinen Füssen bereits in Schatten zu hüllen begann, kam der Schuldirector und lud seinen Zögling und Freund zu einer Abendwanderung ein. Wimberg folgte freudig.

Kaum hatte man das obere Ende des Platzes erreicht und ein paar finstere Thorbogen durchschritten, so befand man sich schon im Freien, in der engen grünen Mulde zwischen dem Waldgebirge und den Festungsbergen.

Letztere sind getrennte Kegel im Halbkreise um die Stadt, sich mit schroffen Abstürzen bis an den lebendigen Stadtgraben und die zinnengekrönten Mauern der Ostseite vorschiebend, welche beide — Mauern

und Graben — einst die Befestigung gegen die Ebene vollendeten.

Sie gleichen einander wenig, diese verwüsteten und gebrochenen Akropolen, vielmehr scheint jede mit Profil und Ausdruck es auf einen absonderlichen Reiz angelegt zu haben.

Der südlichste Schlossberg ist ein grüner Bühl geworden, auf welchem einsam der Rumpf einer gothischen Kapelle steht, um welche der Vollmond den wirksamsten Zauber schlingt.

Von der nächstgelegenen Veste hat fast ganz wieder der finstere Wald Besitz genommen; die Burghalde hat sich in einen Triftplatz verwandelt und von den vier Thürmen ragt nur noch einer in alter Mächtigkeit aufwärts — es haften besonders blutige Erinnerungen an ihm, daher scheint seiner der Zahn der Zeit geschont zu haben.

Paläste für eine ebenso üppige und glänzende als kriegerische Hofhaltung trug der dritte und mächtigste Hügel auf seinem

breiten Rücken; sie bildeten eine stattliche, gegen Norden abfallende Architekturgruppe, die eine Façade der Stadt, die andere dem Waldgebirg zukehrend; weit ausgreifend streckten sie Mauerarme hügelab, den Zackenmauern auf der Ebene zu. So sehr diese Bauten auch schon zernagt und zerklüftet sind, etwas von ihrem heiter-herrschaftlichen Charakter ist ihnen noch geblieben. Ein Theil des Säulenhofes, aus hohläugigen Fenstern hervorschimmernde Reste alter Malereien sowie da und dort ein verblichenes Wappenschild mahnt an die einstige Pracht. Die Natur aber, die sich zwischen diese Trümmer von stolzem Menschenwerk eingedrängt hat, sie umbuscht und überklettert, ist lebensfroh und üppig, sei's als Gesträuch, als Geschlinge oder als Nutzgärtlein.

Der Thurm der nördlichsten Burg endlich, von Trümmern umschlossen, wie sich verwegene Gesellen um ihren Führer schaaren, ist das Musterbild eines dreisten Luginsland raubritterlichen Angedenkens.

Eibel führte seinen Gefährten nicht zu den Trümmern hinan, deren höchste Giebel und Riffe noch vom Sonnengold gestreift wurden — darin sich nach Lust und Musse zu ergehen, konnten sich Alexanders rüstigere Beine ein andermal gelüsten lassen — wohl aber machte er ihn auf die merkwürdigsten Theile, auf die lohnendsten An- und Aussichten aufmerksam und verflocht mit dieser Erklärung die wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte der Stadt und ihres Burgenkranzes.

So kamen die Beiden an einen ebenen Waldweg, der sie weiter vorzudringen verlockte. Sie gehörten also wieder mehr einander an und setzten ihre am Vormittag begonnenen freundschaftlichen Bekenntnisse und Mittheilungen fort.

Wimberg erzählte, wie er die schlanke Nausikaa beim Weisszeugordnen getroffen, und wie wacker er von ihr ausgezankt worden. Er habe sich dabei so beschämt gefühlt wie weiland der schiffbrüchige Dulder Odysseus.

Um Schuld und Sühne näher zu beleuchten, schilderte Alexander umständlich seinen Eintritt in's Gasthaus und seine Ansprache an die Gäste, indem er zu seiner Entschuldigung anführte, er könne das Stieren der Neugierde, wenn er als Fremder in einen ländlichen Kreis gerathe, nicht vertragen; wo man aber seiner gar nicht achtend fortfahre von Kind und Kegel, Ernte und Markt, Wetter und Wochenbett zu sprechen, da glaube er eine sinnlose Musik zu vernehmen, und das sei das Aufregendste für einen Theilnahmslosen.

Eibel nannte diesen Schritt einen launenhaften Einfall; so dürfe man einer krankhaften Reizbarkeit nicht nachgeben, so eine harmlose Tischgesellschaft nicht kränken. Das hätte der angedeutete Zweck auch gar nicht verlangt; warum habe der empfindliche Ankömmling nicht lieber flugs auf seinem Zimmer den Fremden-Meldzettel ausgefüllt und verabfolgt?

Helenen's erwähnte er mit keinem Worte.

Wimberg that reuig, indem er seufzte: „Zwei Zurechtweisungen an Einem Tag!“ Aber rasch ein Anderer, fügte er auch schon hinzu: „Ich möchte da und dort die Lippen dafür küssen.“

Eibel drohte lächelnd mit dem Zeigefinger.

An den Ausblicken auf das leuchtende Thal merkte Alexander, dass man auf dem Weg zum Waldbrünnlein sein müsse.

Eibel bejahte es und fügte bei: „Dort wollen wir uns auf die Rasenbank niederlassen. Dann steigen wir auf die Thalsohle nieder, betrachten uns die Ruinen in neuer Verschiebung und Gruppirung, werfen einen Blick zu den munteren Forellen und Salblingen in den Stadtgraben und kehren aussen an Graben, Zwinger und Mauer vorbeistreichend heim. So haben Sie sich dann vorläufig mit der nächsten Umgebung bekannt gemacht.“

Mittlerweile war Helene in ihrem schmucken Stübchen lebhaft mit jenem abwesenden Gast beschäftigt, gegen welchen sie zu Mittag so streng gewesen.

Sie hatte nämlich ein müssiges Stündchen, ehe es für die Abendgäste in Zimmer, Küche und Keller nachzusehen galt, und war, kaum dass sie die beiden Wanderer jenseits der Festungsberge wusste, an ihr geliebtes Piano geeilt. Ohne Wahl nahm sie ein Wimberg'sches Heft — es betitelt sich „Frühlingsweben“ — vor und setzte mit kunstgeübten Fingern die grabesschwarzen Zeichen auf den Blättern in klingende und singende Mächte, in geheimnissvolles Flüstern und Wirken, in hehres Rauschen, in einen allgewaltigen Jubelsturm um.

Die munteren Züge vergeistigten sich, während sie spielte; eine schöne Aufregung gab dem Gesicht Bedeutung, die blauen Augen strahlten Kraft und Festigkeit. Sie war nicht mehr blos das liebliche Kind, der anmuthige Kobold des Hauses oder die schöne, wirthschaftliche Weisszeugordnerin — die Kunst verlieh ihr ein neues und höheres Wesen. Aber sie glaubte auch den Künstler heute besser zu verstehen als sonst;

manche Passagen kamen unter ihren Fingern heute ganz anders zur Geltung, so dass ihr Mund befriedigt lächelte und ihr Auge wie über eine plötzlich gefundene Lösung blitzte. Sie entdeckte in den scheinbar ausdruckslosesten Stellen der Tondichtung Tiefen, und in dem dahinbrausenden Jubel erblickte sie nun zum ersten Male geordnete Massen in stürmischer Bewegung.

Die Töne verrauschten und Helene liess die Hände in den Schooss sinken. Sie sann vor sich hin und in den gedanklichen Mienen wollte sich fast Traurigkeit einstellen.

„Ob er's mir nicht doch übel genommen hat?“ seufzte sie leise. Aber entschiedener sagte sie über eine Weile: „Ich musst' es ihm sagen! Es war keck und hochmüthig von ihm . . . es hat mir ordentlich leid gethan um die Leute, die nicht wussten, wie sie d'ran waren.“

Und wieder über eine kleine Weile kleinlaut: „Es ist ohnehin besser, wenn er von mir keine gute Meinung hat!“

Und sie stand auf, langte hastig nach ihrem Künstler-Album und hatte, damit an's Fenster tretend, auf den ersten Griff Wimberg's Bildniss aufgeschlagen.

Sie betrachtet es lange, nickt und scheint doch wieder zu zweifeln. Jetzt streicht sie sanft mit dem Finger d'rüber hin, als sollt' es ihr gelingen, einen scharfen Zug zu mildern.

Es dunkelt bereits und die Augen vertiefen sich mehr und mehr in's regungslose Antlitz, als müsst' es sich beleben unter diesen Blicken.

Und schon ist das Buch bedenklich nahe den glühenden Wangen, den bebenden Lippen . . .

Doch nein, das Gesicht wendet sich ab, mit einem erschrockenen Blick zum Fenster hinaus; unwillig haben sich die Brauen gesenkt; das böse Buch liegt zugeklappt auf seinem Platz.

Helene verliess ihr Stübchen so ängstlich, als wär' es ihr nicht recht geheuer darin. —

Alexander's Erwachen am nächsten Morgen bedeutete einen vollständigen Bruch mit jener Tagesordnung, welche er sich beim ersten Betreten des Städtchens vorgesetzt hatte. Denn er schlief nicht nur nicht in den hellen Tag hinein, sondern erhob sich sogar früher als die meisten Hausgenossen vom Lager. Zudem fühlt' er sich gelenk in allen Gliedern, das Auge blickte klar, das Herz schwoll und weitete sich unter jener eigenthümlichen Spannung, welche unternehmungslustig stimmt und in's Weite drängt.

Er rüstete sich, der lockenden Morgenfrische Folge zu leisten, aber an Angel, Ruthe und Köder dachte er für seine Ausfahrt wahrlich nicht. Vielmehr begann in seinem Hirn ein klingender Spuk sich zu regen, Motive und Melodien dämmerten auf — noch wusst' er nicht, was daraus werden sollte, aber dass die Stunde der Weihe über ihn gekommen, dessen war er sicher. Und solch beglückendem Rufe widerstrebte der Künstler in ihm niemals.

Er hatte sich vorgenommen und auch für nöthig erachtet, vorerst durch ein ländliches Stillleben, durch Geduld und Anspruchslosigkeit für sein grosses Werk die Gunst der Muse herabzunöthigen und siehe da, jetzt überraschte und begnadigte sie ihn auf das Zuvorkommendste!

Er wusste, worin in diesem Falle sein Zuthun bestehen konnte: in tiefer Sammlung, in gläubiger Hingebung. Und für diese künstlerische Andacht liess sich wohl draussen die würdigste Stätte finden.

Dahin strebte denn auch sein Sinn.

Die Kunst ist ja auch ein Naturcult, wesshalb, was man im Freien dichtet und schafft, meist ursprünglicher und frischer geräth, als was man in der Stubenluft ausbrütet.

„Wie wohl sie in ihrer Thaufrische aussehen mag?“ dachte Wimberg, als er mit einem stattlichen Studienheft sein Zimmer verliess, und er dachte damit an Helene, die liebliche Ordnerin des Hauses. Die Muse gönnte ihm diesen Nebengedanken,

ja vielleicht sollte er wohl gar schon das schöne Menschenkind sich als deren Stellvertreterin denken. Gewiss hatte des Mädchens anmuthige und blühende Erscheinung bereits einigen Antheil an seiner schaffensfreudigen Morgenstimmung.

Er hätte der schönen Hauswirthin gern einen guten Morgen gewünscht, hätte ihr gern die Hand gedrückt und etwa launig dazu bemerkt, dass auch diese Hand ein Incognito Lügen strafe und dass man nun wechselseitig quitt sei, und hätte am liebsten ihr Lächeln mitgenommen auf seine Wanderung.

Sein Wunsch war bescheiden und doch blieb Helene unsichtbar für den sich zaudernd Entfernenden.

Wer ihm aber gefolgt wäre, würde ihn bald auf dem in einen grünen Bühl verwandelten Schlossberg, im Schatten des Kapellenrumpfes gelagert gefunden haben.

Es war einsam und lauschig hier oben; aber dem schweifenden Blick waren die benachbarten Ruinen, das Städchen zu ihren

Füssen, Fluss und Wald, Gebirg und Thal erreichbar. Hier liess sich eben so gut müssig sein als schaffen, und productiver Müssiggang war, was Wimberg trieb.

Bald schien er auf jedes Blätterrauschen im Busch, auf den vorüberhuschenden Vogel, auf die Schnitterinnen im Thal, auf wandelnde Menschlein und hochbeladen einherziehende Fruchtwagen zu achten, bald wieder war er so tief in sich versunken, dass ein Feldhase vor ihm hätte Männchen machen, dass ein neugieriges Reh aus dem nahen Wald ihm über die Schulter auf's seltsam bekritzelte Blatt hätte blicken können, ohne dass er's gewahrt haben würde.

Mehr als einmal stand er auf, trat durch Gestrüpp und Gestein in den verwaisten Kapellenraum oder erging sich gesenkten Hauptes am Waldsaum. Jedesmal darauf wurde der Stift in seiner Hand um so lebendiger. Er wendete Blatt um Blatt, aber das eine musste mit wenigen Takten vorlieb nehmen, wogegen ein anderes

entwickelte Folgen aufgezeichnet erhielt: Ansatz, späterer Auswahl und Durchführung bedürftig, blieb aber Dieses wie Jenes.

Ein Tropfen Schweiss, der ihm auf's Notenblatt fiel, erinnert' ihn, dass er ganz bei der Sache gewesen, wenn ihm die Arbeit auch leicht ankam. Oder stand die Julisonne schon auf ihrer Mittagshöhe? Ja, es mochte schon um die Zeit sein, da ihm gestern die blühenden Nelken des Söllers zunickten.

Dem Schaffenden entschwinden die Stunden schneller als selbst dem Geniessenden. Alexander trat den Rückweg an — hat er nicht ein Lächeln seiner schönen Wirthin verdient?

„Als ob sie auch heute wieder Weisszeug ordnen müsste!“ entgegnete sich Wimberg.

Gleichwohl war er unzufrieden, als er auch jetzt, weder bei seinem Eintritt, noch bei Tisch, noch bei der Schale schwarzen Café's, noch auf dem Wege zu seinem Zimmer Helenens ansichtig wurde.

Und sie blieb für ihn unsichtbar. Sie war misstrauisch geworden auf ihre Begeisterung für den — Künstler. Sie wollte ihr Herz in Acht nehmen, nachdem es so nahe daran gewesen, sich zu überstürzen. Gewiss hatte kein fremdes Auge ihr jungfräuliches Erröthen im Kämmerlein belauscht, aber genug, dass sie selbst wusste, wohin sie gerathen. Sie wollte so viel als möglich unnahbar sein für Wimberg und dieser selbst sollte ihr nicht mehr sein oder werden als jeder andere Gast. Es war für sie gar nicht schwer, sein Kommen und Gehen inne zu werden, um darnach sich rechtzeitig zurückzuziehen; denn für ihr waltendes Auge war das Haus nahezu durchsichtig und wo immer darin sich ein Tritt hören liess, sie wusst' ihn zu deuten.

Ein Anderes war freilich, ob sie ihm auch gern aus dem Wege ging — sie musste sich's schmerzlich verneinen. Es gab Augenblicke, in denen sie wohl gar ihren Entschluss kleinlich und lächerlich schalt und sich vorspiegelte, eine Unterhaltung, ein

Gespräch mit dem gefeierten Künstler, der ein ebenso feingebildeter als weltkundiger Mann sei, könne unmöglich eine Gefahr für sie sein, wohl aber ein hoher Gewinn und seltener Genuss, und ihr Herz habe dabei um so weniger etwas zu befürchten, als Wimberg so hoch über ihr stehe, dass für ihn die beschränkte Kleinstädterin gar nicht in Betracht komme.

Aber dass bei derlei schielenden Erwägungen eben dieses ihr Herz heimlich zu frohlocken anfing, das machte sie wieder vorsichtig und bestärkte sie in ihrem selbstquälerischen Vorsatze.

So hütete Helene ihr armes Herz und dass sie dabei nachdenklicher wurde, dass sie stiller im Hause schaltete und waltete, bemerkte sie selbst kaum, wohl aber entging diese Veränderung nicht ihrer nächsten Umgebung.

— Sie hat heut' nicht einmal gespielt! flüsterten einander die Mägde zu.

— Was hat denn die Leni? Wo steckt sie denn? Sie schaut ja d'rein, als wäre sie

heute früh beichten gegangen — bemerkte der ein' und andere Stammgast.

Ja, wenn sie ihren Augapfel mit dem wunderlichen Musiker beisammen gesehen hätten, dann wäre ihnen vielleicht ein Licht aufgegangen!

Wimberg selbst auch verkannte das Benehmen des Mädchens, sei's aus angeborner Ungeduld, sei's aus anerzogener Leichtfertigkeit, die, obwohl seit Jahren abgeschworen, doch unbemerkt noch manchmal vorbrach. Erst hielt er es für reinen Zufall, dass er das liebliche Kind nicht zu Gesichte bekam. Dann schien er eine Begegnung förmlich erharren oder ertrotzen zu wollen; denn er kam früher von seiner Morgenwanderung zurück, spielte, um in Helenen's Schaffensbereich bleiben zu können, etliche Partien Billard und setzte sich, als er am grünen Tuch keinen ebenbürtigen Gegner fand, an's Schachbrett.

Sein Partner auf diesem war ein Geistlicher, dem er sogar ein flüchtiges Interesse abgewann. Er hörte nämlich, derselbe habe

in den ersten Jahren nach seiner Weihe einen aufgeweckten Kopf, einen freien Sinn und ein fröhliches Gemüth gezeigt; manches der beliebtesten Volkslieder, theils schwermüthiger, theils munterer Art, sei nachweisbar im Text wie in der Weise sein geistiges Eigenthum. Solch weltliches Sinnen und Singen habe aber den geistlichen Oberen höchlich missfallen, wesshalb sie bedacht gewesen, die unbequeme Nachtigall flugs in eine traurige Gebirgswüste zu verbannen. Dort sei ihr die Kehle trocken und die Zunge schwer geworden. Hierher ins Landstädtchen versetzt, wo Aug' und Ohr mehrerer Amtsbrüder liebevoll seine Worte und Schritte überwachen konnte, sei der doppelt gemassregelte Mann nun vollends zum stillen Zecher geworden, der den Rest seines Grübelns ausschliesslich kühnen Schachaufgaben zuwende.

Der Contrapunktist nahm's mit dem verdorbenen Lebensphilosophen auf, wurde aber um so bälder auch seiner überdrüssig.

Und nun glaubte Wimberg auch über

Helenen's Haltung vollkommen im Reinen zu sein: sie mied ihn absichtlich und wenn sie sich ja auf Augenblicke zeigte, so nahm sie ein lächerlich-tugendsames Wesen an. Alexander schalt sie gänschenhaft und spiessbürgerlich; sie mache sich unnöthiger Weise kostbar, die schlanke Gasthausfee, redete er sich in seinem Unmuthe ein, denn so fange man ländliche Gimpel, nicht ihn. Er begann sich heimlich darüber zu schämen, dass er dieser kleinstädtischen Schönen Beachtung schenken, hinter ihrem artigen Lärvchen etwas Besonderes vermuthen konnte.

„Ach," rief er für sich aus, „leben lässt sich doch nur in jenen Kreisen, für welche Sitte und Etikette nichts Anderes als blos eine Schranke gegen Unberufene und Uneingeweihte sind!"

Und verführerische Bilder tauchten in seiner Erinnerung auf. Eine andere Helena, die meist umworbene Salondame einer nordischen Residenzstadt, kam ihm einst nach Italien nachgezogen, um mit ihm venetia-

nische Nächte durchzukosten! Mit leidenschaftlich-zündenden Blicken traf ihn jene Brünette, und vertröstende Huld lächelten ihm inmitten seiner Triumphe die blauen Augen, die feinen Lippen dieser Blonden zu! Und wie ein neues Käthchen von Heilbronn wollt' ihm ein blasses Kind folgen und dienen, und dieses hatt' er mit einem väterlichen Kuss auf die Stirn heimbeschieden.

„Fort von hier!“ ermunterte sich Wimberg, von diesen Erinnerungen berauscht; „wie ganz anders ist's doch, wo Roben rauschen und Fächer tändeln! Auf, an den See, wo Villen stehen!“

Aber der Trank der Erinnerung, den er so begierig schlürfte, blieb nicht ohne Nachgeschmack. Wieder sieht er jene Herrliche, die er mehr geliebt als all die Andern, ja, die er einzig geliebt: sie zieht an ihm vorüber am Arme des bevorzugten Freiers, eines blasirten Hochgebornen; ein kalter Blick, ein flüchtiges Lächeln, ein herablassendes Nicken und er ist beurlaubt,

abgedankt und hinausbekomplimentirt aus jenem Kreise, in welchem man Sitte und Etikette nur als eine Schranke gebraucht gegen Uneingeweihte, Unberufene oder — Abgethane!

So war Alexanders Gemüth nach kurzem freudigen Aufleben in ärgerer Zerfahrenheit denn zuvor. Der Umgang mit dem Schuldirector konnte um so weniger klärend und beruhigend wirken, als Wimberg mit seinen jüngsten Schmerzen und Zweifeln zurückhielt — konnte er dem alten, guten, aber gewiss auch pedantischen Freunde ein rechtes Verständniss für die Leiden eines Weltkindes zutrauen?

Die Schaffenslust hielt auch nicht länger an; der Born, welcher so plötzlich und gewaltig hervorgequollen, war eben so rasch wieder versiegt.

Unter diesen Umständen war's ein Glück, dass Alexander, so sehr er auch seinen eigenen Gedanken nachhing, tischüber ein fremdes Wort aufgriff und sich von ihm bestimmen liess. Mehrere Bürger einigten

sich nämlich für den nächsten Tag über einen gemeinsamen Ausflug auf die Fladnitzer Alm und versprachen sich viel Genuss davon.

Wimberg fragte, ob die Fahrt beschwerlich sei, ob er sie mitmachen könne, sich anschliessen dürfe.

Man hiess ihn herzlich willkommen und beruhigte ihn hinsichtlich der voraussichtlichen Anstrengungen.

Bis an den Fuss des Gebirges fahre man bequem und dann gelt' es einen zwei- bis dritthalbstündigen Aufstieg ohne sonderliche Mühe und Fährlichkeit.

Damit gewinne man ein grünes Hochthal, welches, von Bergriesen gehütet, von Forellenbächlein durchzogen, in stundenlanger Ausdehnung einer weltverborgenen Idylle gleiche und an dreitausend weissen Rindern eine nahrhafte Trift gewähre.

Nun kost' es allerdings noch einen Ruck bergan, über den Waldgürtel und die letzten Sennhütten hinaus, über richtigen Alpboden auf den Uebergangssattel; aber damit

erklettere man sich eine liebliche Uebersicht über das ganze Almparadies und einen grossartigen Ausblick in die Hochgebirgswelt, in welche sich drei Alpenländer theilen und welche mit ihren Zinnenwällen und Zackenreifen die Gebirgsoase mannigfach umschlungen halte.

Enzian, Alpenröslein und Speik verlohne, dass man sich bücke.

Man betrete unter eigenthümlichen Schauern den Todtenacker des Waldes, auf welchem die Zirbelföhre zu rauhbebartetem Krummholz sich verzwerge, das Gerippe vom Sturm gebrochener Bäume bleiche oder der aufrecht gebliebene Stamm verwitternd bei helllichtem Tage phosphorescire.

Und auf dem Rasen der höchsten Blössen gehe sich's sanfter als auf irgend einem anderen Teppich . . .

Diese Schilderung verfehlte nicht ihren Eindruck auf Alexander. Er versprach sich eine grosse Welt, die beschwichtigend und beschämend auf seine kleinen Zweifel und Leiden wirken müsse, eine starke Natur,

in welcher auch der Zaghafte und Unbeständige zu festen Entschlüssen gelangen könne. Er bekräftigte daher mit einem Handschlage seine Zusage, an der Höhenwanderung theilzunehmen.

Als am nächsten Morgen zur festgesetzten Frühstunde Wimberg das Wägelchen bestieg, trat unerwartet, eine thaufrische Erscheinung, Helene heran, reichte ihm die Hand und sagte: „Glückliche Almfahrt, Herr Wimberg! Und kommen Sie uns gesund wieder zurück!“

Das war warm gesprochen und die Stimme übte ihren alten Zauber aus.

Alexander, angenehm überrascht, wollte danken, aber das Mädchen war bereits in den Thorbogen zurückgetreten und des Wirthes kräftiger Brauner mit der hellen Mähne griff hurtig aus. Es war eben nur noch Zeit, den Hut zu schwenken und zurück zu grüssen, als das kleine Gefährt um die Strassenecke bog.

So hatte er ihr nicht einmal recht in die Augen zu sehen vermocht. Und doch

war er schon halb ausgesöhnt mit ihr, der er in den missmuthigen Stunden der letzten Tage ernstlich hatte grollen können. Bedurft' es eines guten Zeichens für die Ausfahrt, so war dies Helenens Morgengruss. Dem Mann im Wägelchen ward davon wohl und muthig um's Herz — er fühlt' es mehr, als er sich's sagte.

Es gab Mancherlei zu beachten und näher zu besichtigen auf der mehrstündigen Fahrt durch das Metnitzthal:

Das bescheidene Dörflein St. Stefan soll das klassische Norea sein, wo die Cymbern, ehe sie auf Marius stiessen, die Römer schlugen.

Die grüne „Römerleiten" berühmt sich, einst römisches Weingelände gewesen zu sein.

Das Wolfgangs-Kirchlein auf der Höhe von Grades ist ein Juwel spätgothischer Baukunst.

Aussen am Octogon des Karners von Metnitz verblasst, längst des Schirmdaches beraubt, mehr und mehr ein herrlicher Todtentanz.

Aber mehr als diese und andere Sehenswürdigkeiten wirkte das Gesammtbild des Thales auf Wimberg. Wie sich die Ebene zum Thal verengt, wie dieses zum Graben und zur Schlucht wird; wie das Feld allmälig von Wiese, Weide und Wald abgelöst wird; wie die Niederung gleichsam nach probeweisen Hebungen zum Gebirg ansteigt; wie das Mannigfache ins Gleichartige, das Milde in's Herbe, das Ländliche ins Alpine übergeht: all das verfolgte er lebhaft; diese Wandlung vollzog sich für sein Auge und Gefühl nicht ohne Rhythmus und künstlerische Vermittlung; im Ganzen und Grossen gewann er davon den Eindruck einer gewaltigen Symphonie.

Mit dieser runden und vollen Empfindung war's allerdings vorbei, als es an's Steigen ging. Es ist dies eine Arbeit, die den ganzen Körper in Anspruch nimmt, also dem Geist und dem Herzen zu abschweifenden Fahrten wenig Spielraum gewährt. Ein Gedankenfreund ist daher unter allen Gangarten nur der Spazierschritt, dem

der thätige Geist nach Belieben Halt gebieten kann.

Auch Wimberg's Aufmerksamkeit reichte während des Aufstiegs über das Nächste nicht hinaus; er ermuthigte sich an den hurtigen Sprüngen des Bächleins zur Seite, verwunderte sich, an dessen Rande noch blühende Vergissmeinnicht zu finden, mass mit seinen Blicken die hohen Felswände der Schlucht, nahm vom schwarzen Kohlbarren, von den frischen Holzschlägen und den weidenden Heerden Kenntniss, lauschte wohl auch einmal dem Pfiff des Geiers und wischte sich ehrlich den Schweiss von der Stirn, als die Hauptarbeit gethan, als das hölzerne Kreuz erreicht war, welches die Weg- und Wasserscheide bezeichnet.

Das Almthal selbst liess hierauf nicht lange mehr auf sich warten.

Es war für die Wanderer eine grüne anheimelnde Ueberraschung, denn es öffnete sich dort, wo man es am wenigsten suchte, ja kaum suchen konnte.

Die Sennhütten liegen zerstreut, können

aber unschwer unter einander freundlicher Nachbarschaft pflegen, bilden also ein Dorf, dessen Häuschen — dem Waldsaume, der Thalsohle und dem schimmernden Bächlein entlang — sich wechselseitig begrüssen, aber nicht beirren können.

Für jeden Nahenden gleich sichtbar sind Kirche und Wirthshaus, um so mehr, als Beide, obwohl ungleiche Hälften, ungetrennt unter einem und demselben Dache stehen.

Und diese Eintracht kommt beiden Theilen zu Statten, denn so unansehnlich jeder für sich ist, so machen sie zusammen doch ein fast vornehmes Ganzes aus.

Ein altes Sprichwort sagt, wo ein Heiliger seine Kirche baue, dort setze der Teufel ein Wirthshaus hin. Aber so gütlich wie hier haben sich Engel und Teufel als Baumeister kaum anderswo vertragen. Ersterer räumte Letzterem sogar die Krypta des heiligen Rundbaues als Weinkeller ein.

Und vorläufig wussten die durstigen Wanderkehlen dem Teufel mehr Dank als seinem lichten Widerpart.

Längere Rast gönnte man sich nicht; denn vorerst war noch die Aussichtswarte zu gewinnen.

Als man von Neuem anstieg, begann das weisse Rind bereits seinem Pferch zuzustreben, und als man die Höhe erklommen, staunte das Auge in eine hehre Formen- und Lichtwelt.

Es war des Sommertages herrliches Verscheiden im Hochland: Alpenglühen auf dieser, blauendes Dämmerweben auf jener Seite, tiefere Schatten zwischen den Thalgewänden, Nacht in den Abgründen.

Näher zaubert uns den Bergcoloss dieses Alpenleuchten; es durchglüht und durchpulst ihn, es hellt uns jede Narbe seiner rauhen Brust, jede Falte und Runzel seines stolzen Hauptes auf; es zeigt uns denselben in seinem Purpur- wie im aschfarbigen Büsserkleide.

Jener blaue Dämmer dagegen legt sich wie labend und lindernd um die wetterzerfurchten Gebirgsriesen und scheint sie

entrücken zu wollen in immer grössere Ferne, in immer tieferen Frieden.

Die wahre Ausgleichung und Versöhnung der Gegensätze kommt aber erst, nachdem des Tages Macht verblichen, mit dem Vollmond. Und eben taucht das milde Nachtgestirn gross und feierlich hinter der Karawanken Felsengürtel empor.

Mit seinem bleichen Glanze ergiesst sich Ruh' und Schweigen über diese vielgestaltige Welt.

Es ist, als ob der Sonnenuntergang ein geräuschvolles Schauspiel gewesen wäre — so still und friedvoll wird's mit Einem Male. Kein grelles Widerspiel von Licht und Schatten mehr; die Grenzen Beider fliessen in einander über, und was Hitze und Kälte war, wird zu erquicklicher Kühle.

Haben sich die schimmernden Thalgründe gehoben? senken die Berge ihre Gipfel? Der Mond scheint auch den Gegensatz von Hoch und Nieder zu mässigen, wie er den von Hell und Dunkel sänftigt.

Es ist eine andere, reichere, ahnungsvolle

Welt, die des Mondes; sie kennt keine Farbengluthen, kein buntes Blühen, kein helles Tönen: all das löst sich in leises Dunkelweben und in weisses Glänzen auf...

Wimberg gab sich ganz dieser allumfassenden, linde lösenden Macht hin. Ihm deuchte das bescheidene Erblühen der Nacht schöner als des Tages prächtiger Niedergang. Er dachte und fühlte gross und ruhig. Alles Kleinliche und Widerspruchsvolle schien von seinem Wesen abgestreift, zu dem Grauen der Klüfte und Abgründe hinabgesunken zu sein. Ueber seine Seele ging eine Mondsymphonie von alpiner Kraft und Würze.

Seine Gefährten hatten bereits den Rückweg angetreten, er aber zauderte noch immer, ihnen zu folgen, den mondbeschienenen Hang hinab und in's Walddunkel zurück, d'raus die Baumleichen gespenstig leuchteten.

Er horchte — war das nicht wie ferner Gesang?

Es wiederholte sich wieder und wieder

sich nun zu einer jener elegischen Weisen gestaltend, die um so mehr ergreifen und überraschen, als sie aus der Brust eines kernfrischen und lebensmuthigen Volkes kommen. Es war ein Lied der Nacht — Nacht und Umgebung waren auch danach angethan, den Eindruck desselben zu erhöhen.

Jetzt kam auf dem benachbarten höheren Berggrat auch der Sänger zum Vorschein. Er schritt rüstig und sicher den schmalen Steig herab und hatte ein Gewehr um — also wohl ein Jägerbursch.

Da, wo er in's Almthal abbiegen und von der weiteren Hochlandswelt Abschied nehmen soll, hält er noch einmal und sein Lied erschallt deutlich:

„Auf der Fladnitzer Alm
Bin i Woaserle*) heint,
Is a liabkalte Geg'nd,
Wann's a no so schean scheint.

I schau umi, schau übri,
Tiaf abi in'n Grab'n:
Koa Deandl, koa Herzlan,
Das mi z'liabest möcht hab'n!“

---

*) Eine Waise, ein Verwaistes.

So sang der stattliche Bursch, der gewiss nur in's Thal hinabzusteigen brauchte, um einen Schatz zu finden, seine Liebessehnsucht in die Mondnacht.

Die rührende Weise war Gemeingut und die schlichten Worte stellten sich, der augenblicklichen Stimmung entsprechend, auf der einsamen Höhenwanderung von selbst ein.

Solche Lieder entstehen und verhallen ohne anderen Zweck, als der jeweiligen Herzensregung des Sängers Ausdruck zu geben, als das Gefühl auszusprechen und loszuwerden in Einem.

Und doch ergriff Wort und Weise den aufhorchenden Wimberg übermächtig. Er seufzte jäh auf, warf sich zu Boden und drückte sein Gesicht in den Rasen.

„Koa Deandl, koa Herzlan,
Das mi z'liabest möcht habn" —

tönte es in seinem Herzen nach, und nun ward ihm Alles klar.

Die Unruhe, der Unmuth und all der Groll der letzten Tage war nichts Anderes

als Liebessehnsucht, Liebesdurst, wie er solchen so tief und gewaltig noch nie empfunden.

Seine Augen brannten ihm und wurden feucht, und doch hätt' er zugleich aufjubeln mögen: O, noch muss in der weiten Welt ein Herz für mich schlagen!

Er sprang auf und streckte seine Arme verlangend aus — gleichgiltig, nach welcher Himmelsrichtung.

All der Zauber der Nacht fiel wie ungeheuere Einsamkeit und Verlassenheit auf seine Seele, und nun er wusste, was ihm fehle, lechzt' er wie ein Fiebernder nach labender Arznei. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide . . .“

Der feste Schritt des Jägerburschen schreckte ihn aus seinen Träumereien und mahnte ihn an das, was zunächst noththat.

Alexander rief ihn an, indem er fragte: „Wollten Sie mich nicht zum Almwirth hinab begleiten? Ich habe mich in der schönen Mondnacht hier oben verspätet.“

Das sei ohnehin auch sein Weg, erwiderte

der Bursch, und so stieg man zu Zweit thalab und sprach von Gleichgiltigem.

Zuweilen blickte Wimberg allerdings verwundert zu seinem Führer auf und konnte nicht begreifen, wie für das Räthsel in seinem Innern das auflösende Wort aus solchem Munde kommen konnte. Der junge Mensch war die Gesundheit und Kraft selbst; sein sicheres Wesen schien jedes krankhafte Hangen und Bangen auszuschliessen. So mochte man sich einen Naturdichter nur schwer denken.

Aber gerade diese nüchterne Klarheit und Tüchtigkeit des Jägerburschen that dem überreizten Künstler wohl; seine Aufregung legte sich.

In der Zechstube wurden die Beiden lebhaft begrüsst. Bald stellte der Wirth eine grosse Schüssel auf, darin zwischen grüner Petersilie dicht gedrängt blau gesottene Forellen lagen; sie schienen sich noch aufzurichten und nach ihrem gewohnten bergfrischen Wasser zu schnappen. Wohlgefällig wies der Wirth auf die

unverblichenen Rost- oder Bluttupfen — sie verbürgten eine ungewöhnliche Kern- und Schmackhaftigkeit des Fleisches.

Der schwarzrothe Tiroler war das richtige neue Element für die Forellen.

Ein junger Holzknecht vom nahen Schlag spielte die Zither und deren zitternde Klänge sollten den Gesang wecken. Aber die Städter mussten erst ihre heiseren Stimmen zum Besten geben, ehe sich die Aelpler herbeiliessen, mit ihren frischeren einzufallen.

Auf den verwegenen Wunsch, die Sennerinnen der nächstgelegenen Hütten einzuladen, erwiderte der kundige Wirth, es gebe hier herum nur alte und „schieche“.

Also hatte der Jägerbursch doch nicht ganz Unrecht mit seiner Liebesklage?

Wimberg stahl sich wiederholt in die Mondnacht hinaus und spann kaum beschwichtigte Stimmungen weiter aus. Er sehnte sich, auf dem kürzesten Wege wieder unter Menschen zu kommen, unter Menschen seines Schlages, mit verfeinerten

Empfindungen und Bedürfnissen. Die Alpennatur hatte stärker auf ihn eingewirkt als auf jeden Andern; sie hatte ihn begeistert, durchschaudert, ihn in seinem innersten Wesen aufgerüttelt und seinem Fühlen und Sinnen neuen Anstoss gegeben. Er glaubte darum, in Einem Zuge nicht mehr aufnehmen, eine grössere Anspannung nicht ertragen zu können.

Und es sollte sich die Rückkehr leichter bewerkstelligen lassen, als er zu vermuthen wagte.

Ehe man nämlich — es war bereits Mitternacht und das Wetter versprach schöne Dauer — in die gemeinschaftliche Schlafstube aufbrach, wollte man noch über die Verwendung des nächsten Tages in's Klare kommen. Da stellt' es sich aber heraus, dass die zwei rüstigsten Herren den Eisenhut besteigen wollten, während zwei Andere vorzogen, die Höhenwanderung auf ebenerem Pfade bis in's Bad St. Leonhard fortzusetzen, und ein fünfter bei seinen Kunden im Gurkthal vorzusprechen gedachte.

Wollte nun Wimberg von seinen Gefährten, ohne sie zu kränken, loskommen, so braucht' er nur keinem Theil der sich selbst auflösenden Gesellschaft vor dem andern einen Vorzug zu geben.

So that er denn auch. Er verabschiedete sich von den Genossen des abgelaufenen Wandertages in der begründeten Voraussetzung, dass dieselben ob ihrer längeren Wege früher als er ausziehen würden, besprach sich mit dem Jägerburschen, der keinen störenden Begleiter abgab und sich willig bereit finden liess, die Thalfahrt mitzumachen, bis wo den Weiterziehenden ein Wagen aufnehmen könnte, und ging dann zu Bette mit Eindrücken und Stimmungen, die den Tag, dem sie entstammten, überdauern sollten.

Es war zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags, als Wimberg wieder das Städtchen vor sich sah, von welchem er um dieselbe Zeit Morgens am gestrigen Tage ausgezogen war.

Als sein Wägelchen in die Gasse rollte

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

und sich dem Hauptplatz näherte, vernahm er Clavierklänge, wie solche ihm nicht besser bekannt sein konnten. Sie gehörten nämlich einer Composition an, welche von ihm selber, von seinem Aufenthalt in Italien und überhaupt vom glücklichsten Abschnitte seines Lebens herrührte. Ihr Titel lautete „Ritorno“ — es konnten ihn sonach keine geeigneteren Töne willkommen heissen.

„Eine artige Ueberraschung!“ meinte er, indem er die Kalesche halten liess. Es war unweit der alten Probstei und er konnt' auch nicht leicht etwas Anderes vermuthen, als dass der Schuldirector das Stück vorgenommen habe, um später und gelegentlich mit kritischen Bemerkungen darauf zu sprechen zu kommen. Das sichere, verständnisstüchtige Spiel bestärkte ihn in dieser Voraussetzung.

Er eilte ins klösterliche Haus . . . aber nein, die Klänge kamen von weiter her, über den Platz herüber.

Das macht' ihn ernstlich stutzen. Zwar stellte sich allsogleich ein neuer Verdacht

ein, aber er wies ihn kurz ab: „Unmöglich! Das ist ein ausgereiftes, ein männliches Spiel . . . nur etwas zu zahm; der Spieler müsste selbst auch in Italien gelebt haben.“

Den Platz betretend konnt' er nicht länger verkennen, dass das „Ritorno“ aus seinem Hotel herüberklang — vom linken Tract her kam's, seiner Wohnung gegenüber.

Er eilte, so unauffällig es geschehen konnte, in's Haus, die Stiege hinauf — kein Bedenken! Er, der Tondichter, darf doch an sein klingendes Werk heran.

Und er drang in's Gemach und sah — Helene am Flügel.

Noch hat sie sein Kommen nicht bemerkt, noch hat er Zeit, sein Erstaunen zu bemeistern.

Soll er umkehren? Aber ihn interessirt das Spiel, ihn, den Künstler.

„Und mein ‚Ritorno‘ zu meiner Rückkehr, wie, wie seltsam!“

„Ich will ihr jetzt das Blatt umwenden . . . doch aber, wenn sie erschrickt? Und sie müsste erschrecken!“

„Es ist ihr Gemach, ihr Heiligthum, ihre Burg!“

Und der kühne Eindringling war wieder zur Thür hinaus, war froh darüber, dass es so geräuschlos geschah.

Und nun bebt' er selber, als hätt' er weiss Gott welche Fährlichkeit bestanden.

Und nun will er sich fein gedulden, bis die letzten Tacte ausgeklungen haben.

Und nun denkt er sittsam darüber nach, was er sagen soll, wie er sich am besten einführen könne.

Und nun, ja nun heisst's anklopfen . . . aber nicht zu ungestüm vor Ungeduld!

Das klang doch „Herein!“?

Und so, wie er eben von der Almfahrt kam, mit der Hand auf der Klinke, begann Wimberg eintretend: „Helene, ich habe Alles gehört, ich gratulire . . .“

Aber das Mädchen stiess einen Schrei der Ueberraschung aus. Aufspringend stellt sie sich rücklings vor's Clavier und streckt die Hände aus, wie um die Tasten zu verstecken, und schaut so verlegen und kleinlaut

d'rein, als würde sie auf frischer Unthat betreten; und kläglich stammelt ihr sonst so vorwitziger Mund: „Ich hatte Sie nicht so bald zurück erwartet, Herr Wimberg!“

Und Verlegenheit, zumal wenn sie in so rührend-unschuldiger Gestalt vor Einem steht, steckt an; Wimberg wusste auf dies wenig schmeichelhafte Wort auch nichts Geistreiches zu erwidern.

Doch ja, nun Helene Miene macht, sich zu entfernen, wirft er sich auf den Sessel, greift in die Tasten und spielt dasselbe „Ritorno“ — aber wie ganz anders klingt es! Wie sonnig und feurig! Und das Alles steht gar nicht in den Noten, da waltet freie Phantasie mit.

Helene bleibt wie festgebannt und lauscht athemlos.

Und der bessere Einfall verdrängt schnell den ersten; Wimberg bricht ab und ruft: „Fräulein, spielen wir vierhändig!“

Und schon hat er ohne sonderliche Wahl aus den aufgehäuften Musikalien ein Stück hervorgezogen.

Sollte sie sich auf diese Aufforderung muthlos abwenden? Als ob sie sich nicht hören lassen dürfte! Auf schnelleres Tempo und kräftigeren Anschlag kann man sich immerhin noch einlassen. Und er ist ja nur Musiker!

Derlei Gedanken mochten Helene bestimmen, Wimberg zur Rechten Platz zu nehmen und beherzt zu beginnen.

Es war ein ungewöhnliches Zusammenspiel, das des Hofkapellmeisters und der ländlichen Schönen, das des Virtuosen mit dem Mädchen, dessen Aufgabe darin bestand, einem belebten Hauswesen vorzustehen, das des verwöhnten Künstlers mit der einfachen Weisszeugordnerin.

Erst suchte man einander gleichsam auszuforschen, zu prüfen; dann war man der wechselseitigen Fühlung sicher und der Vortrag erhielt ein festes Gepräge; und nun kam Schwung und Begeisterung in die Sache.

Kann Helene folgen? Sie fragt nicht und zagt nicht und horcht nicht ängstlich

auf des Partners Weise. Sie hat dessen Ansporn wahrgenommen und das genügt, damit sie ihr eigenes Vermögen steigere und sich zurecht finde in der höheren Auffassung, die sich ihr eben erschliesst.

Sie achten gar nicht mehr auf einander, sondern haben sich völlig dem gemeinsamen Ganzen hingegeben. Jedes scheint seinen eigenen Weg zu gehen und bleibt doch dicht an der Seite des Andern, und Beide finden sich trotz gesondertem Flug auf gleicher Höhe der Begeisterung.

— Wir sollten Frieden machen, Fräulein Helene! sagte Wimberg, nachdem das Finale verrauscht war und sich das Mädchen rasch erhoben hatte.

Er reichte ihr die Hand hin und Helene schlug lächelnd ein.

Sie war nicht mehr das verlegene Kind von früher. Wetteifer und Inspiration haben sie über sie gehoben; ihre Wange glüht, ihr Auge leuchtet und es ist ein Götterfunken in diesem Leuchten. Sie darf sich sagen, dass sie die Probe nicht übel bestanden.

— Und nicht wahr, fuhr Alexander fort, nun täglich solch eine Stunde? Nicht mehr und nicht weniger, genau nach dem Zeiger der Uhr! Der Uebung wegen . . . es kommt auch mir zu Statten. Ja?

Helene nickte zögernd und ein feineres Erröthen beschlich ihr Gesicht.

Aber rasch fügte sie hinzu: „Sie sind noch in Reisekleidern, Herr Wimberg, und wegmüde — zanken Sie Ihre Hauswirthin aus.“

— Ja so! erwiderte der Künstler lächelnd, und dem Winke gehorsam verabschiedete er sich mit den Worten: „Also Fortsetzung morgen, um diese Zeit! Und dass mich bei meiner Rückkehr eigens mein „Ritorno“ begrüsste, dafür darf ich Ihnen doch wohl danken?“

So endete dieses merkwürdige Selbander. Der Zufall hatt' es eingeleitet, erzwungen ward's von dem einen Theile, überraschend kam's für beide, unangenehm war's keinem. Gesprochen wurde wenig dabei; in Klängen sprach es sich aus, durch Klänge verrieth es sich.

Das Städtchen war noch denselben Abend voll davon, dass der Hofkapellmeister gespielt, dass er mit Helenen gespielt, dass er auf ihrem Zimmer gespielt habe.

Und nun kam Tag für Tag die Musikstunde. Die Nachbarschaft lauschte hinter den Vorhängen, der Vorübergehende blieb auf dem Wege stehen, dem entfernt Wohnenden fiel um die gegebene Zeit ein nothwendiger Gang über den Hauptplatz ein, die Caféhausgäste versammelten sich nun früher und zogen die offene Veranda der Halle vor.

Die Uebungen machten Aufsehen, gewährten Genuss und beschäftigten die müssigen Zungen.

Zwar dass die Stunde Stunde blieb und auf keinerlei Weise weder vorweggenommen oder überschritten wurde, darüber wachte Helene unerbittlich und ihr Witz war behend genug, immer eine andere Nothwendigkeit vorzuschützen, welche eine längere Unterhaltung unmöglich machte. Aber die Wahl der Uebungsstücke hatte sich nun

einmal Wimberg angemasst und ihm stand dieselbe auch von Rechtswegen zu, und da war es wohl verzeihlich, wenn er nicht immer gleich schlüssig werden konnte. Auch war es wieder nur selbstverständlich, dass man einige Worte wechselte, während die kunstfertigen Finger ruhten.

Wer jedoch diese Zwischenstille weniger harmlos auslegte, das war die ungebetene Zuhörerschaft vor der Thür und auf der Gasse. Es gab Kunstfreunde darunter welche auf Minuten und Secunden berechneten, wie lange droben die schwierige, Wahl der nächsten Nummer währte, und daraus den voreiligen Schluss zogen, dass demnächst der musikalische Freitisch nur mehr aus einem einzigen Gericht bestehen würde.

Andere meinten, der schweigende Theil sei wohl von allem Anfang an die Hauptsache bei dieser Unterhaltung.

Ob sie auswendig spielten und dabei einander ungehindert in die Augen gucken könnten, fragte in seiner Einfalt ein Dritter.

Er sei ein gewaltiger Virtuos, wurde darauf geantwortet, dem Alles geläufig sei, und so werde er sicherlich auch seine ehrgeizige Schülerin bald dort haben, wo er sie haben wolle.

Und das Vierhändig-Spielen müsse eine sehr gesunde Uebung sein, folgerte man auf anderer Seite, denn Helene sehe seither so glücklich und munter aus wie kaum je zuvor.

Dasselbe könne sie mit der Zeit aber doch arg mitnehmen, erwiderte blinzelnd eine Vielerfahrene, welche warnen zu müssen glaubte.

„Und ich wette meinen alten Kopf," eiferte die frömmste und mitleidigste Seele des Orts jeder Nachbarin, die es hören wollte, in's Gesicht, „dass dieses gottlose Spiel mit einem kleinen Schreihals ein höchst unmusikalisches Ende nehmen wird."

So ersetzte im ergiebigsten Masse des Volkes Stimme, was dem Städtchen fehlte, nämlich eine gedruckte Kritik gegenüber Kunstgenüssen. Und da behaupte man

noch, dass das Papier geduldiger sei als die Schallwelle von Mund zu Ohr.

Sie selbst am Flügel, im traulichen Gemach, sie ahnten nicht, wie schmeichelhaft ihre gemeinschaftlichen Studien von den müssigen Freigästen beurtheilt wurden. Sie freuten sich der schönen Stunde und erharrten deren Wiederkehr mit Ungeduld. Schon war für Beide die kurze Zeit des Beisammenseins zur Krone des Tages geworden.

Helene besass den grossen Meister, den gefeierten Künstler, den Liebling der Salons täglich eine kleine Weile ausschliesslich — o sie wollte nicht ungenügsam und übermüthig werden! Je strenger sie die eine Stunde hielt, desto weniger verwirkte sie die nächste. Sie wollte ihr Glück nicht verschreien; es konnte ohnehin nur mehr die ein' und andere Woche währen. Dann muss der Meister zurück — aber ihr wird er unvergesslich bleiben; und als die lichteste Erinnerung wird in ihr fortleben seine Kunst, seine Unterweisung und seine

Liebenswürdigkeit. Sie will und darf letztere nicht losgelöst denken vom Künstler und sie redet sich ein, dass all der Gefallen, den sie an seinem persönlichen Wesen findet, doch nur seiner Kunst und seinem Genius gelte. Und so glaubt ihr junges Herz nur zu bewundern, zu verehren, während es bereits auch liebt.

Andererseits meint' es Wimberg völlig ernst, wenn er gelegentlich sagte: „Ich hätte mir von Ihnen, Helene, anderthalb oder zwei Stunden erbitten sollen; Sie legen unseren Pact zu buchstäblich aus."

Ihm wurde die Stunde zu kurz, ohne dass er sich recht zu sagen wusste, wie sie verfloss oder was er selbst aufbot, um sie auszufüllen. Helenen's Talent flösste ihm eine solche Achtung ein, dass er, seichte Aufmerksamkeiten vermeidend, sich mit ihr wie mit einem Fachmanne und Collegen besprach. Da er seit seiner Rückkehr von den Bergen wieder in schaffensfreudiger Stimmung war, so macht' er sie zur Vertrauten seiner jüngsten Gedanken, und

manche Arie, manches Duo, das einst von der Bühne herab auf die Massen wirken sollte, wurde zuerst in ihrem freundlichen Zimmer versucht. Er betrat dieses traute Stübchen mit Sehnsucht und schied daraus mit grösserer Wärme des Herzens.

Dem Schuldirector hatte Alexander aus den Musikstunden mit dem Mädchen und deren romantischem Ursprunge kein Hehl gemacht. Aber auffallender Weise schien Eibel diese Zusammenkünfte als etwas Gleichgiltiges und Selbstverständliches zu betrachten. „Hab' ich Ihnen nicht gleich gesagt, dass Helene gut spielt?“ — das war Alles, was er auf die erste Mittheilung erwidert hatte. Und wenn er sich seither nach dem, was man spiele und übe, erkundigte, so geschah dies in einem fachgemässen Ton, welcher deutlich erkennen liess, dass er bezüglich dieser Zusammenkünfte in Alexander lediglich den Lehrer und im Mädchen eine Schülerin erblicke oder erblicken wolle. War er ein blinder

Optimist oder kam ihm das Gerede der Leute nicht zu Ohren?

Es war weder das Eine noch das Andere der Fall. Die alte Verwandte im stillen Hause des Schuldirectors war nicht taub und kam häufig genug auf die Gasse und war ihrem Herrn viel zu anhänglich, als dass sie ihm nicht hätte brühwarm auftischen sollen, was des Würzigen die gute Meinung der Nebenmenschen schon Alles für Helenens Ruf zusammengebraut hatte.

Aus diesen schadenfrohen Auslassungen fauler Herzen über das Verhältniss seiner beiden Lieblinge zu einander grinste ihm ein widerliches Zerrbild entgegen.

Mehr Gewicht legt' er daher auf seine eigenen Wahrnehmungen. Alexander suchte, wenn er vom Mädchen sprach, den Ton unbefangener Freimüthigkeit zu behaupten, täuschte sich aber eher selbst als seinen alten Freund, falls er durchblicken lassen wollte, dass ihn Helene nicht weiter, als ihr schönes Talent reichte, beschäftige. Sein Bleiben, sein Thun und Lassen, sein

Stimmungswandel nicht minder als sein lehrmeisterlicher Eifer, ja auch die jüngsten Blüthen seines Schaffens bekräftigten das Gegentheil und liessen auf eine ungewöhnliche, freudige Gährung in Kopf und Herzen schliessen.

Was aber sollte und konnte ihm, dem verwöhnten Glückskinde, Helene sein? Ein Röslein mehr an seinem Wege? Nimmermehr! Ja, wenn er ihren ganzen Werth zu würdigen verstände! Beide so feine, so begnadete und im Grunde auch gleich hochsinnige Naturen — gleichgiltig konnten sie einander unmöglich bleiben, nun sie sich einmal begegnet sind.

Und können, sollen sie wieder von einander lassen, nachdem sie sich gefunden?

„Arme Helene, wie würdest du es tragen! Du bist ein starkes Mädchen, ich weiss es, und der Adel deiner Unschuld würde den Leichtsinn des Weltkindes entwaffnen, selbst in seinen vermessentlichsten Augenblicken; aber da, wo er noch immer sich reu- und schuldlos zurückzuziehen

vermeinte, könnte er doch schon deine erste und schönste Lebenshoffnung geknickt und deinen lichten Glauben an den Einklang von Welt, Kunst und Leben zerstört haben für immer . . .“

Derlei Erwägungen beschäftigten den guten Schuldirector schon oftmals. Er durchmass mit nachdenklichen Schritten seine Stube, sowie das anstossende Museum und zermarterte manche unschuldige Prise zwischen seinen Fingern. Mehr als einmal hielt er vor einer Truhe und wandte sich unschlüssig wieder von ihr. Was sie barg, hatte er bisher sogar vor Wimberg geheim gehalten; fürchtete er, ihr Geheimniss zu entweihen?

Nun hat er doch den Deckel gehoben und zurückgeschlagen und blickt vorgebeugt in die Tiefe, daraus es ihm weisslich entgegenschimmert.

Sein Blick ist ernst und traurig.

Er langt hinab und fasst, leise lüftend, mit zitternder Hand einen Schleier.

Es ist ein Brautschleier — und was da

unten weich gebettet liegt, die Falten züchtig geordnet und die Aermel mit den leeren Handschuhen wie die Hände einer Betenden oder einer Todten gefaltet, das ist ein verblichenes Brautkleid.

Der Myrtenkranz zu Häupten ist völlig verwelkt und arg zerknittert.

Ein feines Goldkettlein scheint wie um einen Hals geschlungen zu sein, der aber nicht da ist, und das Kreuzlein daran will auf einen Busen niederhangen, welcher fehlt.

Zwei Ringe von ungleicher Weite, mit einem rothen Seidenfaden zusammengebunden, umspannen den Goldfinger der Rechten — für die leere Hülse sind beide zu weit . . .

Eibel seufzte, ordnete bräutlich den Schleier und kehrte sich, rasch die Truhe schliessend, ab vom Denkmal seiner unglücklichen Liebe.

„Arme Louise! Darf ich ihm erzählen von Dir? Es geschähe ja nur, um ihm zu Gemüthe zu führen, was es heisst, ein junges gläubiges Mädchenherz bethören.

„Wenn es aber überflüssig ist? Und gewiss, es geht nicht an, ihn auch nur für einen Augenblick mit deinem Verführer zusammenzuhalten . . . je nun, dann hätt' ich ihm doch nur erzählt, wie so ich Jung-gesell geblieben. Er ist mir zuvorgekommen und hat aufrichtig gebeichtet."

Ans Fenster tretend blickte Eibel nach der Wind- und Wetterseite. Ein Gewitter stand bevor und konnte in der nächsten halben Stunde zum Ausbruch kommen. Doch gerade das schien dem alten Herrn zu gefallen, denn er überzeugte sich eben nur noch, dass es an der rechten Zeit sei, und griff nach Hut und Stock.

An der Thür glaubte ihn die sorgsame Wirthschafterin aufmerksam machen zu müssen, dass es regnen werde und dass der Schirm dem Stocke vorzuziehen sei, aber Eibel beschwichtigte sie mit einem schlauen Lächeln.

Schon nach wenigen Minuten betrat er Helenen's klangerfülltes Stübchen: „Ich komme ungeladen; denn auf eine förmliche

Einladung hätt' ich wohl noch lange warten können."

— Uebungen, verehrter Director, . . . keineswegs Productionen! entschuldigte Wimberg überrascht, aber auch sichtlich erfreut.

— Zu einem Wohlthätigkeits-Concert werde ich bald tauglich befunden werden, ergänzte Helene mit schelmischem Selbstgefühl.

Und schon hatte sich das Eine rechts, das Andere links an den Schuldirector gemacht, um ihn zum Bleiben und Sitzen zu nöthigen. Es geschah in unbewusster Uebereinstimmung und die Unbefangenheit der Gesichter that dem alten Erzieher unendlich wohl.

Er machte sich's wie auf einem Cerclesitz bequem und drängte: „Rasch, Kinder! Ihr müsst mir das Adagio wiederholen, und das Finale steht noch ganz aus. So etwas muss in Einem geboten und genossen werden. Nehmt euch zusammen, ich bin nachsichtiges Publicum und strenge Kritik zugleich."

Und mit schmelzenden, jubelnden und stürmischen Klängen nahm das Spiel seinen Fortgang. Eibel schmunzelte still vergnügt. Er war keineswegs blos Ohr, sondern spann seine eigenen Gedanken weiter. So harmlos glücklich hatt' er das Pärchen zu treffen gehofft. Also kam er nicht zu spät, wenn auch vielleicht überflüssig. Lieber Dies als Jenes. Und er sah mit leuchtenden Augen auf Helenen's Wangen die Röslein der Freude und Begeisterung.

Feurigen Blickes erhob sie sich auch mit den Worten: „So, unser Tagewerk für heute! Sind Sie zufrieden, Papa? Sagen Sie selbst, muss mich nicht die stolzeste Prinzess um diese Stunde beneiden?“

Das war ein überraschendes Bekenntniss. Es fiel beiden Männern zugleich auf.

Sie begegneten sich mit den Blicken, aber derjenige Wimberg's wich befangen zurück, als theilte er die Verlegenheit des Mädchens.

Es sollte ausgleichend wirken, was er, der sich nicht wenig geschmeichelt fühlen

durfte, erwiderte: „O Fräulein," sagte er, „so stolze Menschenkinder begnügen sich nicht mit der Gesellschaft eines müssigen Musikanten."

Helene verwünschte innerlich alle Prinzessinnen und hätte auch das vertrauliche „unser" gern ungesprochen gemacht. Es war ein reines Glück, dass sie sich dem Fenster zugewendet hatte, denn nun konnte sie, als wüsste sie gar nicht, wovon soeben die Rede gewesen, ausrufen: „Es regnet, es giesst!"

Und schmeichelnd fuhr sie fort: „Sie dürfen so bald nicht über die Gasse, lieber Herr Director! Ich weiss aber einen guten Tropfen, und auch das Schachbrett will ich holen. Oder wollen Sie lieber hinunter in den rauchigen Salon? Und ich darf wieder kommen, nicht wahr? Jetzt will ich aber nach meinen Blumen sehen — auch sie sollen ein köstliches Nass bekommen. Und drüben gibt's vielleicht schon eine kleine Ueberschwemmung, wenn das Stubenmädchen die Fenster nicht geschlossen hat."

So argumentirte sich Helene zur Thür hinaus.

Eibel blickte ihr zärtlich nach und wie hingerissen von ihrem lieblichen Wesen sagt' er: „Sie könnte meine Tochter sein, Alexander, und mehr als einmal wünscht' ich auch schon sehnlichst, dass sie's wäre. Und sie könnte vielleicht auch so blond sein, falls sie mir nachgerathen wäre — ich soll ein blonder Krauskopf gewesen sein in meiner Jugend. Sie ist eine Waise und ich sitze hier, ein verwelkter Junggesell, dessen Herz so gern Vaterfreuden gekostet hätte. Der Kindersegen des Lehrerstandes ist sonst doch sprichwörtlich . . .“

— Dass gerade Sie, verehrter Gönner, mit Ihrem liebenden Gemüth von dieser Regel eine so strenge Ausnahme machen, erwiderte Alexander mit eingehender Theilnahme, muss einen tiefen Grund haben, und zugleich einen sehr schmerzlichen, wie ich vermuthe. Ich würde längst danach gefragt haben, wenn ich nicht fürchten müsste, dort vielleicht zu verletzen, wo ich

innigst mitfühlen möchte. Ich dränge nicht, aber sollte Ihr Herz zur Stunde das Bedürfniss haben, das Schicksal zu überdenken, welches Ihr Leben zur Einsamkeit bestimmt hat, so denken sie laut — ich müsste hundertmal leichtfertiger sein, als ich zuweilen gewesen, wenn ich mit profanem Ohr und Herzen . . .

Helene trat ein und brachte das Versprochene; sie meldete aber nur, dass ihre Blumenstöcke auf dem Söller einen musterhaften Durst gezeigt hätten und dass die Gassen in Wildbäche verwandelt seien. Vielgeschäftig enteilte sie wieder.

— Ich kenne dieses Weinchen, begann Eibel, die Gläser füllend, es ist echt. Und ein gleich echtes, ein herrliches Gemüth ist, die uns den guten Tropfen aufgetischt hat. Wimberg, stossen Sie an!

— Verehrter Meister, bat Wimberg, nennen Sie mich wieder wie damals, da ich noch nichts war und einzig durch Sie zu werden anfing, was ich geworden bin.

— Sollst Recht haben, Alexander, . . .

aber auf Gegenseitigkeit, wohlverstanden! Bist Du der Grössere, so bin ich der Aeltere: das stellt zur Noth das Gleichgewicht her. Was kann auch der Gärtner dafür, wenn ihm der Baum, den er gepflanzt hat, über den Kopf wächst?

— Dass dieser Wein, entgegnete Alexander ablenkend und sein Glas erhebend, wie wir ihn als echt befinden, sich ebenso als Kummerstiller und Zungenlöser erweise!

— Du meinst die Geschichte meiner armen Louise? Ja, Du sollst sie hören. Du bist welterfahren, lieber Alexander, und kennst viele Dinge und Verhältnisse, die mir fremd sind; gleichwohl kannst Du vielleicht dem bescheidenen Volksschullehrerstande und seinem Schicksale, das sich zum Besseren gewendet hat, ein neues Interesse abgewinnen. Meine unglückliche Brautfahrt hat einen allgemeineren Hintergrund, und so darf ich auch das, was ich Einzelner gelitten, als gerächt und gesühnt betrachten durch das günstige Loos, dessen der ganze Stand theilhaftig geworden. Doch zur Sache:

Bald nachdem Du im Conservatorium Aufnahme gefunden, kam ich, wie Du dich vielleicht noch zu erinnern weisst, als Oberlehrer in's Stift St. Severin im Gebirg. Das Kloster hatte damals als Rest von einst fürstlichen Gerechtsamen noch die Patrimonial-Gerichtsbarkeit, und mit dem Hofrichter bildeten dessen Unterbeamte, sowie der Hausarzt, der Apotheker, der Förster, der Gärtner einen kleinen geselligen Kreis mehr oder minder vom Stift abhängiger Laien. Wir Volksschullehrer zählten zu diesen Stiftsbeamten und speisten auch an der gemeinsamen Laientafel. Die Verheiratheten, welche theils ausserhalb des Klosters, theils in Nebengebäuden innerhalb desselben ihren eigenen Haushalt hatten, waren in der Minderzahl, und wer von den Stiftsbediensteten sich verheirathen wollte, musste hiezu die Erlaubniss des Prälaten einholen, welche Einwilligung ebenso oft hartnäckig verweigert als überraschend schnell gewährt wurde.

Von allem Klösterlichen scheint sich

den alten Ruf am Besten und Ungetrübtesten zu erhalten die Klostersuppe oder, minder gleissnerisch gesprochen, die Klosterküche. Sie ist noch heute die Hochschule für zahlreiche Mädchen, welche sich auf dem alten erfahrungsmässigen Wege, unbeirrt von Liebig'schen Weisungen, zu Gebieterinnen des Herdes aufschwingen wollen. Was insbesondere das reiche Register der Fastenspeisen anbelangt, ist die richtige Schulung weit sicherer in der Klosterküche als in den feinsten Wirthshäusern zu erreichen. Die Klosterschüler sterben aus, ihren putzigen Talar haben sie auch in den geachtetsten Convicten bereits ausgezogen, aber Kloster-Zöglinge mit vorgebundener Schürze wird es geben, bis das letzte Refectorium zur Ruine geworden. Nun meine unglückliche Louise war Lehrmädchen in der Klosterküche zu St. Severin im Gebirg, wie deren viele neben ihr hantirten, kamen und gingen.

Louise, rechtschaffener Leute Kind, war mit ihrem zierlichen Wuchs, ihrem behenden

Wesen, ihren bald neugierigen bald schalkhaften Schwarzaugen die Jugend, die Frische, das Leben selbst. Ihre Farbe schien von der lebendigen Herdglut goldig angehaucht zu sein. Feines Geäder schimmerte an den Schläfen vor, fein war auch der Mund gezogen, doch die rothen Lippen wollten den schmalen Saum schier überschwellen. Sie lachte gern, harmlos, glücklich und wer sie lachen sah, hatte eine gute Stunde davon. Bis auf die Schürze, welche ja mit Topf und Herd in Berührung kommen musste, war Alles blank und nett an ihr, vom reichen Gewind ihres dunklen Haares bis zu den zarten Knöcheln herab.

Dieses glückliche Geschöpf wurde meine Braut — doch nein, sie hatte aufgehört, das reine, arglose Kind zu sein, als sie sich mir zu eigen versprach. Ich sage dies ohne Groll und Vorwurf; denn eben weil sie kein Falsch, weil sie die Lüge nicht ertrug, starb sie als eine Heroine der Wahrhaftigkeit.

Wie's kam, weiss ich selbst kaum mehr. Dass sie mir vom ersten Augenblick an

gefiel, glaube ich; dass ich sie liebte, in Lieb' entbrannte, sowie ich zum ersten Mal ihre zitternden Lippen küsste, das weiss ich, und ich fühle noch heut' all die beglückende Täuschung nach, die nicht lange währen sollte.

Der Weg in's Laien-Refectorium führt an der Küche vorbei und so bot sich fast täglich Gelegenheit zu kurzem, freundlichem Grusse, zu einem Neckwort hin- oder herüber. Ich scherzte mit den Kochkünstlerinnen wie Jeder meiner Tischgenossen, nur vielleicht um einen Grad schüchterner und bescheidener; wusst' ich ja nicht einmal, ob Louise, welcher mein Hauptaugenmerk galt, nicht schon Braut war. Es musste ein äusserer Anstoss kommen, mich ihr zu nähern, und dieser liess auch nicht lang' auf sich warten.

Der Stiftsgärtner war eben um die Ehebewilligung eingeschritten, war überraschend schnell und günstig beschieden worden.

Später verlautete, der Klosterschatz oder die Hand des Prälaten habe sogar die

Ausstattung der jungen Gärtnerin bestritten. So viel ist gewiss, die todte Hand erwies sich nicht immer so willfährig.

Daher meinte auch der mephistophelische Bonvivant unserer Tafelrunde, der alte Apotheker: wer heimlicher Ehekandidat sei, sollte sich die gnädige Strömung von oben zu Nutze machen, und wär' er selbst wohlbestallter Schulmeister wie ich, so wüsst' er schon, wo er sich eine schwarzaugige Frau Schulmeisterin zu holen hätte.

Ich schwieg, erröthete vielleicht sogar, beschloss aber doch insgeheim mein Glück zu versuchen. Ich war damals in deinem Alter, Alexander.

Der grosse Obst- und Gemüsegarten lag ausserhalb der Klostermauern und dahin begab sich jeden Morgen, unter einander abwechselnd, ein's der Lehrmädchen, um das nöthige Grünzeug zu holen. Wenn nun einer meiner wöchentlichen Ferialtage mit Louisen's Ausgang zusammenfiel, so konnte unschwer zwischen mir und ihr eine

unbelauschte Begegnung stattfinden. Und diese günstige Stunde kam auch.

Ich gestand dem Mädchen meine Zuneigung, trug ihr Hand und Herz an, sagte, dass das Loos eines Schulmeisters zwar kein glänzendes sei, dass ich aber ehrlich und unausgesetzt bestrebt sein würde, sie an meiner Seite glücklich zu machen.

Mein offener Antrag schien sie eben so plötzlich als freudig zu berühren; der Korb entglitt ihrer Hand, sie war ausser Fassung. Als ich sie beruhigte und die Frage inniger wiederholte, senkte sie verlegen die Augen, stammelte ein heftiges Ja und wollte enteilen. Doch ich musste mein ehrliches Recht, den Brautkuss haben! Ich versperrte ihr den Weg, fing sie in meine Arme, rang mit ihr und als ich endlich meinen Kuss auf ihre Lippen drückte, zitterten diese; ein stürmisches Werben von meiner, ein bebendes Gewähren von ihrer Seite!

Im langen dunklen Gange von türkischen

Kirschen wüsst' ich heute noch die Stelle zu bezeichnen, wo dieser Kampf um den ersten Kuss gekämpft worden ist. Ich war über die Massen entzückt von der Haltung meiner schönen Braut. Dieses holde Erschrecken, dieses Zagen und Widerstreben: stimmt' es zu ihrem sonstigen munteren Wesen oder stimmt' es nicht? Ich war nicht verlegen, dasselbe als die schönste Offenbarung jungfräulicher Zurückhaltung zu deuten.

Und nun kam meine glücklichste Zeit; sie ist es auch in der Erinnerung geblieben, obwohl sie sich nur zu bald als ein ungeheuer freventliches, als das grausamste Spiel herausstellte, das mit einem geraden, liebenden Menschenherzen getrieben werden kann. O, ich könnte von jeder Miene und Geberde, von jeder Laune, jedem jähen Einfall und geheimen Gedanken meiner Braut Rechenschaft ablegen, jetzt und so lang' ich nun schon den Schlüssel besitze zu ihrem räthselhaften Gebahren voll steter Sorge und Unruhe! Den mörderischen

Zwiespalt, der ihr Inneres zerfleischte, wohl hundertmal hab' ich ihn seither durchgedacht und durchgefühlt. Aber damals war ich blöd und hielt in seliger Verblendung für eine mit dem Brautgefühl verbundene Steigerung und Ueberreizung des Gemüthslebens, was ich in ihrem Benehmen Sprunghaftes und Widerspruchsvolles gewahrte.

Die Einwilligung zu unserer Heirath nämlich — und dass ich ruhig weiter erzähle — kam bald herab, das Schuljahr ging zu Ende und schon mit Beginn des nächsten wollten wir unser Nestchen beziehen. Meine übliche Ferienreise unterblieb selbstverständlich, dafür sollte uns aber jeder schöne Tag hinauslocken in unsere nächste Welt, durch Feld und Wald, bergan und thalab. Wir wollten uns ergehen wie abenteuernde Kinder, und namentlich Louise war eingenommen für diese Wanderromantik. Unser Verhältniss war allgemein bekannt und zu Bekannten lenkten wir auch schliesslich unsere Schritte, wenn-

gleich oft erst nach manchem Um- und Irrwege.

Auf diesen Ausflügen war Louise die wechselnde Laune selbst. Sie konnte übermüthig sein bis zur Ausgelassenheit, um bald darauf in ein dumpfes Hinbrüten, in ein schwermüthiges Nachgrübeln zu verfallen, für welches ihr Köpfchen gar nicht geschaffen schien. Plötzlich überhäufte sie mich mit Zärtlichkeiten, die mein Herz aufjauchzen und mein Blut heisser wallen machten, und ebenso unverhofft wieder wehrte sie jedem Kuss, jedem kosenden Wort mit Heftigkeit. Manchmal blickte sie mich fragend und forschend an, bis ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Wie gut Du bist!“ war dann Alles, was sie zu stammeln vermochte, wenn nicht ein krampfhaftes Schluchzen sie völlig übermannte. Aber sie war schön und lieblich, im unverantwortlichen Uebermuth nicht minder als im unverständlichen Schmerz, den sie lieber selbst wieder hinweglächelte als eingestand. Und so seltsam ihre Reden oft

auch klangen, kein unmagdliches Wort kam je über ihre Lippen, und wenn wir ruhig plaudernd Ansichten gegen Ansichten austauschten, konnt' ich mich nicht anders denn erfreuen an dem Zartsinn ihres Herzens.

Unweit vom Kloster, auf einer grünen Höhe, deren Gipfel sich im Fichtenwald verliert, steht ein Wallfahrtskirchlein, von seiner Lage Maria Schönleiten genannt. Dieses Kirchlein wählten wir zum Ziel einer Nachmittagswanderung. Die Aussicht, welche wir damit gewannen, war herrlich, und im kühlen Innern der Kapelle konnte man sich an so und so viel unorthographischen Wundern erbauen.

Ich büsste denn auch mein kritisches Gelüste und war profan genug, meine Bedenken gegen dieses und jenes der an den Wänden erzählten Heilverfahren meiner Braut mittheilen zu wollen.

Diese aber kniete vor der wunderthätigen Statue und betete so inbrünstig und weltverloren, wie nur Gretchen vor der Madonna gebetet, geschluchzt und gerungen

haben mag. Ich war gerührt und mitergriffen.

Als wir schweigend in den goldenen Sonnenschein hinaustraten, stellte sich Louise vor mich hin und sagte in ungewohntem Tone: „Du sollst mich verlassen, guter, edler Mann! Sollst mich von Dir stossen — glaub' mir, ich bin Deiner nicht werth.“

Diese Worte und dieser Ton konnten einen Bräutigam allerdings stutzig machen. Aber das unschuldsvolle, kindliche Gesicht und dieser Abendsonnenstrahl hätten in meinen Augen noch ernstere Worte Lügen gestraft. Ich erwiderte daher lächelnd: „Ja, schreckhaftes Kind, könntest denn Du mich verlassen, mich von dir stossen?“ — „O dass ich's könnte!“ antwortete sie darauf; „wie wollt' ich Gott und allen Heiligen dafür danken. Aber ich lieb' und verehre Dich ja über Alles in der Welt“ — und weinend warf sie sich in meine Arme. Und ich fühlte mich doppelt glücklich, wusst' ich mich doch ebenso geachtet als geliebt.

Auf einer ausgedehnteren Wanderung

wurden wir von Gewittern überrascht, deren erstes uns durchnässte, während uns die folgenden nöthigten, unterwegs zu übernachten. Es war um die Zeit des Wettersturzes, der uns meist mit Einem Ruck aus dem Sommer in den Herbst versetzt.

Der Wirth im Thal kannte mich und beeilte sich mit seiner Frau, uns in trockene Kleider zu bringen. Braut und Bräutigam sorgten Jedes für sich, dass die Mummerei möglichst spasshaft gerieth und die Heiterkeit des anderen Theiles erregte. Wir sassen sodann in einem gesonderten Gemach, labten uns an Speis' und Trank und fühlten uns wohl und behaglich. Oefter als je zuvor drückten wir Eins das Andere an's Herz, küssten uns heisser und heftiger, und seliger schwammen unsere Augen in einander. Wir waren jung und hatten nicht Fischblut in unseren Adern. Nenn's Heroismus oder Dummheit — mich hat's, ehrlich gestanden, blutige Entsagung gekostet, die süsse Stunde zu kürzen und dem Liebchen in's glühende Antlitz zu flüstern: „Wir

wollen in uns die künftigen Gatten ehren und ihnen nichts vorwegnehmen.“ Fast entsetzt entwand sich Louise meinem Arm, senkte dann nachdenklich das Köpfchen, grüsste abgewandten Gesichtes und ging ruhigen Schrittes in ihr einsames Schlafkämmerlein. O wie gern, wie unendlich gern wär' ich ihr nachgestürzt!

Wie Louise diese Nacht verbrachte, was sie litt und durchkämpfte, kann ich nur ahnen. Alles aber, was sie bald darauf that und vollbrachte, lässt schliessen, dass es eine Schreckensnacht für sie war, voll vernichtender Scham, unseliger Klarheit und unentwirrbarer Verzweiflung. Wohl in dieser Nacht besiegelte sich ihr Schicksal und fasste sie unter unsäglichem Weh jenen Sühnegedanken, welcher sie für mich zu einer Martyrin und Heiligen erhebt . . .

Am anderen Morgen spannte der Thalwirth seinen Schimmel vor ein Wägelchen und liess sich nicht abhalten, uns nach St. Severin zu fahren. Da Louise blass

aussah, kam mir diese Freundlichkeit auch nicht ungelegen. Louise war aber gut, ruhig, heiter. Was sie sagte, hatte einen sanften, warmen Ton. Fast auf der ganzen Fahrt hielt sie meine Rechte mit ihren Händen umschlossen. Und alles, was sie sprach, war klar, that wohl und weh zugleich; heute würde ich sagen: ihre Worte waren wie die einer gern Sterbenden — damals aber wusst' ich nicht, warum sie mich so sehr rührten.

Mit den Landpartien sei's nun wohl aus, meinte sie lächelnd, das Wetter habe uns gestern verständlich genug ausgebrummt. Dafür könnten wir uns aber jeden anderen Tag bei der Hofrichterswittwe, einer verständigen Frau, die ihr schmuckes Anwesen am stillsten Ende des Marktfleckens hatte, treffen und den Jausenkaffee gemeinschaftlich nehmen; die gnädige Frau sei ihr gut und so habe das keine Schwierigkeit.

Dies und Anderes besprach das blasse Kind plauderselig, ich aber spielte den stummen Schlaukopf und lachte heimlich in mich hinein. Längstens in acht Tagen,

dacht' ich mir, kommt das Brautkleid mit allem Zubehör, dann giebt's ein Aufgebot, einmal für dreimal, dann wirst du glückliche Augen machen, herzliebes Kind!

Der Brautstaat traf aus der Kreisstadt rechtzeitig ein; es fehlte nichts daran, weder Ringlein, noch Schleier, noch Myrtenkranz. Er ward den Händen der würdigen Hofrichterswittwe anvertraut, die ihn so in das Kämmerlein der Braut zu schmuggeln verstand, dass der erste Blick der Erwachenden auf die geheimnissvoll-einladende Schachtel fallen musste. Ein beigestellter frischer Blumenstrauss verrieth im Voraus, dass die Sendung keinen unfreundlichen Inhalt berge. Ich blieb zu Hause und erwartete mit Ungeduld, dass Louise jetzt und jetzt die Thür öffnen und athemlos in meine Arme stürzen würde. Nun durfte sie ihr künftiges Heim ungescheut betreten, und im bescheidenen Schulmeisterhäuschen gab's ja auch schon Manches zu sehen, das meiner hauswirthlichen und selbst hausväterlichen Vorsorge Ehre machen

und die künftige Gebieterin anheimeln konnte.

Als Stunde auf Stunde verrann, ohne dass sich meine Thür aufthat, trat ich vor's Häuschen und spähte auf den Weg, den sie kommen musste: dort aus der Laienpforte auf den äusseren Hof heraus, dann die breite steinerne Treppe zur alten Burghalde herauf und dann herüber in meinen stillen Mauerwinkel — aber die Ersehnte kam nicht.

Ich stahl mich zur Hofrichterin hinaus, aber auf die tröstliche Versicherung, dass Alles in Ordnung sei, eilt' ich eben so schnell wieder zurück — denn sie konnte ja eben jetzt abkommen können und wie musst' es sie schmerzen, mich nicht zu Hause zu finden! Aber sie kam auch jetzt nicht, sie blieb unsichtbar und so verstrich ein peinlicher Tag, um mich einer noch qualvolleren Nacht zu überantworten.

Als ich am nächsten Morgen unter die Leute trat, wich mir Der und Jener aus. Ich grüsste und fragte Bekannte — sie ant-

worteten verlegen. Ich drang, von dunkler Ahnung getrieben, ungestümer in sie, doch sie wollten von Nichts wissen. Als ich endlich verzweiflungsvoll aufschrie: „Um Gotteswillen, was verschweigt Ihr mir?“ — da erfuhr ich's, das Schreckliche: vor einer Stunde hatte man meine Braut an der Wehr todt aus dem Mühlbach gezogen.

Ich war dem Wahnsinn nahe, und ich hatte ein geladenes Gewehr zu Hause ... fürwahr, nicht Feigheit liess mich vom Selbstmord abstehen! Trotz geistiger Finsterniss war ich eines Gedankens fähig, eines hellen und zwingenden. „Du musst Rede stehen für sie und für dich selbst,“ sagt' ich mir, und das furchtbare Räthsel, was sie in den Tod getrieben, hatte eine dämonisch bannende Gewalt. Ich musste leben, um es zu enthüllen.

— Armer Bräutigam! Und bist Du den traurigen Beweggründen auf die Spur gekommen? schaltete Wimberg ein.

— Alles ist aufgeklärt, lieber Alexander, und schon in den dürftigsten Andeu-

tungen wird's Dich schaudern machen. So wie Louisen's Tod bekannt geworden, kam, selbst auch ein Bild des Jammers, die gute Hofrichterin zu mir und stellte mir den verwaisten Brautschmuck zurück. Sie wollt' erzählen, aber Thränen unterbrachen sie und rührende Selbstvorwürfe verwirrten ihre Darstellung. So viel trat nach und nach in sicheren Umrissen hervor: Louise kam Abends vor dem Ave-Läuten zur würdigen Frau, ungewöhnlich ernst, aber ruhig; sie erklärte, dass sie die bräutlichen Sachen nicht annehme, dass sie die Myrte nicht tragen dürfe, und dass sie, wie unendlich sie mich auch liebe, mein nicht werden könne, denn sie sei eines braven Mannes unwürdig. Ihres Bleibens sei daher hier nicht länger, sie müsse fort und habe dazu auch schon die nöthigen Anstalten getroffen. Spätestens in drei Tagen solle man mir mit ihrem besten Gruss und Dank die beschämenden Geschenke zurückbringen, bat sie. Die Einladung, bis zur Abreise bei der mütterlichen Freundin zu bleiben,

lehnte sie ab; doch von Myrte und Schleier wollte sie nochmals Abschied nehmen. Sie warf sich über das Brautkleid hin und weinte, dass es einen Stein hätte erweichen können. Gefasster erhob sie sich, und schon hatte sie die Thür halb geöffnet, als sie sich, blass wie Marmor, nochmals wandte. Es kam ihr schwer an, zu reden, und es waren ihre letzten, es waren furchtbare Worte, die sie da sprach. Sie beichtete und richtete in Einem, indem sie bekannte: Der Pater so und so — nennen wir ihn Innocenz, ja, ja, Pater Innocenz! — habe sie verführt; ihre Unerfahrenheit und ihre Scheu vor dem geistlichen Kleide, welche ihre Widerstandskraft lähmte, Beides habe er missbraucht; und nachdem das Unglück geschehen, habe er ihr Rath und Unterweisung ertheilt, wie sie sich nach einem Mann umsehen und denselben fesseln sollte . . .

— Ein teuflischer Bube! brauste Wimberg auf.

Ja, pflichtete ihm der Schuldirector mit

Nachdruck bei, so urtheile auch ich, obwohl mich dabei schon längst keine leidenschaftliche Aufwallung mehr beirrt. Wer alt wird, mit Menschen umgeht und sie lieb behalten will muss ihren Schwächen viel zu Gute halten. Bei dem Einen aber bleib' ich unnachsichtig fest: Wer, da sie ihm das Gesetz verweigert, Familienrechte und -freuden usurpirt, der muss den daran haftenden Pflichten um so gewissenhafter nachkommen, als die Verführten und Gekränkten dem Rechtsschutze gegenüber Stiefkinder sind . . .

In diesem Augenblick trat Helene ein und rief nach einem Blick auf die Gruppe der Freunde überrascht aus: „Wie, das Schachbrett gar nicht angerührt und vom Rothen aus dem Mutterfässchen kaum gekostet? Ja, womit haben sich die Herren denn unterhalten?“ — und sich selbst zurechtweisend fuhr sie fort: „Das frag' ich einfältiges Ding? Einzeln und in Gesellschaft können sich die Herren der Schöpfung in alle möglichen Gegenstände vertiefen,

während wir Frauen den Kopf von nichtigen Dingen voll haben, die Hände rühren und doch nichts vorwärts bringen.“

Auf die beiden Männer wirkte das Erscheinen des Mädchens gerade jetzt besonders wohlthuend. Sie kam wie ein Sonnenstrahl, der die Gespenster der Nacht verscheucht, und mit ihr kam eine Frische in die Atmosphäre, in der das beklommene Gemüth frei aufathmen konnte. Diese schöne, reine, glückliche Wirklichkeit gestattete nur, an Louise das harmlose muntere Kind oder an Louise die Verklärte zu denken.

Daher lag Dank, Freude und Wohlgefallen in den Blicken, mit welchen Eibel und Wimberg Helene betrachteten.

Ersterer sagte halb wehmüthig, halb neckend: „Ich habe unserem Freunde soeben von einem Mädchen erzählt, welches so schön war wie Du, so jung wie Du, aber nicht auch so glücklich, dass es auf stolze Prinzessinnen herabsehen konnte.

— Sag lieber, Papa Director, bat Helene

beschämt, dass Deine Schülerin recht bescheiden sein will, um ihr Glück nicht zu verwirken.

— Er macht's wie der grosse Schulmeister im Himmel, tröstete Alexander, welcher züchtigt, wen er liebt. Er nimmt zuweilen auch mich noch unter seine Fuchtel.

— Ich sollt' ihn dafür wohl länger noch im Dunkel lassen? Was doch die Junggesellen für unbehilfliche Leute sind! Es wird Nacht, hier sind Zündhölzchen, hier der Leuchter . . .

— Da eine lichte Fee eintrat, bemerkten wir gar nicht, dass es finster wird, schmeichelte der Alte.

— Gute Geister soll man aber nicht ansprechen, vermuthlich weil sie besser zu verschwinden als zu antworten wissen, erwiderte Helene, welche Licht gemacht hatte und sich mit einem Knicks empfahl.

Eibel nahm die Mittheilung seiner Erlebnisse wieder auf und sagte: „Wie so ich ledig geblieben, begreifst Du nun, Alexander.

Von St. Severin nahm ich Abschied mit einer Eingabe, die wahrlich nicht ins Kloster-archiv gewandert sein wird. Die Mönche waren schlau genug, meine weiteren Wege nicht zu kreuzen; der jüngste Scandal verdumpfte innerhalb der dicken Klostermauern wie so manche früheren. Ich aber, nun mir einmal die Schuppen von den Augen gefallen waren, gewann Einblicke in die häuslichen Verhältnisse meiner Fachgenossen, die mich elend machten und mit wachsendem Grimm erfüllten. Ich weiss, wie die geschwornen Cölibatäre die Oberhoheit der Kirche über die Schule auszubeuten liebten. Wo sollte, wo konnte der arme Schulmeister den Muth hernehmen, seinem ersten Vorgesetzten die Thür zu weisen, wenn derselbe als Hausfreund vorsprach? Er konnte seine Stelle aufgeben und mit Weib und Kind flüchten, aber überall, wo er ein neues berufsmässiges Unterkommen suchte, fand er auch dieselbe Abhängigkeit von der — Kirche wieder. Er konnte den wahnwitzigen Einfall haben

zu klagen, aber seine Beschwerde ging wieder nur an geschworene Cölibatäre, die an den Schwächen ihrer Standesgenossen Nachsicht zu üben Grund hatten, und wenn sie wirklich helfen und retten wollten, Dank dem durchgreifenden System wenig ausrichten konnten. Der sprüchwörtliche Kindersegen des Schulmeisters — o wie viel begründeter Zweifel, heimliche Scham, stille Verzweiflung und dumpfe Ergebung ging oft nebenher! Statt Frohsinn und Geweckтheit war in vielen Lehrerfamilien ein gedrücktes Wesen, ein unheimlicher Geist, ein düsteres Geheimniss zu Hause, und der leibliche Nothstand war nicht selten geringer als das geistige Elend, das sich den Blicken zu entziehen suchte. Und nun denke man sich ein moralisch angefaultes Geschlecht, aus welchem am häufigsten wieder Schullehrer, Geistliche und Lehrersfrauen hervorgingen: die düsteren Perspectiven sind gar nicht abzusehen!

„Lange siechte meine Hoffnung hin, dass

es besser werden, dass zwischen Schule und Kirche, um nicht Geistliche und Lehrer zu sagen, ein gesunderes Verhältniss eintreten könnte. Endlich aber rüttelten wackere und berufene Männer denn doch an der alten Abhängigkeit, und nun lebte mein Herz auf. Ich hoffte, bangte, fieberte. Wie gern hätte ich den Vertretern der Sache meine persönlichen Erfahrungen auf die Zunge gelegt! Wie drängt' es mich Mandatlosen vorzutreten! Wie lauscht' ich mit Ungeduld, dass endlich auch einmal die sociale Seite der Frage zur Sprache käme! Mehr als einmal schien's, als könnten unsere erbgesessenen Gegner die Oberhand behaupten, als müsst' es bei der alten Knechtschaft, bei der überkommenen Schmach verbleiben. Doch der 25. Mai 1868 brachte den Sieg.

„Ich hätte freien können aus Freude darüber, wenn ich nicht schon ein zu alter Knabe, wenn mir das Andenken an die Martyrin Louise nicht zu heilig gewesen wäre. Aber dieser wahrhaftige Maientag

ist und bleibt für mich ein Festtag. Ich freue mich für den jungen Lehrerstand, der sein Glück gar nicht gebührend zu schätzen weiss, und wo in der Nähe ein College seine Braut heimführt in einen gesicherten Ehefrieden, da muss ich dabei sein. So trag' ich mein Junggesellenthum leicht, wenn nicht, wie eben heut', das Wetter zu empfindlich an alte Narben rührt . . .

„Doch draussen hat sich's verzogen, die Wildbäche sind abgelaufen, ich kann aufbrechen. Vergieb, wenn mein Dazwischentreten euch die Musikstunde verkürzte. Ihr könnt' es morgen wieder einbringen."

Wimberg gab dem Director das Geleit in die alte Probstei. Man sprach unterwegs kein Wort. Gleichgiltiges wollte nach so Schicksalsschwerem Keinem über die Lippen. Aber an dem Händedruck, mit welchem Alexander sich verabschiedete, merkte Eibel, dass seine Mittheilungen im geliebten Schüler und Freunde nachwirkten.

In der That, es arbeitete gewaltig in Alexander's Kopf und Herzen, so unklar

er sich auch noch darüber war, was das Alles bedeuten wolle. Er fühlte eine lebhafte Unruhe und das Bedürfniss, sich zu regen, zu ermüden. Zu lang' auf Einem Fleck gesessen zu haben, meint' er. Die Nacht war kühl, der Mond stieg empor — derselbe, welcher auf der Hochalm so sehnsuchterweckend über ihn dahingezogen —, Sterne leuchteten vom Himmel und der Regen war so ausgiebig niedergegangen, dass er die Strassen sozusagen trocken gespült hatte.

Wimberg schritt an seinem Wohnhaus vorüber in's Weite. Er achtete des Weges nicht und so blieb er auf dem bequemsten, auf der geraden breiten Landstrasse. Bald hatt' er das Städtchen hinter sich; Häuser und Gehöfte verloren sich beiderseits; in die Stille brach nur von da und dort fernes Hundegebell vor; aber erst, als ein die Strasse sperrender Mauthbalken ihm ein fühlbares Halt gebot, ermass der Wanderer, wie weit er gekommen.

Das Mauthhaus gehörte bereits dem der

Stadt benachbarten Marktflecken an. Wimberg musste wohl auf den Rückweg denken, aber, dem früheren Stürmer ungleich, hielt er nun wieder und wieder inne, die Stirn gesenkt, sinnend, seltsam.

Dass der Bach hochgeht und missfarbig ist, davon kann er sich mit Einem Blick überzeugen, gleichwohl weilt und lauscht er auf der Brücke, als lockten ihn Nixen.

Die Esche hat vor Ihresgleichen weder dem Bau noch dem Alter nach etwas voraus, dennoch steht er vor ihr und scheint nicht übel Lust zu haben, Zwiesprach zu halten.

Ja, der Mond spiegelt sich selbst in einer Pfütze rein, aber weiter ist an diesem Tümpel doch nichts zu bemerken.

An der Feldkapelle lassen sich die verblichenen Farben gewiss auch Nachts nicht entziffern, und dieser Hund beisst nicht, wie Alexander schon wissen konnte; denn er ist derselbe, der ihn auf dem Hinweg angebellt hat . . .

Als Wimberg wieder das Städtchen er-

reichte, bemerkte er in einem erhellten Gartensalon noch Gesellschaft. Er erinnerte sich, noch nicht zu Abend gegessen zu haben, und glaubte Hunger und Durst zu verspüren. So trat er denn ein und da er gern für sich blieb, so konnt' es ihm nicht unangenehm sein, hier fremden Gesichtern zu begegnen.

Und er hat schon Platz genommen — aber wie kann man sich denn so abkehren, eine solche Aussicht wählen? Ihr thut zu leutscheu, Maestro! und das dort an den Wänden der Gartenmauer ist ein sinnwidriges, grelles Farbengekleckse: hier eine Burg auf zugänglichstem Terrain — dort Klippen härtesten Gesteins auf demselben Boden, den ein verschilfter See und eine sumpfige Wiese einnehmen — gleich daneben ein fester Thurm ohne Pforte, doch mit scheunenthorgrossen Fenstern in bequemer Höhe und dergleichen landschaftliche Undinge mehr!

Wimberg ärgerte sich über diese ungereimten Pinseleien und wendete den Blick

ab. Aber sie hatten es ihm angethan, die naturwidrigen Fratzen; wieder und wieder musst' er sie ins Auge fassen und er stierte so lange auf sie hin, bis er sich erinnerte, dass er sich schon einmal über sie geärgert hatte.

Unsinn wird nur durch Sinn bezwungen, das scheint ihm endlich aufzudämmern. Schon reizen ihn die Bilder weniger, schon erträgt er sie ruhig und nun kann er über sie, über seinen Unwillen bereits lächeln.

„Symbolisch muss man sie nehmen", meinte er für sich, „dann passen sie auf mich, als wenn ich sie selbst ausgeklügelt und eigens bestellt hätte. Hoch und herrlich glaubt' ich einst mein Lebensglück aufgebaut, doch der Boden begann zu weichen, er war sumpfig, gerade so wie dort.

„Wie stolz machte mich diese und jene Eroberung, wie wurde ich darum beneidet! Festungen waren es, die ich einnahm, wie die dort mit gesenkter Zugbrücke und offenen Thoren. Und nun gar der feste Thurm, in welchem ich mein Herz so wohl-

gehütet glaubte! Die Pforte war weislich vermauert, aber durch die scheunenthorgrossen Fenster kam's aus- und eingeflogen; kein Thurm, sondern ein Taubenschlag! Es ist an Alledem nichts Rechtes gewesen . . ."

Mit diesem Gedanken ging er heim, mit ihm schlief er ein. Wer wohl den Reigen seiner Traumbilder führte, die dunkle Louise oder die lichte Helene? —

Zur nächsten Musikstunde erschien Wimberg eigenthümlich zerstreut und befangen. Er grüsste kurz und stumm. Sein Blick irrte im Zimmer umher, als sucht' er den Augen seiner holden Partnerin auszuweichen. Er setzte sich an den Flügel und präludirte, wie um seine Gedanken zu sammeln. Noch hatt' er kein einleitendes Wort gesprochen und eine Handbewegung war's, mit welcher er Helene zum gemeinschaftlichen Spiel einlud.

Man war noch nicht zur Mitte des ersten Satzes vorgedrungen, als er, der Meister, aus dem Tact kam und von dem

was in den Noten stand, willkürlich abirrte.

Helene hielt befremdet inne.

— Helene! hob er fast feierlich an, Helene, wenn Sie mich ein bischen lieb haben, so . . . beginnen wir von Neuem.

Wie sonderbar!

Bald war es aber wieder Alexander, der dem Stücke, das er doch selbst aufgelegt hatte, Gewalt anthat. Dasselbe gefiel ihm heut' ersichtlich in keiner Weise. Er raffte einige Accorde wie Kraftgedanken zusammen und forcirte damit den Schluss.

Dann sprang er auf, stellte sich vor das Mädchen, das sich vergeblich in das wunderliche Wesen des Freundes zu finden suchte, und sprach in einem gequälten, fast barschen Ton: „Helene, Sie kennen Clara Schumann — ich meine nicht ihr Spiel; dies ist allerdings schon überholt, und es ist nur mehr Pietät, wenn man demselben Beifall spendet. Aber was sie ihrem Mann, was sie dem Künstler war, das wissen Sie doch? Ein liebendes treues Weib, eine verstän-

dige Lebensgefährtin, eine Kennerin, eine Schätzerin seines Strebens und Schaffens . . .“

Er machte eine Pause und schien nach Athem zu ringen.

Helene sass da mit der rührendsten Verzagtheit auf ihrem Gesichtchen. Es wollt' ihr so gar nicht gelingen, dem herrischen Gedankengang des Meisters zu folgen.

— Nun denn, Helene, fuhr er fort, seien Sie meine Clara! . . . Helene, werde mein Weib!

So rang sich's los von seinem Herzen.

Und es wirkte aufregend, überwältigend.

Helene presste die Hand an's Herz, das zu zerspringen drohte. Alles Blut schien aus ihrem Antlitz gewichen.

Aber schon im nächsten Augenblick überpurpurt' es eine wahre Sturzwelle.

Mühsam erhebt sie sich und mit feuchtem Blick, darin Stolz, Zorn und Zweifel ringen, antwortet sie stammelnd: „Für einen Scherz wär' es zu grausam — also kann's nur eine Uebereilung sein . . .“

— Was, Uebereilung? Bin ich nicht Mannes genug?

— Ich armes, kleines Ding, was könnt' ich Ihnen sein?

— Lüge nicht ... Du fühlst Dich selbst auch! Heuchle nicht Kleinmuth!

— Ja, und wenn ich Dich liebe, so will ich 'was Rechtes sein.

— Natürlich, mein Alles! jubelte Alexander; mein Alles neben meiner Kunst, die ja auch Dir heilig ist!

Nun freilich konnte das standhafte Herz Helenen's nicht länger widerstehen; sie sank dem tyrannischen Werber, dem Längstgeliebten gläubig, überselig in die Arme.

An diesem Tag erklang keine Taste mehr und wurde die Stunde des Beisammenseins um ein Beträchtliches überschritten. —

Ihr Brautexamen legte Helene vor dem Papa Schuldirector ab.

Sie kam in früher Morgenstunde zu ihm, kleinlaut und verzagt. Sie konnte an ihr Glück nicht glauben, quälte sich mit Zweifeln, ob sie dem gefeierten Manne genügen,

ihn glücklich machen werde, bangte vor der grossen Stadt, die sie doch schon kannte, und vor dem grossen Anwerth, den ihr Bräutigam, ihr Mann dort finde.

Eibel war grausam genug, sich anzubieten, die Sache mit Schick wieder rückgängig zu machen.

Das brachte die Braut aber vollends ausser Rand und Band.

Sie brach in Thränen aus, und der schlaue Seelenforscher wusste genug.

Er änderte das Verfahren, öffnete das Schatzkästlein seiner Erfahrungen und gab dem verständigen Mädchen manchen werthvollen Wink für ihre künftige Stellung an der Seite des Künstlers.

„Künstlerblut, sagte der Alte u. A., ist etwas leicht, aber zugleich edel und kostbar. Findet der Künstler ein heiteres Gesicht zu Hause, so ist ihm die Muse nicht fern. Mit kleinlichen Sorgen darf man seine Cirkel nicht stören; daher geziemt der Frau eine ruhige wirthschaftliche Selbständigkeit. Seine Launen sind um so weniger ernst zu

nehmen, als sie gewöhnlich ein gutes Anzeichen abgeben, dass in ihm etwas Neues gähre; mit zunehmender Klärung in seinem Kopfe verschwinden sie von selbst. Ebenso unerschütterlich wie an den Werth des Mannes glaube die Frau an seinen künstlerischen Beruf; ein Zweifel von ihrer Seite verletzt ihn tödtlich — hat er doch mit eigenen Zweifeln genug zu kämpfen. Desgleichen verkenne sie auch nicht sein Bedürfniss nach Einsamkeit; unter allen Umständen und in jeder Umgebung vermag nur der Handwerker zu arbeiten. Mit seinem Beruf gehört der Künstler der Welt, der Oeffentlichkeit an und nicht immer kann er dahin auch seine Häuslichkeit mitbringen. Huldigungen, seinem Talente, seinen Leistungen dargebracht, so bedenklich sie sich ansehen mögen, sind der Frau selten gefährlich. Nicht der äussere Erfolg, sondern die stille Vollendung eines neuen Werkes werde als häusliches Fest gefeiert, und zwar so lange noch die Schöpferfreude, die sich selbst erprobt hat, währt. Der Künstler

ist ein Kindernarr und bleibt in vielen Stücken zeitlebens selbst ein Kind — die sicherste Bürgschaft für das Glück der Gattin und Mutter. Der Künstler ist ein Phantasiemensch; schwunglose Verständigkeit wird sich schwer mit ihm vertragen, während, wer seine Phantasie einnimmt, auf sein Herz zu wirken vermag. Uebrigens, schloss Eibel seine väterliche Unterweisung, ist die Liebe erfinderischer und schneidiger als alle Erfahrung und Weisheit; lass Dich von ihr berathen und Du wirst gut fahren."

Helene verliess die alte Probstei, eine glückliche und muthige Braut.

Als die Verlobung bekannt wurde, gerieth das ganze Städtchen in Aufregung. Zur Ehre desselben sei gesagt, dass die wohlwollenden Stimmen vorklangen und das Uebergewicht hatten.

— Der Schuldirector leistet Gutstand für ihn.

— Sie hat ja schon bei ihrer vornehmen Tante in Wien mit der feinen Welt Bekanntschaft gemacht.

— Ist mir nicht bang' um sie; ein gescheidtes Köpfel ober einem Herzen, einem guten, kommt überall durch.

— Und gern muss er sie haben, warum hätt' er sich denn sonst gerad' die ausgesucht? Vermögen ist kein's da, ausser was auf dem Haus liegt.

So äusserte man sich hier und dort über das brennende Ereigniss.

Der Schach-Pfarrer nickte zustimmend und gestand: „Er hat mir auf Einem Sitz drei Partien abgewonnen.“

Nur die frömmste und mitleidigste Seel' des Ortes eiferte laut: „Und ich glaub' es nicht früher, als bis sie vor dem Altar steht. Und dann ist erst noch die Frag', ob man ihr nicht das Kränzel herunterreisst.“

Die gute Haut! Auch der letzte Schmerz ist ihr nicht erspart geblieben: Helene schritt zum Traualtar und trug ihr Kränzlein in Ehren.

Zur Hochzeit hatte Wimberg auch den Jägerburschen laden wollen, der ihm auf der Fladnitzer Alm das Herz so liebekrank ge-

sungen. — Dieser stellte sich aber keineswegs bedingungslos; er liess zurücksagen: Er machet' sich schon eine Ehr' daraus, wenn er nur auch — seinen rechtschaffenen Schatz mitbringen dürft'.

— Ein Schlingel! lachte Wimberg auf.

— Anstandslos bewilligt! entschied Helene.

Und wer ist denn Brautführer gewesen?

Selbstverständlich Papa Schuldirector, der Junggeselle.

DER SCHLOSSGÄRTNER

VON

SCHÖNBRUNN.

Meister Denucci trat vor seine Bude heraus.

Er hört es gern, wenn man die erste Silbe seines Namens betont, lässt sich lieber Pierre als Peter rufen, lieber Parrucchiere als „Balbierer“ schelten.

Gewisse Nachmittagsstunden sind darnach angethan, dass man frische Luft schöpfen darf, indem man nach Kunden ausblickt. Es weht zwar, stossweise Staub aufwirbelnd, ein garstiger, kalter Wind; das Frühjahr hat sich arg verspätet; und „che Maggio!“ seufzt der Haarkünstler. Aber für die mustergiltige Lockenrolle seiner Perücke braucht er doch nicht zu fürchten.

Denucci ist zwar ein dürres, trockenes, aber zierliches Männlein, das allzeit auf ein

blankes Jabot sieht, und dem Strumpf und Schuh gut sitzen. Er lässt, selbst wenn er hantirt, die Berloques baumeln und wenn er über die Gasse geht, guckt unter dem galonirten Rock richtig der Degen hervor. Wie hätt' er sonst auch die schöne Jungfer Babett', eine Schöberlin und Hausherrntochter von der Laimgrube, heimführen können? Lang' her ist's freilich schon.

Nun ward der sinnende Meister einer gemächlich heranrollenden feinen Hofkutsche gewahr. Er sah schärfer zu und nach einem Blick in den geschlossenen Glaswagen riss es ihn zu einem tiefen Compliment hin, darin er unwillkürlich verharrte, als wollt' er versteifen.

— „Ei, ei, Magisterlein, was habt Ihr denn so Grosses geschaut?“ fragte den Verzückten lächelnd ein stattlicher alter Herr, welcher, auf seinen rundlichen Beinen wohl etwas zipperleinschwach, an der Seite seines erwachsenen Sohnes aus der Seitengasse einbog.

— „Halten zu Gnaden, Herr kaiserlicher

Rath!“ erwiderte, nun in sanfterem Bogen sich herwärts schnellend, der Angeredete. „Ihro Majestät die Kaiserin . . .“ Und er wies die Mariahilfer Strasse entlang. Die Hofkutsche entschwand an der Linienkapelle vorüber soeben den Blicken.

— „Schon auf dem Wege nach Schönbrunn? Und bei diesem Wetter? Das sollte mich Wunder nehmen,“ entgegnete der Stattliche an des Jünglings Seite.

Pierre wollte antworten, aber eilig aus dem Hausflur herbeikommend schnitt ihm die rüstige Ehehälfte das Wort ab: „Guten Tag, Herr von Gruber! Guten Tag, Monsieur!“ begann sie leicht knixend, und in Einem Athem fuhr sie fort: „Was schwatzt er denn wieder, der Perückenstock? Und die Ladenthür lässt er offen, dass der Staub hineinfliegt — 's geht dann wohl weniger Puder auf, gelt? Wer hätte sich einen solchen Mai erhofft! Meine Vefi hat vorgestern durchaus in den Prater hinunter wollen. Nichts da! hab' ich gesagt — dass du eine ganz falsche Idee kriegst von der

Praterfahrt etwa? Sie ist noch jung und kann warten. Die Blauveigerlfarb' ist heuer in der Mod' und selbst die Laufer sollen blau angelaufen gewesen sein, hör' ich."

— „Und doch", fiel sichtlich erlustigt der Rath ein, „und doch zieht die Kaiserin schon auf's Land."

— „Wer sagt das? Wer hat es gesehen — mein Mann etwan? O der sieht, wenn's d'rauf ankommt, bei helllichtem Tag Geister. Und in dem einfachen Kutschenwagen vielleicht gar, im zweispännigen, der eben vorüber ist ohne Vorreiter, ohne Leiblakeien hinten auf?"

— „Aber", wagte Pierre einzuwenden, „ich kenne doch wohl Ihro Majestät; habe schon, ein ganz kleines Ragazzo, Eviva geschreit, wie sie Einzug gehalten in Florenz als Arciduchessa . . ."

— „Ja, und das vergisst sie dir nicht, und das sind Deine Hauptmeriten, und derentwillen fährt sie Dir just an der Nase vorbei in ihren Sommerpalast!"

— „Frau Tant', es hat schon seine Rich-

tigkeit“, sagte ein Neuherangetretener, ein auffallend hübscher Bursch, ruhig.

— „Halt' Dich grad!“ fuhr Frau Babett', sich nach ihm kehrend, fort. „Du siehst aus, als ob Du die Stadtguardia oder das Rumorhaus hinter Dir hättest. Das ist der kaiserliche Rath, Herr v. Gruber, der eine Reverenz verdient — Was man den jungen Leuten nicht Alles beizubringen hat!“

Und zum Rath gewendet, setzte sie ihre Vorstellung fort: „Er ist meiner Schwester, der Riegerin, ihr Sohn und Gärtnerjung, und heuer kriegt wohl noch früher der Schneeschaufler 'was zu thun als er. Und muss der eingebildete Mensch nicht Muki heissen? Wie lang' ist's denn her, dass sie den neuen Heiligen aufgebracht haben und dass er beim Schanzel unten seine Kapellen hat? Red' also, was Du weisst!“

Und Muki erzählte: schon heute Vormittag seien mehrere Wagen mit Hofdames und Kammermenschern zur Hundsthurmer Linie hinausgefahren, und auf dem Bock der Hofkutsche, welche da vorübergekom-

men, habe er den alten Leopold, der Kaiserin ihren liebsten Leibkutscher, erkannt und dass dieser die Pferde nicht überjage, das wisse man eh auch.

Das war Wasser auf die Mühle der red-seligen Frau. „Sag' ich nicht immer", rief sie aus, „dass die hohen Herrschaften nicht mehr viel geben auf ihr Ansehen? Im Zweispänner ohne Vorreiter und Leiblakeien — wo kommen wir noch hin, wenn's so weiter geht? Kaum dass die Frohnleichnamsprocession übrig ist. Und was für eine schöne Leich' hat doch noch der Prinz Eugenius gehabt — just in demselben Jahr, wie die Kaiserin geheirath't hat gehabt! Mein Gott, und jetzt ist schon wieder ihr Seliger, der gute Kaiser Franz, an die vierzehn, fünfzehn Jahr' todt! Sie hat wohl schon viel auszustehen gehabt, unsere Kaiserin — die vielen Krieg' und die vielen Kinder! Mir macht schon meine Vefi genug zu schaffen . . ."

Und der feschen Frau feuchteten sich die Augen.

Aber der Wind sprang ebenso rasch

wieder um. „Wie ich sag“, fuhr sie fort, „zwei Stunden hat der Zug gedauert aus der Himmelporten in die Kärntnerstrassen, beim Kärntnerthor an der Wacht vorbei, die Augustinergassen aufwärts, übern Kohlmarkt, Graben, Stockameisen-Platz in die Stefanskirchen. Und das weisse Leibross mit dem aufgebundenen Harnisch haben zwei Reiter geführt, und die übrigen Handpferde sind ein's wie's andere mit schwarzen Tüchern überhüllt gewesen. Da hat man sich doch satt schauen können . . .

„Und einen heilsamen Schrecken und Grausen hat's abgegeben, wie sie den Malefizmenschen, den „Luftspringer“, haben auf den hohen Wagen gesetzt, bei der Schranen als an der Richtstatt mit glühenden Zangen gezwickt, alsdann auf die Gänsweid' geführt, mit dem Schwert hingerichtet, auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Aschen in den Donaustrom geworfen! Und heut'? Nicht einmal ein gewissenloser Bäck wird mehr geschupft und in's Wasser getunkt. Das Bauern- und Hochzeitsspiel

ist uns verboten worden, den „Wurstl“ wollen sie uns ausreden und über kurz oder lang' wird's auch keine „Hetz'“ mehr geben dürfen bei den Weissgerbern unten. Wird die Welt nicht immer langweiliger? Und daran sind die gelehrten Herren Schuld.“

Damit wandte sich die Frau Babett' der Hausthür zu, aber der kaiserliche Rath wusste sie noch zurückzuhalten, indem er sagte: „Eine kleine Berichtigung, Frau Denucci! Der „Luftspringer“ ist nicht wirklich gezwickt worden; man hat ihm nur mehr die glühenden Zangen vorgewiesen ...“

— „Schad', hätt' ich bald gesagt; aber man kann doch nicht wissen, ob der Herr Rath nicht noch selber ein Staberl zu brechen hat. Ist's vielleicht auch nicht ganz wahr, dass ich, ein wildes Ding, durch die Säulen bei der Borromäi-Kirchen durchgekrochen bin? Sie sind hohl, ganz hohl, kann ich sagen.“

Der Herr Rath lachte, und Muki rief wie plötzlich erleuchtet: „Frau Tant', ich weiss, was ich zu thun habe.“

— „Hast uns auch lang' genug d'rauf warten lassen."

— „Ich geh' nach Schönbrunn fragen; der Schlossgärtner Schoot hat mich ja sonst gut leiden können."

— „Nimm Dir einen Haudrer vor der Linie, wenn Dir um Deine langen Beine leid ist. Und hörst, Muki, kehr' bei uns zu, wenn Du etwas Neues erfahren."

Der Bursch empfahl sich; nicht ohne Wohlgefallen blickte ihm die Spötterin nach, und zu den Herren gewendet, bemerkte sie: „Er ist sonst nicht auf den Kopf gefallen, der Muki." Dabei wiegte sie sich leicht in den Bouffanten und dass sie des Haarkünstlers würdige Gattin, beweist der tadellose Herisson.

Nun trat aber Vefi aus dem Haus und flüsterte der Frau Mutter einige Worte zu — vielleicht betrafen sie die Putzwäsche und das Bügeleisen; eine schlechte Wienerin, die im Häuslichen nicht Bescheid wüsste! Vefi hatte in der Eile ihr Köpfchen in ein Fichu gehüllt, das ihr reizend stand. Artete

sie mehr der Mutter oder dem Vater nach? Das prüfende Auge entdeckte zunächst nur eine glückliche Mischung. Doch ja, Frau Babett' hat einen butterweissen, weichen Arm; Meister Denucci wird es mit Vergnügen bestätigen. Was aber Vefi's Stutzärmel zum Vorschein kommen lässt, ist ein zierliches, schlankeres Gebild' aus Goldbronce. Ob wohl auch ein hitziges Aederchen darin?

Für die fremden Herren hatte sie kaum einen Blick, oder sollte ihr dunkles Schelmenauge doch den schlanken jungen Mann gestreift haben? Wenigstens erröthet dieser und sollte sich doch schon fühlen als unbesoldeter Practicant beim Lottogefälle, das eine Zukunft hat.

— „Jungfer Vefi", sagte der alte Herr launig, „nächstes Jahr machen wir zusammen die Praterfahrt mit."

— „Die Barbierstochter wird sich hüten, Ew. Gnaden beim Wort zu nehmen", lautete die klangvolle Antwort.

Und eh die Frauen in den Laden ver-

schwanden, traf den Rath ein triumphirender Mutterblick.

Längst schon hätte sich der Subject von der oberen Apotheke gern den Männern genähert, und nun er keine scharfe Gegenrede von Seite der Frau Babett' zu fürchten hatte, konnt' er seinen Witz anbringen und seine Neugierde befriedigen.

Maria Theresia habe auffallend ernst und nachdenklich ausgesehen an der Seite ihrer Tochter Marie Christine, berichtet' er, und diese selbst auch habe ein trauriges Gesicht gemacht.

— „Nicht traurig", wehrte Meister Denucci; „sanft, gut!"

— „Die glorreiche Herrscherin, die herrliche Frau . . . o dass sie uns der Himmel doch noch recht lang erhalten möchte!" seufzte der Rath.

— „Der Kaunitz soll's schon mehr mit dem jungen Kaiser halten", fuhr der Apotheker einfältig thuend fort.

— „Wie könnt Ihr solchen Aberwitz glauben?" brauste Gruber auf. Als ob uns

der unersetzliche Verlust nicht ohnehin schwer genug treffen würde!“

Der Jüngling drückte leise des Vaters Hand. Es war unnöthig, denn der Alte hielt ohnehin schon an sich. Er nahm eine gedankliche Prise, bot seine Tabatière auch den Männern dar, grüsste den Dreispitz lüftend und stapfte quer über die Strasse eben dem Palast des Staatskanzlers zu.

Wollt' er dem Mächtigen selbst nahen? Kaum. Eher mochte sein Gang dem Secretär desselben, Doctor Binder, gelten und bei diesem konnt' er leicht mit anderen Patrioten, mit den Männern „der deutschen Gesellschaft“ zusammentreffen.

Unterwegs nahm der Sohn das Wort: „Herr Vater“, sagt' er, „Ihr thatet ja völlig, als ob wir uns auf den Kaiser Josef zu fürchten hätten.“

Ehrliche Parteinahme röthete seine Wangen.

— „Das nicht, bei Gott nicht!“ entgegnete der Alte. „Kaiser Josef hat ein goldenes Herz und ist eine Leuchte des Jahr-

hunderts. Aber seine Weise däucht mir zu hastig, zu ungestüm. Ich will's nicht erleben, dass er gethane Schritte ungethan wünschen sollte. Bleib' meiner Worte gedenk und häng' ihm treulich an . . .“

Um diese Stunde war's nicht so leicht, an den Schlossgärtner Schoot heran zu kommen. Er stand auf der Gloriette-Anhöhe von Schönbrunn und hielt Wetterschau. Eine hagere, doch nicht eckige Erscheinung, ist er wortkarg, tiefgründig, mitunter derblaunig, also nicht umsonst ein Landsmann Van Swieten's und Schuppen's.

Als sich ihm Muki näherte, sagt' er: „Du kommst mir wie gerufen, Rieger! Sag', was hältst Du vom Wetter?“

Der Bursch nahm sich zusammen, denn ein Gärtner muss ja Wind und Wetter zu deuten wissen, und entgegnete wichtig: „Morgen kriegen wir Sonnenschein und nächster Tage warmen Spritzregen, mein' ich.“

— „Das stimmt, Du bist ein Goldjunge!“

— „Garten und Park braucht's eh auch; so hat's um diese Zeit hier herum noch niemals ausgesehen."

— „Ja, lieber Muki, Ihre Majestät hat es auch übel vermerkt. Schoot, hat sie gesagt, heuer ist Er arg im Rückstand. Ein bischen Grün hätt' Er Uns denn doch aufstecken können; Wir brauchen Frühling, Wir brauchen ihn . . .

„Und ich armer Tropf, was konnt' ich erwidern? Tief und tiefer hab' ich mich gebückt, denn meine Augen standen voll Wasser . . .

„Du glaubst also, dass das Wetter sich bricht und dass wir in der Früh keinen Reif haben werden?"

— „Ich getraute mich fast einen Bittgang zu veranstalten."

— „Also liesse sich's wagen! . . . Aber wo nehm' ich die Vögel her? Die Amsel singt gerade auf den kahlsten Wipfeln am liebsten und die übrigen Schreier kommen auch nicht auf den Pfiff herbei."

— „Vögel braucht Ihr, Onkel Schoot? Zum Auslassen im Park?“

— „Dann hätten wir sie ja wieder nicht bei der Hand. Weisst, Muki, allerlei Singvögel, Singvögel im Käfig . . . leihweise, sagen wir auf vierundzwanzig Stunden.“

— „Onkel Schoot, es gilt! Die verschaff' ich Euch . . . hübsch viele auch noch.“

— „Nun, so rühr' Dich, Herzensjunge! Das Thor beim oberen Stöckel wird offen sein und meine Wohnung auch. Aber red' nicht viel herum und komm' selber auch mit . . .“

Die Hauderer an der Linie bekamen diesen Tag in der That noch späte Fuhren. Ein solcher Wagen sollte vierundzwanzig Personen fassen, aber der Reifröcke wegen fanden kaum achtzehn Frauen darin Platz.

Und diese Insassen scheinen sammt und sonders Geflügelhändlerinnen zu sein; nur waren statt der groben grossen Körbe allweg

niedliche Vogelbauer zu sehen und dieselben wurden, sorgsam verhüllt, von den Herrinnen auf dem Schooss gehalten.

Wie fiel Dieser und Jener der zeitweilige Abschied von ihrem Lieblinge schwer!

Und wie rühmte Jede die Sangesgeschicklichkeit ihres Gefangenen!

Und wie umständlich wurde dargethan, was Alles der Canarienvogel hier und der Krummschnabel dort, der Stieglitz und das Zeiserl in's „Nürscherl“ bekommen!

Wenn sich die geborgten Sänger zur rechten Stunde auch nur halb so eifrig erweisen werden wie ihre Lobrednerinnen auf der Fahrt nach Schönbrunn, dann steht's gut. —

Im Schlosspark spukt es die Nacht über und in den dichtesten Stunden derselben zumeist.

Gärtner wissen leis' und schonend aufzutreten, gleichwohl hatten Schoot's Leute die Schuhe mit weichem Zeug umwunden; denn der Boden war stellenweise noch hart,

die Nacht hatte keine Lichter ausgesteckt und Laternenschein hätte leicht zum Verräther werden können.

Wer wagte, sorgte und bangte wie etwa ein Feldherr, der eine Entscheidungsschlacht zu bestehen hat, das war der Schlossgärtner Schoot.

Und nun ist Alles an Ort und Stelle; nun graut der Morgen; nun röthet sich der Himmel; nun theilt ein Sonnenstrahl das leicht, das höhenwärts entweichende Gewölk: Victoria, der Frühling bricht an und was man als seine Vorhut aufgeboten, wird nicht zu Schanden!

Nun thu' dich auf, exotische Farbenpracht! Nun tirilirt und schmettert, Sänger, die ihr heute die gewohnte Herrin vermisst und einer höheren dient! Morgengold, weicher, schmeichelnder West, Frühlingsjubelschall, stiehl dich durch die geschlossenen Jalousien hinein in der geliebten Kaiserin Schlafgemach!

Als Maria Theresia an's offene Fenster trat, erblickte sie ein weithin gedehntes,

grünes, blühendes Gefild; sie athmete würzige Luft und lauschte nahem, doch völlig verborgenem Vogelgesang. Palmen fächerten im Morgenhauch; es glitzerte das dunkle Laub der Goldorange; grosse, prächtige Blüthen erschauderten mit nichten im Sonnenstrahl.

Die Lenzwelt überraschte, befremdete; aber der Vogelgesang muthete traut und heimisch an.

Die Kaiserin erhob den Blick zum Morgenhimmel, und wer ihr den Frühlingstraum gewoben, errieth sie unschwer.

Die Glashäuser von Schönbrunn standen in dieser Frühe leer, und manch bürgerliches Stübchen vermisste den gewohnten Weckruf. —

Das Jahr darauf stellte sich der Frühling vorzeitig ein, die grosse Kaiserin aber war entschlafen.

Landestrauer gleicht einer allgemeinen Dürre; nur an stillen, besonders gehüteten Stellen sprosst und blüht es. Solche Schattenplätzchen sind Menschenherzen, in welche

lenzartig die Liebe Eingang gefunden. O ja, ein hitziges Aederchen hatte immerhin auch Schönvefi Denucci, und der junge Gruber vertraute darauf, dass das Lotto-gefäll' eine Zukunft hatte.

DIE ANTONI-KAPELLE.

An der Brücke, am Eingang des Hammergrabens, wurde der Professor abgesetzt. Eh der Fuhrmann sich wieder auf seinen Sitz schwang, rief er, das Leitseil anhaltend, dem Enteilenden nach: „Sie werden drinnen gut aufgehoben sein; ein bischen leutscheu ist der Hauptmann, aber sonst ein kreuzbraver Mann . . . bitte, rechts ist der Fahrweg, Herr Professor! Herüben auf dem Steig gehts über Stock und Stein.“ Und der feurige Braun' mit dem Steirerwägel entschwand auf der staubigen Strasse.

Professor Keller, blond und hochgewachsen, schritt munter aus; seine Erholungsfahrten haben ihm bereits sichtlicher Weise gut angeschlagen. Es war ihm aber

auch bedeutet worden: eiligst das Ränzlein zu schnüren, kein Buch mitzunehmen, allen Städten aus dem Weg zu gehen, in keinem Nest länger als nach Gunst und Ungunst des Wetters zwei bis vier Tage zu verweilen und möglichst viel durch grüne Wälder zu schweifen. Für das Beste, den richtigen Wegweiser und den heilsamen Umgang mit kräftigen Menschen, sorgten zahlreiche Empfehlungsbriefe.

Der dies verordnet hatte, war ein schneidiger menschenfreundlicher Regimentsarzt, und für die Einhaltung der Weisung bürgte die Gewissenhaftigkeit des gelehrten Pfleglings. Es galt, Letzteren tiefer Verstimmung, geistiger Ueberanstrengung und zunehmender Nervenzerrüttung zu entreissen — Uebel, welche aus einem traurigen Faschingsabenteuer entsprungen waren.

Der Professor hat die Vierzig überschritten; er wurzelt mit seiner Bildung und Erinnerung in einer schwungvolleren Zeit und sein Beruf hat ihn in den gehobenen Gefühlen und Ansichten jener Ver-

gangenheit erhalten, wenn nicht gar befestigt. Leute dieses Schlages bleiben mit ihrem Herzen lange jung, sei's zum Heil oder Unheil, zum Ersatz für versäumte Lebensfreuden oder aber zum Schutz vor den damit verknüpften Bitternissen. Es kommt jedoch der Tag, da die verschwindende Jugend zum letzten Mal und nachdrücklicher als je an ihre Rechte mahnt und eine Leidenschaft wachruft, die um so verhängnissvoller wirkt, als sie sich meist zu spät einstellt. Männer mit so säumigem Jugendfeuer verfallen dann leicht in den Irrthum, bei der schönen Welt der nüchternen Gegenwart jene Hochgefühle in urwüchsiger Frische und Fülle vorauszusetzen, welche sie selbst sorgfältig gehütet und aus einem früheren Menschenalter herübergerettet haben. Die Enttäuschung kann kaum ausbleiben. Und der Spätling wird schonungslos unter's alte Eisen verwiesen.

Keller warb um ein Mädchen, welches die Huldigung des gefeierten Gelehrten, schön und eitel, wie es war, als eine schul-

dige Gebühr aufgefasst und genährt hatte. Ein kluger Mann tritt aus der Schanze nicht hervor, er sei denn des Erfolges sicher. Anders ein vierzigjähriger Jüngling. Keller erhielt statt des gehofften Jawortes einen Korb, und das frühreife Weltkind war zugleich noch Gänschen genug, seinen ersten, erlisteten Scalp bei den Gespielinnen herumzuzeigen. Der Professor sah sich um seine Lebenshoffnung gebracht und in den gewohnten Kreisen der Lächerlichkeit preisgegeben . . . es war die höchste Zeit, dass ihn der Regimentsarzt in seine Hand bekam.

Das enge Waldthal, in welches der Professor einbog, war ihm ausdrücklich zur Fusswanderung verschrieben worden, und einem solchen Winke kommt man gern nach. Der Morgen wehte noch frisch durch diese Klause. Erst die höchsten Kronen der runden Berge waren sonnenvergoldet. Aus der Tiefe wand sich leichtes Nebelgespinnst aufwärts, welches nur an den starrsten moosbebarteten Fichten- und

Tannenzweigen hangen blieb und riss. Die grössere Hälfte des Thalbodens nimmt ein junger Fluss ein, welcher, ungeberdig, bald in Schluchten widerstrebender Felsen grollt, bald sich mit donnerndem Fall in Tümpel oder Kessel stürzt und weisschäumend aufwallt, bald an ungefügen Steinklötzen emporzischt, oder aber lind und leise buschige Auinselchen umfängt. Man belauscht gern solch junges Brauseleben, sein Ringen, Schaffen und Zerstören. Geröllbänke überziehen sich, soweit sie vom Hochwasser nicht wieder fortgerafft werden, mit grünem Weidengesträuch; ältere Austriche, welche dem Fluss schon seit Jahren entrückt geblieben, werden ausgereutet und in Grasboden verwandelt; mehr und mehr wird die Wildheit des Wassers eingeengt, und wo immer sich ihm eine grüne Fläche abringen liess, siedelt sich der Mensch an, genügsam, mit einer Ziege oder Kuh, mit einer Hütte und kleinem Gärtchen.

Aber der kleine Alpenstrom hat einen bestimmt ausgeprägten, gewerbfreundlichen

Beruf. Schon hier, in seiner schmalen Heimath, schwingt er den Eisenhammer und flösst er Holz. Dem Eisenhammer schritt der Professor entgegen, das Flössen und dessen Fährlichkeiten konnt' er fluss-aufwärts auf seinem ganzen Wege beobachten.

Er sah, wie der Flösser, ausgerüstet mit seiner langen, vorn mit Eisenzwinge und Widerhaken versehenen Stange, zur hochgehenden Fluth niederstieg; sah, wie derselbe andächtig seine wollene Mütze abnahm, sich bekreuzte und dann erst noch sein Pfeifchen stopfte, eh er sein nasses Tagwerk begann; sah ihn aus Geklüft und Gestrüpp, aus Buchten und Tümpeln verirrte Scheiter und Holzstämme hervorholen, um sie ins allgemeine Rinnsal zu leiten; sah ihn über tosende Wellen und treibende Blöcke hinweg von einem Ufer aufs andere, von einem glitscherigen Stein auf den andern sich schwingen . . . Und nun gar noch der Kesselfang! Auf hängender Leiter ist der gelenke Bursch die Felswand herab-

gestiegen; kaum spannbreit bietet sich seinen Nägelschuhen Halt dar an und über dem schlingenden Wasser, das stromgewaltig zu seiner Rechten in die Tiefe stürzt und ringsum aufkochend immer neu den Kessel füllt. Nasser Staub sprüht empor, Sinn und Auge trübend. Gleissenden Pfeilen gleich schiessen die entrindeten Holzstämme in den gährenden Abgrund, um nach Minuten erst wieder in die Höhe zu schnellen. Und ihnen allen soll der junge Mann inmitten des betäubenden Aufruhrs mit nüchternem Blick und sicherem Eisen, ohne dass ihm auch nur einen Augenblick Hand und Knie zittern, aus dem Felsen- und Wasserlabyrinth die enge Ausgangspforte weisen. Wahrlich, wer Stunden und Tage lang so ordnend und arbeitend in dieser schauerlichen Tiefe weilt, ist Mann und Held trotz Einem, von welchem Lied und Geschichte melden. Und wenn Hunderte und Tausende um des nackten Lebens, um der kargsten Nothdurft willen sich täglich und stündlich solchen Wagnissen, solchen Gefahren unter-

winden, wie darf dann der Einzelne noch auf besonderes Glück Anspruch erheben?

Der Professor hielt theilnahmsvoll vor mehr als einem Marterstöckel, das in Bild und Schrift Meldung that, wie der oder jener Flösser bei seinem schrecklichen Geschäft jählings um's Leben gekommen. Es sind Märtyrer der Arbeit, deren Andenken durch so schlichte Gedächtnisstafeln an Wegen und Stegen lebendig erhalten bleiben soll; und diese Zeichen flössen dem sorgenlosen Wanderer Ernst ein. Man sollte sie auch nicht verwittern lassen, wenn sie für ein neueres Geschlecht, das seine eigenen Geschicke und Mühen hat, bedeutungslos geworden. Fahndet nicht so manche Sammlung nach viel weniger gehaltvollen Gegenständen? Und schon der Maler eines solchen „Marterls“ ist eine Merkwürdigkeit; er schreibt mit steifer Hand die Leidgeschichte so wahr, herb und hart hin, wie die Natur selbst waltet, mit welcher im Kampf sein Held unterlegen ist.

Unter solchen Eindrücken und Gedanken,

beschäftigt und doch nicht angestrengt, näherte sich Keller dem Sensenhammer. Er war zufrieden: seine Nerven hatten den Kesselfang ausgehalten.

Hier traten nun die Berge rechts und links merklich zurück, aber nur, um sich dafür desto schroffer und höher zu thürmen. Die rührige Siedelung lagerte bequem auf der breiteren Uferfläche und schien nichts Fremdes in ihrer Nähe dulden zu wollen. Das russige Gewerkshaus mit massigen Schloten, Schnörkelgiebel und weit ausladendem Dache nahm den hintersten Platz ein; durch das Bogenthor sah man rothsprühendes Eisen aus der Esse auf den Amboss wandern; der grosse Hammer arbeitete rückwärts und sandte seinen wuchtigen Hall dem Echo unferner Felswände zu. Das Herrenhaus, vorn zur Linken, bildete den blankesten Gegensatz; Auftrittsstufen, Thür- und Fensterstöcke aus röthlichem Marmor zeugten von Prachtliebe; das Angebäude, eine Kapelle mit zwei prächtigen Linden vor dem Eingang, diente

wohl zur Pflege der Hausandacht. Im Garten hinter den grünen Staketen blühte es noch über und über, wenn auch die Rose schon der Aster gewichen war und die rothe Bohnenblüthe den hellsten Farbenton abgab. Die Langseite gegenüber bestand aus Lager- und Wirthschaftsräumen. Eine hölzerne Brücke setzte über den Fluss. Die Strasse bestrich das Herrenhaus und die Schmiede. Von der Vorderseite des Ersteren aus liess sich jeder Ein- und Ausgang der ziemlich weitläufigen Bauten überwachen.

Als Keller am ersten behelmten Mauerpfeiler des Gartens zum Vorschein kam, schlug ein Hund an. Es war dies der kluge Waldmann, der auch schon in die Schmiede lief, seinen Herrn zu holen.

Letzterer trat aus der Cyclopenwerkstätte hervor: eine stattliche Erscheinung, Militär in Schritt und Haltung, mit Ernst in den Zügen und Freimuth im Blick.

Die Begrüssung gestaltete sich ungemein einfach. Sowie der Professor seinen Namen

nannte, fiel ihm, kräftig die dargebotene Rechte schüttelnd, mit ungekünstelter Herzlichkeit Hauptmann Zeilinger, der Gewerke, ins Wort: „Willkommen! Sie sind uns längst gemeldet und erscheinen nicht unerwartet. Doppelt willkommen, da Sie mir hoffentlich von meinem alten Kriegskameraden erzählen werden. Ich will Sie auch gleich mit dem Hausbrauch bekannt machen.“

Schon hatte er mit seinem Gast die Schwelle überschritten und fuhr, ohne sich viel nach dessen Artigkeiten zu kehren, fort: „Dies hier Ihr Zimmer. Sie haben die Morgensonne und werden von Hammer und Schleifstein möglichst wenig belästigt. Legen Sie ab. Grösseres Gepäck bringt der Briefbote nach? — gut!“

Der Professor hatte nicht Zeit, sich umzusehen, denn schon öffnete der Hauptmann das anstossende Gemach, welches mit Jagdtrophäen geschmückt war, und bemerkte: „Ueber der Brücke beginnt mein Revier; ich empfehle ihnen diesen Doppelstutzen, diese Vogelflinte . . .“

Keller ist kein Nimrod und betrachtet an den dargebotenen Gewehren nur die feine Arbeit.

. . . „Wenn Sie sich in diesem Arsenal bewaffnen, folgt Ihnen mein Waldmann auch ungeheissen.“

Er tätschelte das berufene Thier, das seinen Herrn zu verstehen schien.

. . . „Von der oberen Klause den ganzen Graben hinab gehört mir die Fischerei; hier finden Sie das nöthige Zeug. Auch Schach und Karten stehen zur Verfügung. Zu lesen giebt es nichts als die Zeitung und trockene Fachschriften. Mein braver Leopold ist an Kommando gewöhnt . . . Leopold!“

Das gutmüthigste Muster eines alten Officiersdieners stellte sich auf den Ruf und machte seine stumme Aufwartung.

. . . „Und hier haben sie Pfeifen und Tschibuks, Tabak und Cigarren zur Auswahl. Um zwei Uhr ist gedeckt. Auf Wiedersehen!“

Damit überliess Zeilinger den Professor, nachdem er ihn durch einige Zimmer geführt und ihm Hausrecht eingeräumt hatte, sich selbst. Ruhig, als hätt' er nur ein wenig im Hause nachzusehen gehabt, schritt er über den Platz zurück und verschwand in die dröhnende Werkstätte.

Keller war von dieser Einführung seltsam berührt. Der Hauptmann hatte allein das Wort geführt und keine Nebenbemerkungen, keinen allgemeineren Gesprächsstoff, keine städtische Redensart aufkommen lassen; gleichwohl gab er sich eher wortkarg als geschwätzig und hielt sich mit jeder Silbe streng an das Sachliche. Es war unmöglich, mit weniger Worten Einem mehr zu weisen und anheimzugeben. Grössere Ehre und Befugniss konnte dem Gast kaum zu Theil werden und doch war derselbe nicht einmal zum Sitzen eingeladen worden. Er war zu Fuss gekommen, an die zwei Stunden Weges, und zählte bis zur anberaumten Essenszeit noch weitere drei Stunden; und doch ist ihm weder Brot

und Salz, noch ein Glas Wasser oder Wein vorgesetzt worden.

So grosse Theilnahme und Fürsorge auch für den Gast an den Tag gelegt wurde, die gegebene Person des Gastes schien dem Wirth doch völlig gleichgültig geblieben zu sein. An die Aufrichtigkeit des Willkomms war nicht zu zweifeln; er hatte etwas rührend Biederes, aber auch 'was hinterwäldlerisch Herbes. Wie kann man einen Menschen, den man erwartet, herzlich begrüsst, freundlichst über die Schwelle genöthigt hat, schon nach wenigen Minuten wieder seinen eigenen Gedanken und Wegen zurückgeben? Keller betrachtete das Benehmen Zeilinger's von allen Seiten und rieth auf einen Sonderling, auf einen Feind herkömmlicher Formen, auf ein selbständiges Wesen, auf eine eiserne Ordnung.

Glücklicher Weise kam der brave Leopold wieder zum Vorschein, sei es, dass ihn der Vereinsamte dauerte oder dass er demselben schon beim ersten Anblick leibliche Bedürfnisse angemerkt hatte oder dass er nach

einem geheimen Winke handelte. Aber das, was er vorschlug, nahm sich gegenüber dem erschöpften Zustande des Ankömmlings fast wie Spott aus. Der Diener rieth ihm nämlich ein Bad an.

Nach den jüngsten Gewittern und Regengüssen, welche dem Hochsommer so plötzlich den Garaus gemacht, in diesem eisigen Gebirgswasser? — Hu!

Aber so war's nicht gemeint; sondern im Badekämmerchen des Herrenhauses stand eine Wanne bereit, deren perlend frisches Wasser durch ein paar eingetauchte Gluthklumpen Stahls auf einen angenehmen Grad erwärmt werden sollte. Ein solches Stahlbad, meinte Leopold, stärke ungemein und ein kleiner Imbiss schmecke darauf wie kaum nach einer Jagd besser. Letztere Andeutung klang so verführerisch, dass der Professor mit Ergebung in die Vorbedingung willigte.

Die doppelte Stärkung blieb auch nicht aus; ja, Bad und Imbiss mussten anregend wirken, denn Keller wusste nun selbst für

die übrige Zeit bis zum Wiedersehen Rath. Zunächst umkreiste er aufmerksam die Baulichkeiten. Dann wandelte er im Garten ein paar Mal auf und nieder, wobei er zu bemerken glaubte, dass die wenigen Aepfel und Birnen alle Anlage zu Spätlingen hätten und wohl gar an Ast und Zweig zu überwintern gedächten. Sonach blickte er für künftige Gänge nach lohnenden Waldpfaden aus und schliesslich entdeckte er auf dem jenseitigen Ufer eine düstere Klamm, welche er soweit verfolgte, als ihn der polternde Schall des Eisenhammers noch erreichen konnte. Hier hatte er Schatten, gleichwohl trat ihm der Schweiss auf die Stirn.

Als er wieder in den vollen Mittagsglanz herauskam, traf ihn der Sonnenstrahl stechend. Das deutete auf ein nahes Gewitter, obgleich an der blauen Kuppel der Thalbucht noch keinerlei dräuende Wolken aufstiegen.

Wiederholt war die Hausglocke erklungen; in mehreren Abtheilungen zogen die

Arbeiter zum Mittagstisch. Endlich sollten auch Wirth und Gast aufs Neue zusammentreffen.

Und sie zwei, an einem kleinen Tisch einander gegenüber, bildeten auch die ganze Tafelrunde. Kein drittes Gedeck — folglich war auch kein Nachzügler zu hoffen. Der Professor konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Ohnehin war ihm schon beim ersten Eintritt aufgefallen, dass er die für eine mild waltende Hausfrau zurecht gelegten Aufmerksamkeiten nicht anbringen konnte.

— Keine Herrin? lautete seine Frage. Es zitterte etwas von einem Stossseufzer darin, und zugleich war's das erste Wort, welches ein Gespräch einleiten sollte; denn stumm hatte man sich gesetzt, stumm trug Leopold auf und stumm prüfte das Auge des Hausherrn, ob Alles in Ordnung.

— Ich hab' kein Weib, antwortete Zeilinger kurz und dumpf. Aber seine Miene blieb ruhig; sie schien überhaupt etwas Unverrückbares, Ehernes zu haben.

Keller fühlte, dass er einen unglücklichen Ton angeschlagen, und diese Erkenntniss verschlug ihm auch jeden anderen. Er senkte den Blick, als sollt' er am Teller haften bleiben, und wenn er ihn ja wieder erhob, so liess er ihn an seinem schweigsamen Tischgenossen vorüber in's Leere schweifen.

Doch gerade dieser Verlegenheit stiess auf, was der anderweitig beschäftigten Aufmerksamkeit vielleicht noch längere Zeit entgangen wäre. Erst durch verstellte Nischen stutzig gemacht, betrachtete der Professor Wände, Fenster und die gewölbte Decke des Gemaches schärfer. Er entdeckte im grossen Bogenfenster einen verschalten Eingang von der Strasse her, sah durch dasselbe von den Zwillingslinden draussen bauschig vorragende Zweige und rief überrascht aus: „Aber Herr Hauptmann, wir tafeln doch nicht in Ihrer Hauskapelle?“

— Doch, doch, antwortete Zeilinger, kaum merklich lächelnd. Ich konnte den grössten und schönsten Raum nicht wohl ent-

behren, seit ich die Polirer aus der Schmiede hab' ins Haus herein nehmen müssen. Das Jagdgemach ist zugleich mein Salon. Einige Zimmer muss ich für Kunden und Freunde bereit halten, da man auf Stunden im Umkreis kein Wirthshaus findet. Wo ich Weib und Kinder unterbringen sollte, wüsst' ich schon gar nicht. Das Haus ist klein und ungeschickt gebaut. Ueberdies ist dies der kühlste Ort, und es wird bei uns im Sommer oft unerträglich heiss, ganz abgesehen von den Essen. Endlich war hier ein wahrer Ausbund von „heiligen" Missgestalten beisammen. Dieser Rochus und Sebastian, dieser Florian, dieser Leonhard: nicht einmal einem Zimmermannsbeil hätten sie zur Ehre gereicht. Aber vergoldet waren sie, dick vergoldet.

— Es nimmt mich Wunder, wie Sie inmitten einer so frommen Bevölkerung die Säuberung haben durchsetzen können; denn allen Anzeichen nach war Ihre Kapelle ein recht gesuchtes Heiligthum.

— Das war sie, und welche Antoni-

kapelle wär' es nicht? Von allen himmlischen Fürsprechern hat der heilige Antonius die zahlreichste und meines Erachtens widerwärtigste Klientel: männersüchtige Dirnen, alte Jungfern, Wittwen, denen das Trauerjahr zu lang wird! Er kann mir's unmöglich verargen, dass ich ihm, so viel an mir liegt, derlei Nöther und Schürzenvolk vom Leibe halte. Und nur ihn suchte und behelligte man hier, denn er mit seinen Mirakeln nahm die Hauptwand ein; die Anderen in den Nischen gaben das prunkhafte Gefolge ab. Zu meiner Rechtfertigung habe ich sein Bild aufbewahrt ... Sie sollen es sehen. Die ungeschlachten Beiständer aber wanderten ins Feuer.

— In's Feuer? Und dieser Frevel blieb ungerochen?

— Er war gesühnt, eh er noch verübt wurde. Urtheilen Sie selbst, ob ich unsträflicher hätte vorgehen können? Ich liess den Pfarrer — wir sind nach Waldkirchen eingepfarrt — zu mir bitten, führte ihn hierher in die Kapelle und fragte ihn

unverblümt, auf welche Weise ich mich am Schicklichsten von diesen goldenen Unholden befreien könnte. Der alte Herr lächelte, drehte seine silberne Dose zwischen den Fingern hin und her und meinte: wirksamer als der Exorcismus eines armen Landgeistlichen sei das Beispiel eines kunstsinnigen Kirchenfürsten. Derselbe habe auf seinen canonischen Reisen derlei Feldscheuchen aus Kirchen und Kapellen entfernt und mit sich genommen, um im Winter ohne Rüchsicht auf ihren Heiligenschein damit eigenhändig seinen Ofen zu speisen . . .

Ich fand den Vorgang ungemein nachahmenswerth; aber es folgte der dämpfende Nachsatz: und andere schönere Gebilde auf ihre verwaisten Plätze zu schicken.

Ich wollte, einmal der schrecklichen Insassen ledig, gern auf den kostspieligen Ersatz für meine Nischen verzichten.

Der Pfarrer d'rauf: das hiesse niederreissen, ohne aufzubauen.

Ich hinwider: ob er nicht mein ganzes

bewegliches Pantheon in seine Kirche hinübernehmen wollte?

Er aber: sie könne nicht so Viele beherbergen, führe auch nicht den Titel Allerheiligen; ein einzelner schmucker Säulensteher fände allenfalls darin noch Platz.

— Ein heiliger Antonius beispielsweise? fragte ich, indem ich mich bereit erklärte, aus der bewährtesten Werkstätte einen dahin zu stiften, falls ich die hiesige Heiligen-Niederlassung dafür einziehen dürfte.

— Und auch eine immerwährende Kerze davor? lautete die Gegenfrage.

— Auch diese soll Ihre Kirche haben. So wurden wir handelseinig. Als der neue heilige Antonius in der Dorfkirche seinen Einzug hielt, rühmte der würdige Pfarrer den grossmüthigen Stifter und ermahnte seine andächtigen Zuhörer, sie möchten kein Aergerniss daran nehmen, wenn die Antonikapelle im Hammergraben aufgelassen würde; denn es sei aus dem pfarramtlichen Schriften ganz und gar nicht ersichtlich,

dass selbe jemals ordentlich wäre — eingeweiht worden. So trugen mir meine hölzernen Hausgötzen schliesslich zum Schaden noch eine Beschämung ein. Kirche und Andacht sind bei dem friedlichen Ausgleich augenscheinlich nicht zu kurz gekommen, denn ein beglaubigter Heiliger ist jedenfalls mehr werth als zehn ungeweihte Klötze, sollte an ihnen das Gold auch fingerdick aufgetragen sein. Gleichwohl wendete sich dem neuen heiligen Antonius, obschon er trotz seiner Kutte, trotz des entsagenden Aufblickes selbst wie ein Bräutigam aussieht, das Vertrauen nur sehr langsam zu. Ich liess den Eingang der Kapelle zur Hälfte verschalen, entfernte draussen den Betschemel, indem ich dafür eine Rastbank anbringen liess, und suchte überhaupt das ehrwürdige Aeussere der Zelle möglichst zu verwischen; aber trotz alledem pilgerten die hartnäckigsten und aussichtslosesten Ehewerberinnen noch jahrelang hieher. Unfreiwillig hab' ich manch überreifes Herzensgeheimniss zu hören bekommen und

weiss daher, was Alles dem heiligen Antonius und seiner himmlischen Geduld zugemuthet wird.

Keller hatte mit wachsender Verwunderung zugehört. Dieser Ton, dieses Salz! War das der Mann noch, dessen Mund und Herz verschlossen schien, der jeder Annäherung wehrte, jede Theilnahme ablehnte? Und spricht so ein Hinterwäldler? Sicherlich glänzte der Hauptmann einst in der feineren Gesellschaft; wie konnt' er von ihr lassen? wie seine Stellung, seinen Anwerth aufgeben? Allerdings machte sich, was soeben wie munterer Spott klingen sollte, als schlecht verhaltener Grimm fühlbar, der eine tiefe Wurzel haben musste.

Eine grenzenlose Verachtung des Weibes schlug vor. Der stolze Mann hatte eine Herzenswunde; es ist das verletzte Selbstgefühl, das mit Verachtung lohnt. Nur desshalb wurde dem heiligen Antonius die Gastfreundschaft gekündet, weil dessen weiblicher Anhang dem Hausherrn verhasst ist.

Der Professor musste heimlich lächeln bei diesem Gedanken, fühlte sich aber zugleich mächtiger zu seinem Wirth hingezogen, nun er dessen Weh errieth — verwandtes Weh, für welches er ja verschärftes Verständniss mitgebracht!

Trotz der wenig glimpflichen Abfertigung von früher, will er auf die Frage zurückkommen: Keine Herrin? und warum keine? Eine passende Wendung wird sich finden, wenn es gelingt, den Hauptmann in der unerwarteten Mittheilsamkeit zu erhalten. Daher fragte Keller zunächst, ganz für die wunderliche Geschichte der Kapelle eingenommen, ob man denn von deren Erbauer nichts wisse.

— Es war eine Sie, erzählte Zeilinger weiter, welche die Kapelle im Jahre des Heiles 1731 aufführen liess, eine Sie meines Namens und meiner Sippschaft. So urtheile ich wenigstens nach dem Votivgemälde, welches bekennt, dass es von der ehr- und tugendsamen Wittfrau Anna Zeilingerin, Sengsenschmiedin im Hammergraben, ge-

stifft worden. Besagte Wittfrau Zeilingerin ist aber trotz ihrer absonderlichen Devotion für Antonius, den Wundermann, als Wittfrau ins Grab gestiegen, wie noch an einem alten Kreuz auf dem Dorffriedhofe zu ersehen ist.

— So scheint also, folgert der Professor mit einem zutraulichen Lächeln und mit einem warmen Blick ins grundklare Auge seines Wirthes — so scheint also der Wundermann weder in Huld noch in Abgunst, weder an der Ahnfrau noch am Enkel, weder für die heirathslustige Wittfrau seine Schuldigkeit gethan zu haben, noch auch gegen den hartnäckigen Hagestolz, welcher dessen Heiligthum so schlauer Weise verweltlicht hat.

Der Hauptmann zuckte empfindlich empor und aus seinen Augen blitzte Unwillen. Wie darf diese fremde Hand an mein Herz rühren? schien er sich zu fragen. Aber der Blitz, der zornige, war rasch dahin, während in dem aufrichtigen Blick des Gastes die Wärme anhielt. Ihrer konnte

sich Zeilinger nicht erwehren. Er schwieg eine Weile und begann dann, ohne Hehl aufschauend: „Hartnäckig? Man versucht's vernünftiger Weise ja doch nur Einmal mit dem Weibe. Je weniger man daran setzt und je früher die unvermeidliche Enttäuschung sich einstellt, desto besser. Ohne Kränkung unseres Stolzes, unserer Eigenliebe geht's freilich nicht immer ab; aber ein Schwächling, der's nicht verwindet. Im Grunde spielt uns dabei doch nur die eigene Phantasie den schlimmen Streich, sie, die Alles übertreibt: Wunsch und Hoffnung, Begehr und Gewährung, Gewinn und Verlust. Es muss wohl so sein, denn ohne diese geschäftige Kupplerin ständ' es schlecht um die Bestellung des Ackers für künftige Geschlechter. Wer aber aus dem Spiel gelassen wird, darf sich glücklich schätzen. Sie sind ja auch Junggesell geblieben. Hoffentlich sind Sie noch vor dem Schaden gewitzigt worden, gleich mir. Mein Einsiedlerleben fällt Ihnen auf, mein Wesen vielleicht nicht minder. Sie vermuthen ein

Geheimniss, traurige Erleibnisse dahinter. Es ist nicht so arg. Ich bin nicht unglücklich, würde freveln, wenn ich fremdes Mitleid in Anspruch nähme. Meine Art war von jeher mehr ernst und schwerfällig als anziehend. Kein Wunder also, wenn ich in der Liebe kein Glück hatte. Und doch hat sie mir nicht viel anhaben können. Sie hat mir den Soldatenrock ausgezogen — das ist Alles. Wie so das kam? Sie sollen es hören, auf die Gefahr hin, in Ihrer Erwartung getäuscht zu werden. Es ist keine Geschichte, darüber das Herz brechen, darüber man den Verstand verlieren konnte.

Ein kinderloser Onkel sicherte mir seine Hammerwerke zu unter der Bedingung, dass ich eine Tochter aus der Kaste heimführte. Die alten Eisenwerker sind nämlich so vielfach untereinander verwandt und verschwägert, sind so adelsstolz, so eifersüchtig auf Namen, Verbindungen, Ueberlieferungen und weiss Gott noch was Alles' dass sie füglich für eine eigene, geschlossene Kaste angesehen werden können. Die an

sich schon beschränkte Wahl wurde mir noch weiter eingeengt durch den Hinweis auf eine reiche Erbtochter. Geld sollte sich auf Besitz häufen. Aber die Erbtochter gefiel mir nicht, vielmehr verliebte ich mich gerade in das ärmste Mädchen der Kaste. Das ärgerte den Onkel; er steifte sich, ich mich nicht minder. Er nahm seine Zusage zurück, ich tröstete mich mit der Braut. Mit der Braut? Dass Gott erbarm'! Sie hätte kein Weib sein müssen. So aber fand sie bald, dass ich, nun mir das Erbe des Onkels entgangen, zu arm sei für ihre Schönheit. Ich verlor also Erbe und Braut, das Eine durch das Andere. Eigensinn war's, wodurch ich dieses doppelte Glück verwirkt habe. Denn eigentlich war die Eine soviel werth als die Andere und beide zusammen nichts. So narrte mich das Glück, aber zum Glück nicht lange. Den Waffenrock konnt' ich nicht wieder anziehen; denn ich hätte mit diesem Wirrwarr den Spott der Kameraden herausgefordert. Aber ich gehörte der Kaste an, kannte das Geschäft

von Jugend auf, hatte, eh ich zum Militär kam, einige technische Schulen durchgemacht, besass ein kleines Vermögen; kurzum ich pachtete diesen Eisenhammer, der damals still stand, und das Wagniss gelang. Mich freut die Arbeit, mir lohnt der Erfolg, mich reizt der Fortschritt. Aus dem Pacht ist erst verschuldetes, dann freies Eigenthum geworden. Ich habe die alten Kunden angelockt und neue dazu gewonnen. Ich könnte sagen, dass ich das berechnende Weib beschämt habe; aber dieser Sieg setzte Ehrgefühl in fremder Brust voraus, während es uns Mühe genug kostet, solches im eigenen Herzen zu wahren. So hab' ich's hier schon an die fünf Jahre ausgehalten und so denk' ich's hier weiter zu treiben.

— Fünf Jahre! rief der Professor erstaunt aus; Winter und Sommer?

— Sommer und Winter!

Der Hauptmann schwieg.

Auch Keller schwieg. Er fand kein ausreichendes Wort der Anerkennung für solch' eine thatkräftige Entsagung. An der Ver-

achtung, an dem Hasse, welchen der Mann wegen der Einen über das ganze weibliche Geschlecht ausgedehnt, konnte er dessen Liebe und Leidenschaft ermessen; und wie tief und gewaltig diese auch war, der eiserne Wille überbot und bezwang sie doch noch.

Mit einer Art von Bewunderung blickte der Professor zum jüngeren Tischgenossen auf, während er einem unbewussten Antrieb des Herzens folgend ihm die Hand entgegenstreckte.

Zeilinger ergriff die dargebotene Rechte mit Hast und drückte sie krampfhaft, senkte aber sein Auge, als schämt' er sich seines Bekenntnisses, seiner Schwäche. Jahrelang durchempfundene Gefühle und aufgesammelte Gedanken hatte er mit Einem Male zum Durchbruch kommen lassen. Heftig zitterte das Herz nach, der Mund hätte nun nur zu stammeln vermocht. Darum blieb er besser festgekniffen.

Doch ob sie auch schwiegen, die beiden Männer verstanden einander. Der Eine

fühlte, was in der Brust des Andern vorging. Es bedurfte keines erklärenden Wortes; von diesem Augenblick an waren sie Freunde. Wozu auch hätten sie sonst zum Glas gegriffen und wie so hätte sonst der zweimalige klingende Prall für Beide so viel Inniges und Labendes gehabt?

Leopold trat ein; er brachte den Schwarzen und Cigarren.

Da rüttelte sich der Hausherr aus der ungewohnten weicheren Stimmung auf und sagte, sich erhebend: „Auf das Versprochene hätt' ich bald vergessen. Mein Antonius mit seinen Mirakeln verdient immerhin einen Blick. Ich bin zwar ein vielverketzerter Bilderstürmer, aber seiner habe ich geschont."

— Du machst mich neugierig, Freund!

— Du sollst auch Deine blauen Wunder sehen, lieber Professor; denn läppischere Thaten sind wohl kaum noch einem würdigen Heiligen angedichtet worden, als ich Dir nunmehr vorführen werde.

— Kann ich Dir helfen?

— Nur wenn ich den Spiegel herablasse, gieb ein Bischen Acht.

Während dieser traulichen Worte war der Hauptmann an die Mittelwand getreten; er stieg auf einen Stuhl, löste den grossen Spiegel vom Tragband ab und zog an einer Schnur nach rechts und links Vorhänge zurück: „Wie Du siehst, sagte er, mach' ich's wie die findigen Custodi in Italien, welche die schönsten Altarblätter hinter neidischen Decken verborgen halten."

Mehr und mehr wurde das Votivgemälde an seinem ursprünglichen Platz und in seinem alten Rahmen sichtbar. Es war in Felder abgetheilt, gleich den marktschreierischen Wanderbildern, welche auf der Gasse zu einem grausamen Liede die bluttriefenden Auftritte darbieten. Jedes Feld veranschaulichte ein neues, seltsameres Mirakel des grossen Heiligen und was den Farben an Ausdrucksfähigheit mangelte, ersetzten die auferbaulichen Reimlein darunter. Spruch und Bild waren vollkommen einander würdig; beide packten die Sache fest an. Der Professor

war ganz Auge. Ihm that die Wahl weh; denn da war zu sehen und zu lesen:

„Das unvernünfftig matte Viech
Vor seinem Schöpffer neiget sich,
Im zarten Brodt verborgen;
Und rührt nit ehr sein Fuetter an,
Wiewohl der Hunger weh gethan,
Bis an den dritten Morgen.“

Das „unvernünfftig matte Viech“ ist ein Esel, welcher vor dem Heiligen als Versehgänger auf die Vorderknie fällt. Dass aber überdies Langohr noch zwei Tage devotionshalber gefastet hat, konnte leider nicht auch das Bild verbürgen.

Auf einem anderen Feld pfuscht der Wundermann der Justiz ins Handwerk und zwar, wie es scheint, schnöden Gewinnes wegen; man höre:

„Ein Sünder, vor er wurd' gericht't,
Dem Heiligen gar viel verspricht,
Muesst' aber doch er hangen;
Im Herzen er sein Wort erholt (wiederholt),
Als schon die Seel' ausfahren sollt',
Da brach am Hals der Strangen.“

Der erlösende Augenblick ist äusserst glücklich erfasst und zur Anschauung ge-

bracht. Am meisten mag aber der frommen Stifterin, der heirathslustigen Wittfrau Anna Zeilingerin, das folgende, gleichsam in ihr Fach schlagende Stück zugesagt haben:

„Ein Ketzer wirft herab im Haus
Ein Trinkglas durch das Fenster aus,
Will Glaubenskrafft erwarten;
Das Glas verbleibt ganz unversehrt,
Ein' Sengse aber, unerhört,
Bekommt vom Glas ein Scharten.“

Es könnte mit des Vorführung dieses Wunders von Seite des legendenfesten Malers wohl auch eine verdächtigende Anspielung auf die Güte der Waare seiner frommen Auftraggeberin beabsichtigt sein; aber wer darf jene alte gute Zeit solcher Schalkheit fähig halten?

Als sich der Professor sattsam ergötzt hatte, trat ihn der Freund mit der Frage an: „Darf ich, der Tempelschänder, Gnade und Vergebung hoffen?“

Feierlich entgegnete der Kathedermann: „Ich absolvire dich im Namen des gesunden Menschenverstandes, der heiligen Aesthetik und des so schändlich misshandelten Wunder-

mannes. Aber halte Deinen Schatz verborgen, sonst entsteht der Zulauf von Neuem, Deinem gestifteten Heiligen und der Pfarrkirche zum Schaden und Verdruss.“

Die Freunde trennten sich. Zeilinger hatte seine Speisestunde ungebührlich verlängert, aber es gereute ihn nicht.

Das Gewitter, welches sich schon im Stich der Mittagsschwüle angekündigt hatte, brach gegen Abend mit Heftigkeit los. Das Gewölk senkte sich so tief in den kleinen Thalkessel herab, als sollte, was darin athmet und lebt, erdrückt werden. Die zu den Schloten ausfahrenden Funkengarben säumten mit Gluthhauch die vorüberjagenden Wolken, aber welch' trüber Schein war das gegenüber dem jähen Leuchten des Blitzes! Es war wie der matte Schlag des Eisenhammers im Verhältniss zum bergerschütternden Donner. Erst hatte der Sturmwind unendlichen Staub aufgewühlt, jetzt fuhr er dem Regen in die Seite und peitschte mit ihm Dächer, Thüren und Fenster. Die

Laubkronen der Linden ächzten, arg zerzaust. Luft und Wasser waren in Aufruhr; es war unwirthlich draussen, aber was verschlug's? Die Schmiede arbeitete fort, das Herrenhaus stand festgegründet und der Gebieter der sturmumtosten Siedelung sass, eh' noch die gewohnte Feierstunde geschlagen, wieder bei seinem Gast. Sie waren sich ja noch so neu, die Schicksalsgefährten.

— Und wie treibst Du's? durfte der Hauptmann fragen, und der Professor wollte mit seinem Leben und Herzen keineswegs hinter'm Berge halten. Seine unglückliche Brautfahrt drängte sich von selbst vor, aber er war schon Mannes genug, sie von oben herab zu behandeln. Sein Freund hatte bei jüngerem, heisserem Blute noch Schlimmeres durchgemacht. Dem Regimentsarzte durft' er keine Schande machen, und die kleinliche, leichtfertige Gesellschaft, welche ihn gekränkt hatte, war die ganze Zeit her zurückgetreten hinter das grosse, milde Walten der Natur, die uns erst

demüthigt, wenn sie uns erheben und neu beleben will. Wer bist du, scheint sie dem verzärtelten Menschenkind, das zu ihr flüchtet, zuzurufen, dass du von deinem Schmerz so viel Wesens machst? Leidet nicht das All mit dir, wie du in ihm? Mit deinem grellen Aufschrei stellst du dich ausserhalb des Kreises, in welchem Wandel und Vergehen mit Würde ertragen wird, Wehleidiger! So beschämt sie den Kleinmüthigen, Engherzigen, den Selbstsüchtigen. Aber denjenigen, der sich ihr vertrauensvoll hingiebt, weiss sie wunderbar aufzurichten. Trag', sagt sie zu ihm, deinen Theil vom allgemeinen Schmerz, der doch nur deinem kleinen Herzen ein besonderer deucht. Nur so befähigst du dich, an meinen Freuden theilzunehmen. Ich habe Tage und festliche Zeiten, da alles Weben und Streben ein Werden, Blühen und Reifen, eitel Schönheit und Hochgefühl ist; da der Verfall stillsteht und der Tod eingeschüchtert innehält. Je mehr du dich deiner entäusserst, desto mehr lebst du dem Ganzen,

fassest und geniessest du. Schmerz und Tod ist aus der Welt nicht zu bannen; aber Sieger ist das allerhaltende, immer wieder neugestaltende, das auferstehende Leben und mit ihm die Freude!

Derlei Stimmen hatte der Professor auf seinen Fahrten durch Berg und Thal willig gelauscht, und nun es mit seiner Wanderkur zu Ende ging, konnt' er lächeln über den erhaltenen Korb und über die junge Salon-squaw, der er zu Füssen gelegen.

So griff denn auch Keller im trauten Zwiegespräch Trübes und Heiteres aus seinem Leben heraus, und da er zu den geistigen Naturen zählte, hatte für den Freund die gedankliche Verbrämung oft mehr Reiz als das kleine Abenteuer selbst. Erlebt hatte sicherlich der Jüngere, gedacht aber der Andere mehr; der wechselseitige Austausch war daher für beide Theile ergiebig. Und er war so rege, dass man in der trauten Zelle kaum den Uebergang vom Wetter in Abenddunkel gewahrte. Eine Weile schon brannte die Lampe.

Der Sturm hatte seinen langen Athem eingebüsst; er brauste nur mehr stossweise. In ruhigeren Augenblicken, wenn der Hammer schwieg und der Hauptmann auf das hin sich vielleicht mit seinen Gedanken in die Werkstatt versetzte, konnte man deutlich vom feinen Regengeriesel den schwereren Tropfenfall von Dach und Bäumen unterscheiden.

Doch rührt dieses wimmernde, stöhnende Geräusch draussen bei den Linden, vor dem Kapellengitter, auch nur von Wind und Wetter her? Waldmann an seines Herrn Seite hat schon einmal geknurrt, ward aber zur Ruhe verwiesen.

Der Professor horcht von Neuem auf und bedeutet dem Hauptmann, der eben eine Garnisonsstadt genannt hat, einzuhalten: „Hörst Du's?“

— Da haben wir's! rief der Hausherr ärgerlich aus. Aber sich rasch mässigend, fuhr er fort: „Kaum haben wir den Heiligen enthüllt, stellt sich auch schon seine Kundschaft ein. Wenigstens überzeugst

Du Dich von seiner Wunderkraft. Lassen wir uns nicht stören.“

Aber von dieser Fährte war Keller nicht so leicht abzubringen. Ein klagendes Menschenschicksal vor der Kapelle, ein wirkliches Ereigniss als Einschlag in die erst vor Kurzem vernommene Geschichte: was konnt ihn an Ort und Stelle mehr überraschen, was in höherem Grade seine Theilnahme in Anspruch nehmen? Daher entgegnete er lebhaft: „Du magst Recht haben; aber die späte Nachtstunde, das Unwetter, der Umstand, dass unsere Lampe leicht für eine Votiv-Ampel gehalten werden kann, das Alles lässt mich vermuthen, dass es keine gewöhnliche Betschwester ist. Vielleicht eine Obdachlose? vielleicht Mutter und Kind, in die Nacht hinausgestossen, der Verzweiflung nahe? Ich will näher hintreten.“

Und er schlich an's verschalte Fenster und lauschte, winkte aber bald auch den Freund heran, indem er ihm zuflüsterte: „Ich, ein Flachländer, finde mich nicht recht

in die Mundart des armen Dings; die Stimme klingt traurig, kindlich, rührend, und so viel ich verstehe, fleht die Beterin um keinen — Mann. Horch selbst auch!“

Zeilinger neigte sein Ohr hin, und es kam stossweise, und er unterschied ganz deutlich: „Und dass ich brav bleibe . . . dass ich rechtschaffene Leute finde . . . dass ich mich ehrlich durchbringe: Vater unser . . .!“

Sofort trat der Hauptmann an die schmale Thür, welche den eigenthümlichen Speisesaal mit der Küche verbindet, und rief in die letztere: „Frau Rainer, sehen Sie nach, wer draussen bei den Linden betet . . . nein, nein, nicht Sie selbst! Es regnet ja noch, schicken Sie den Leopold.“

Frau Rainer, die Verweserswittwe, führt dem hartnäckigen Junggesellen die Wirthschaft. Sie ist eine rundliche, rührige Alte, ebenso klug als rechtschaffen. Mit einem wortkargen, herrischen Gebieter ist sonst nicht leicht auszukommen. Und sie liebt ihren Herrn wie einen Sohn, sieht in ihm

aber auch den Machthaber gern. Kaum hörte sie von einem armen Geschöpf unter den Linden, so warf sie ein Tuch um Kopf und Schultern; wo sie helfen konnte, griff sie am Liebsten selber zu.

Schon nach wenigen Augenblicken zog sie mit guten Worten und linder Gewalt ein bebendes Mädchen in ihre wohnliche Stube. Daselbst hob sie den grünen Schirm von der Lampe und spähte der Fremden mit einem hastigen Blick in's Gesicht. So prüft Misstrauen, aber dasselbe machte sofort sichtlicher Befriedigung und leuchtender Güte Platz.

— Wie du frierst und zitterst, armes Kind! sagte sie. Nur gleich die nassen Kleider herab! Könntest für Dein Lebtag zu Schaden kommen . . . genir' Dich nicht; ich bin Mutter und Grossmutter und hab' Dir schon gar manches Kind trocken gelegt. Dies warme Tuch um den Hals! Wie Dein Herz geht! unser Kleinhammer ist nichts dagegen . . . Aber jetzt, die Augen zu! Eins, zwei, drei — geschehen ist's! Ein

frisches Hemd ist eine Wohlthat. Und da hast einen Schemel, da ein Paar Strümpfe . . . wirst leicht hineinkommen; wenn man alt wird und viel stehen muss, laufen Einem die Füss' an. Nimm nur auch den zweiten Unterrock, du musst dich ja erwärmen. . . . Ist Dir Alles zu weit? Wart', wir nadeln es übereinander. Jetzt noch das Kleid . . . und das Häubchen auf! Und was sagt Dir der Spiegel? Dass Du nun von Aussen ganz die alte Rainerin bist, inwendig aber ein liebes blutjunges Ding noch. Besser diese als die umgekehrte Lüge . . . Und jetzt komm zum Herd, die Gluth ist noch nicht ausgegangen. Hungrig wirst auch sein, und ein heisser Thee zu guter Letzt bringt Alles wieder in Ordnung.

Die Fremde hatte das Alles stumm mit sich geschehen lassen, stumm auch selbst gethan. Ein paar Mal gewann ihr der herzliche Zuspruch der Frau ein flüchtiges Lächeln ab, doch immer noch klapperten ihr die Zähne und der Athem schluchzte. Die Hände im Schooss, so sass sie am Herd

und stierte in das neubelebte Feuer. Der Gluthstrahl that ihr wohl, die aufzüngelnde Flamme gab ihrem Gesicht Farbe, ihrem Auge Glanz.

Lange, heldenmüthig lang', hatte die würdige Alte die allernatürlichste Neugierde zurückgedrängt und nur mütterliche Sorgfalt walten lassen. Jetzt, da ihr Gast wieder aufzuleben begann, hob sie von Neuem an: „Wie fühlst Du Dich, liebes Kind? Besser? . . . schön! Aber nun sag' mir doch auch, wer Du bist und woher Du kommst . . . in diesem Wetter! Keinen Hund sollte man vor die Thür jagen heut' . . .“

— Die Steinegger Marie bin ich halt, sagte das Mädchen kurz und gleichgiltig. Aber hastig, leidenschaftlich fuhr sie fort: „Und wenn's Wetter noch zehn Mal schlechter wär', und wenn's Nacht wär' bis zum jüngsten Tag, fort wär' ich und fort hätt' ich müssen, so weit mich meine Füss' tragen, auf dass ich nichts mehr seh' und nichts hör' mehr von ihm . . .“

— Von wem redest denn, Dirn'? drängte die Rainerin, mit dem ängstlichst fragenden Blick, dessen ihre guten Augen fähig waren, dem Mädchen in's Gesicht sehend.

— Und von wem sonst, als vom Vormund, vom Thalhofer?

— Vom reichen Thalhofer?

— Vom schlechten, sollt's heissen, wenn's eine Gerechtigkeit gäb' auf der Welt. Sie, die Bäuerin, hat ihm den Hof zugebracht; sie, die die gute Stund' selber ist und ihm überall durch die Finger sieht, kränkt sich heimlich zu Tod und er . . .

— Soll's gottslästerlich treiben, wie man hört. Er hat schon manche arme Dirn' in's Unglück gebracht, hört man.

— Ja, und ihr dann den Stuhl vor die Thür gesetzt! fiel das Mädchen eifernd ein. „Und wer sorgt für die unschuldigen Würmer unter der Hand, dass die Schand' nicht an den Tag kommen sollt'? Sie, die gute Närrin, die Bäuerin."

— Bei ihr hast Du's wohl recht gut gehabt?

— Und wie! Aber wie ich in's Haus 'kommen bin, hat er auch schon angefangen, der Heimtückische. Eilf Jahr alt hab' ich meine Mutter verloren, und auf dem Todtenbett hat sie ein gutes Wort für mich eingelegt bei der Thalhoferin. Und gutherzig, wie sie ist, hat mich die Bäurin in's Haus genommen; aber rein eine Prinzessin hätt' ich sein dürfen, nach dem Narren, den der Thalhofer an mir gefressen. Nicht aufs Feld, nicht auf die Weid', nicht in die Kuchel, nichts anrühren hätt' ich sollen. Und ein Gethue hat er gehabt, dass ich mich schämen hab' müssen vor seinen eigenen Kindern, die ihm ohnehin aus dem Weg gehen, so weit sie nur können.

— Und wie alt bist denn jetzund? schaltete die Schaffnerin ein; „ich gebe Dir achtzehn."

— Muss schon noch mit siebzehn vorlieb nehmen . . . Und dass ich weiter erzähl', vor zwei Jahren und noch früher hat er mir schon zu Gehör geredet: ich könnt' Thalhoferin werden, aber gescheidt müsst' ich

sein und überlegen sollt' ich mir's. Mit der Alten wär's so wie so schon bald Matthäi am letzten, und wenn ich nicht zugreifen wollt', zehn Andere leck'ten alle Finger darnach. Aber, versteht sich, ein wenig gern müsst' ich ihn schon jetzt haben, müsst' ihm ein wenig schön thun und dürft' nicht so zimperlich sein.' Und den Mädeln sei's ohnehin nicht recht ernst mit dem Gezier, und damit hätt' auch noch Keine einen Mann gekriegt, am wenigsten einen Thalhofer.

— Da hast Du Deine Noth wohl der Bäuerin geklagt?

— Ich hab' ihr nicht auch noch diesen Verdruss anthun wollen; sie hat ohnehin viel zu tragen. Den Thalhofer allein hab' ich auch nicht gefürchtet. Aber wie er gesehen hat, dass er nichts ausrichtet bei mir, hat er mir alle Buben übern Hals „gehusst", und da hab' ich oft völlig nicht gewusst, wo ich die Kraft hernehmen sollt' auf die Läng' . . .

Ueber und über roth stockte das Mäd-

chen. Aber dieses Roth zeugte nicht von passiver Schamhaftigkeit, sondern von wehrhaftem Magdthum. Das Auge blitzte Trotz, die Brauen zogen sich drohend zusammen, die Nüstern bebten, die Oberlippe warf sich auf und in den Händen zuckt' es wie von unbewusster Erinnerung an entscheidende Augenblicke wilder Selbstvertheidigung.

— Beruhige Dich, Kind! mahnte ängstlich die würdige Alte, das verstörte Gesichtchen an ihr Herz pressend. „Hast es länger nicht mehr aushalten können und bist lieber fort auf gut Glück, nicht wahr? Ich verdenk' es Dir nicht . . .“

— Ja, und wie ich heut' beim Herd steh' — die Leut' sind auf dem Feld draussen gewesen, die Bäuerin hat sich wieder legen müssen — da ruft mich der Thalhofer in die Stuben. Sitzen bei ihm am Tisch der alte Kurschmid, sein Gespann bei allen Schlechtigkeiten, und ein junger Mensch mit einem wüsten Geschau, den ich nicht kenn'. Denk' ich mir: welcher Wind hat denn diese Zwei daher geweht. Alle drei

schauen mich an, dass mir ganz unheimlich wird. Ich sollt' einen Weichselgeist holen, sagt der Thalhofer. Wie ich die Thür hinter mir hab', hör' ich den Kurschmied auflachen: Hat sie Der einmal d'ran 'kriegt, sagt er, so ist sie dir kirr für dein Lebtag und frisst dir aus der Hand. Wie ich das hör', glaub' ich, brechen mir die Knie. Ganz schwarz ist mir 'worden vor den Augen, und eine Angst hat mich gejagt, dass ich erst tief im Wald drin zu mir gekommen bin und denken hab' können, wo ich bin und was ich will. Und ich wär' auch schon viel weiter, wenn mich das Wetter nicht erwischt hätt'.

Nun Alles heraus war, stellte sich die magdliche Scheu ungerufen ein. Das Mädchen mied den Blick der mütterlichen Freundin, senkte das Köpfchen und weinte ins Fürtuch.

Der kundigen Schaffnerin missfielen diese Thränen nach dem Trotze von früher ganz und gar nicht. Gleichwohl bemühte sie sich zu zanken: „Soll ich wieder zu trocknen

anfangen? Heute haben wir doch schon genug Wasser gesehen, denk' ich. Komm jetzt an den Tisch und lass dir's schmecken. Und dank' Gott, dass er dich ein schützendes Dach hat finden lassen."

Als die Steinegger Marie keine weitere Nöthigung bedurfte, um dem Hunger sein Recht widerfahren zu lassen, erinnerte sich die gute Frau, dass sie dem Hauptmann über ihren Schützling Rapport schulde. Sie huschte in die Kapelle, in welcher noch immer die beiden Freunde beisammen sassen, und erzählte, der Findling, den sie von den Linden hereingebracht, sei ein schöner Flüchtling, ein liebes, herziges Mädchen von 17 Jahren, das bei fremden Leuten Schutz und Unterkunft suche. Dasselbe habe schon viel auszustehen gehabt in seinem jungen Leben, sei aber ebenso herzhaft als brav. Keinen trockenen Faden hätt' es auf dem Leib gehabt, d'rum habe sie ihm rasch einen Altmütterchen-Anzug umgeworfen, aus welchem das junge, frische Leben allerliebst hervorgucke.

Das ganze Gesicht der Schaffnerin lachte, während sie diese Meldung that.

Mit einem Blick des Zugeständnisses auf den Professor, der sich ja zuerst der Beterin unter den Linden angenommen, entgegnete Zeilinger: „Sie machen uns neugierig, Frau Rainer; könnten wir Ihren Schatz nicht heute noch zu sehen bekommen?“

Die Alte nickte, meinte aber wichtig thuend, erst wenn das arme Kind sich werde gelabt und gesättigt haben.

Sobald aber Marie Steinegger hörte, dass sie sich dem Herrn zeigen solle, nahm ihr Gesicht einen ängstlichen zweifelnden Ausdruck an. Die Rainerin glaubte, das Kind schäme sich der Vermummung wegen und suchte ihm scherzend dies Bedenken auszureden. Aber die Ursache lag tiefer, wenn auch das Mädchen vor seiner Wohlthäterin damit zurückhielt, ja wohl selbst kaum dafür das richtige Wort gefunden hätte.

Es folgte ungern durch die schmale Thür

ins Speisezimmer und weit davon entfernt, sich in demselben umzusehen oder in ihm gar die entweihte Kapelle zu erkennen, davor es im brünstigen Gebet gelegen, hefteten sich seine Augen alsbald mit finsterem Trotz auf die beiden Männer. Wie angewurzelt blieb es bei der Thür stehen, sprach keinen grüssenden Laut, machte keine grüssende Bewegung. Die Haltung hatte etwas Lauerndes, sei's zu unerwartetem Ueberfall, sei's zu jäher Flucht. Das Gesicht zeigte die leidenschaftliche Spannung und Erregtheit, vor welcher sich die Rainerin schon zuvor einen Augenblick lang entsetzt hatte.

Das war ein völlig anderer Eindruck, als welchen man sich versprochen hatte. Auf allen Seiten war die Verlegenheit gross. Die Freunde tauschten verwunderte Blicke. Der Hauptmann sah seine Wirthschafterin an und schien sagen zu wollen: Wo hatten Sie nur Ihre alten Augen? Das ist ja eher eine böse Katze als ein Herzensschatz! Die alte Frau hinwider kam nicht zu Worte

vor masslosem Erstaunen über die Unart und Gereiztheit ihres Schützlings. Ein entsetzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Sinn; sie verglich den jetzigen Zustand des Mädchens mit dem früheren Ausbruch von Wildheit ... aber nein, ein so liebes, gutes und gescheidtes Kind kann doch unmöglich verrückt sein!

Der Hauptmann machte dem Schweigen ein Ende mit den Worten: „Das also ist die Davongelaufene?“

Bittend wehrte die Rainerin; er aber fuhr zum Mädchen gewendet fort: „Was hats denn gegeben?“

Keine Antwort.

— Ein schiefes Gesicht, ein krummes Wort? Darf man so empfindlich sein, wenn man auf fremde Leute ansteht?

— Kein Mädchen, kein rechtschaffenes, hätt' es länger ausgehalten an meiner Statt! entgegnete die Kleine im Altmütterchen-Anzug fest.

— Kein Trotzkopf, willst du sagen ... brauste gereizt durch den Widerspruch der

Hausherr auf. „Du meinst wohl gar, es sei eine besondere Empfehlung, wenn man just vor dem Leitkauf auf und davon rennt. Wer soll denn eine so hergelaufene Dirn' ins Haus nehmen? Zigeunern einmal die Füsse, so zigeunert bald auch das Herz mit."

Und im Tone des Gebieters entschied er: „Sie kann über Nacht bleiben; morgen soll sie zu ihren Leuten zurück."

— Oho! rief das Mädchen aus, sich aufrichtend und den Kopf zurückwerfend. „So lang' ich gesunde Füsse hab', kann mir Niemand befehlen, dass ich zu dem Schandbauer zurückkehren soll, dem ich kaum erst entronnen bin. Auf Ihr Nachtlager steh' ich nicht an, hab' es auch nicht begehrt. Ihnen bin ich kein Grüssgott und kein Behütgott nicht schuldig. Die gute Frau da hat mich aufgehoben und gelabt, Sie nicht; und so werd' ich mit Gottes Hülf irgendwo auf der weiten Welt wohl wieder eine gute Seel' finden. Dass ich aber lieber vom Teufel eine Gutthat an-

nehmen möcht' als von einem Mann, das sag' ich frei heraus. Denn die Mannsbilder sind alle schlecht.

Damit stürzte das Mädchen zur Thür hinaus.

Ihr nach, jammernd, die gute Frau Rainer.

— Das war ein förmlicher Paroxysmus, meinte der Professor.

— Oder ein . . . Charakter, wollte der Hauptmann erwidern. Er zog aber die Bemerkung vor: „Verlass dich drauf, die Rainerin wird das wilde Kind beschwichtigen. Und morgen soll's seinen ersten Fürsprecher kennen lernen."

Was der mit einem Male nachdenklich gewordene strenge Hausherr sonst noch meinte und fühlte, verschwieg er und trug es, da man schied, auf sein einsames Lager mit hinüber. —

Trotzdem man in hellem Unfrieden sich getrennt hatte, blieb die Steinegger Marie den folgenden und noch manchen anderen Tag im Herrenhaus. Dem begütigenden

Zureden der alten Frau war es gelungen, den lieben Wildfang umzustimmen. Was aber dazu nicht wenig beigetragen, vielleicht sogar den Ausschlag gegeben, wurde mit keinem Wort berührt. Das gestand sich, das vermuthete das Mädchen wohl selbst nicht einmal. Und doch war dies nichts Anderes als eben die anfahrende Strenge des Herrn Zeilinger. Dieser Rauheit gegenüber empfand Marie in ihrem empfindlichsten Wesen, in ihrem tiefgewurzelten Verdachte eine wohlthuende Sicherheit. Sie brauchte sich vor keinem neuen Thalhofer zu fürchten.

Zudem hatte der Hauptmann angeordnet, man sollt' ihr möglichst wenig in den Weg treten, sie im Hause beschäftigen, ihr mit Fragen nicht zusetzen, sie zu keinem Ausgang nöthigen. Er hatte sich nämlich schon am frühen Morgen, als das seltsame Kind noch im tiefen, gesunden Schlaf lag, von der Rainerin die Geschichte von der Flucht im Sturm und Regen erzählen lassen, ohne eine Zwischenfrage zu thun.

Auch der Professor gewann eine ganz andere Meinung vom gestrigen Auftritt, sowie er erfuhr, in welch hohem Grade die junge Marie schon eine Märtyrin ihrer Ehre war.

Zur freudigen Genugthuung ihrer Beschützerin machte sich dieselbe auch rasch und geschickt in Zimmer, Küche und Kammer zu schaffen. Nur Eins verursachte ihr nicht geringen Kummer. „Er hätte mich gewiss nicht eine hergelaufene Dirn' genannt, wenn ich meine Sachen mitgehabt hätt'," meinte sie traurig lächelnd. Die Rainerin hinterbrachte ihrem Herrn auch diesen Stossseufzer und verwunderte sich hinterher, wie sie für Derlei bei ihm habe Gehör finden können.

Bald darnach wollt' es der Zufall, dass ein Hausirer mit schwerem Kasten auf dem Rücken des Weges kam. Ein listiger Einfall machte den Hauptmann, der vom Schreibtisch aus den wandernden Grosshändler erblickte, zufrieden lächeln. Er rief den Mann zu sich herein, versicherte

sich seiner Verschwiegenheit und bedeutete ihm: er möchte den Kasten bis auf das Wenige, das zur Wahrung des Scheines unumgänglich nothwendig wäre, räumen, mit der so verringerten Bürde nach dem Thalhof aufbrechen, sich daselbst zu schicklicher Zeit an die Grossbäuerin machen, ihr heimlich einen Gruss vermelden von der Steinegger Marie, die im Hammergraben ein Unterkommen gefunden, und die leeren Fächer seines Wanderschrankes mit des Mädchen Siebensachen vollstopfen; auf einem Umwege solle er damit hieher zurückkehren.

Dem Manne war die nöthige Schlauheit schon zuzutrauen.

Die Aufgabe wurde auch allem Anscheine nach gut gelöst. Denn als der Hausirer nach zwei Tagen in der wohnlichen Stube der Rainerin seinen Kasten absetzte, zog er aus der obersten Schublade desselben zunächst ein siebenfaches Perlenhalsband mit hoher steifer Silberschliesse hervor und rühmte von demselben, dass es einst vom

schönsten Mädchen der Gegend getragen worden.

Kaum erblickte die Steinegger Marie diesen Schmuck, so rief sie bestürzt aus: „Mein Gott, das ist ja mein Halsband! Ich erkenn' es an der Schliesse, ich hab' es von der seligen Mutter — wie kommt denn Ihr dazu?“

Der Mann liess sich nicht irr machen, sondern entfaltete ein schwarzseidenes Kopftuch: keinen Siebenundzwanzigkreuzer-Fetzen, wie er behauptete, sondern schwer und fein, und gross genug, ein rundes Köpfchen mit den glänzendsten Fächerflügeln auszustatten.

Auch das wurde ihm schnell entwunden, ohne dass er, der schmunzelnde Krämer, dagegen Einsprache erhob.

Vielmehr liess er noch eine rothe Halsschleife, einen weissen Spitzenkragen, ein graues Festkleid mit kurzem Ueberschooss und mit die Brust abgrenzenden Börteln nebst allerlei anderen Sachen und Sächelchen zum Vorschein kommen und erklärte,

das Alles gebe er für ein freundliches Vergelt's-Gott, und einen schönen Gruss von der Thalhoferin obendrein.

— Die gute Bäurin! Die arme Haut! rief gerührt das glückliche Mädchen aus.

Es tanzte ein paarmal im Zimmerchen herum, um plötzlich inne zu halten und schluchzend vor Glück und Dankbarkeit der Rainerin um den Hals zu fallen.

Diese errieth unschwer den Urheber der artigen Ueberraschung, hielt aber für gut, ihn vor der Hand nicht zu nennen.

Der Sonntagsstaat hatte sich somit rechtzeitig eingestellt und Marie trug kein Bedenken, sich in demselben an der Seite der guten Frau Rainer zu zeigen, sobald die Sonne festtäglich hinter den Bergen emporschwebte. Ja, es kam ihr gar nicht in den Sinn, begegnenden Blicken auszuweichen; sie wollte sich sehen lassen, recht geflissentlich. Und sollt' er sie erblicken, der sie eine hergelaufene Dirn' genannt, heut' sie erblicken, so macht's erst recht

nichts. Sie schaute froh und fast so leuchtend in die Welt wie die Sonne selbst an diesem frischen Morgen. Daseinsfreude, strahlendes Frohgefühl von eig'ner Jugend und Gesundheit, von Schönheit und Genüge ist nicht schon Eitelkeit und Gefallsucht, ist vielmehr so natürlich und unschuldig, so erfreuend und rührend wie das Blühen einer Blume.

Und Marie wurde gesehen. Sie wurde gesehen, als sie im Garten einige duftende Zweiglein pflückte, als sie dem unteren Dorf zuschritt und als sie zurückkehrte. Sie wurde gesehen von ihm, der sie gescholten hatte, wie von Jenem, welcher Zeuge dieser Kränkung war. Ihr schlanker Wuchs; das fein umrissene Gesicht, welches von dem eng anliegenden Kopftuch mit den nachwehenden Flügeln wirksam umrahmt wurde; das über der Stirn und an den Schläfen vorquellende, dunkle Haar; die glücklichen blauen Augen, von niederen Bogen beschattet; Nase, Lippen und Kinn, ausdrucksvoll und edel zugleich: dies Alles

wurde gesehen und einzeln wie im Ganzen bewundert.

— Sie ist schön, ungewöhnlich schön! sagte der Professor, von der Betrachtung zur Anerkennung übergehend. „Sie ist eine stolze Schönheit, aber nicht im Sinne des Stadtmenschen, der mit diesem Ausdruck gewöhnlich etwas Kaltes und Herzloses verbindet.“

— Und wäre doch Nichts für Dich! fiel ihm mit auffallendem Eifer Zeilinger ins Wort.

— Und warum Nichts, wenn ich fragen darf? erwiderte Keller launig.

— Ein Mädchen wie dieses muss die Hände rühren und anderen rührigen Händen gebieten können; es vertrüge nie und nimmer euere enge Stadtluft.

— Möglich; aber dann würde sie um so entschiedener für Dich passen.

Der Hauptmann stimmte weder zu noch widersprach er, sondern zuckte die Achseln und trommelte auf der Fensterscheibe.

— Spass bei Seite! fuhr der Professor

fort; „wenn ein Mann der Wissenschaft, der Kunst, überhaupt vorwiegend geistigen Strebens und Schaffens wohl oder übel auf Ehe und Nachkommenschaft verzichtet, so finde ich das einigermassen begreiflich. Seine Fähigkeiten und Geltung lassen sich nicht vererben; seine Schöpfungen werden Gemeingut oder bleiben unbeachtet; auf Erfolg und Lohn kann er selten mit Bestimmtheit rechnen; Lehr- und Wanderjahre nehmen sein rüstigstes Alter vorweg — die Kunst ist lang, das Leben kurz. Wie aber ein Mann der Thätigkeit, der eine fruchtbare Scholle, Haus und Hof sein eigen nennt und ein Geschäft in Schwung gebracht hat, zu dessen erträglichem Fortgang doch weniger Geist und Geschick erforderlich ist als zur ersten Gründung; wie Einer, der eine Familie nicht nur ernähren, sondern seinen Nachkommen ausser dem geachteten Namen auch Hab' und Gut, kurz alle Mittel einer behaglichen Selbständigkeit hinterlassen könnte: wie ein solcher Mann Junggesell bleiben und sich in den Ge-

danken finden kann, lediglich für fremde Mäuler, für lachende Erben oder für den Fiscus zu arbeiten und aufzuspeichern, das ist mir unfassbar.“

— Ausgezeichnet! lachte der Hauptmann auf. „Aber so harthörige Leute wie unsereins richten sich immer nur nach dem lebendigen Beispiel, nicht nach den Worten selbst des besten Predigers.

Damit war der Gegenstand zu Fall gebracht.

Bis sie ihren Sonntagsstaat wieder ablegte, wurde die Steinegger Marie viel gesehen, leider auch zu viel. Es war vom schönen Tag noch das Zwielicht übrig, als ein Halterbub' ins Herrenhaus gelaufen kam und mit der Frau Rainerin zu sprechen verlangte. Derselbe war ein Bürschlein mit etwas scheuen, aber klugen Augen. Er sah sich in der wohnlichen Stube der guten Alten erst vorsichtig um, eh er mit der Botschaft herausrückte. Von der Thalhoferin sei er hergeschickt, sagte er, die, wenn sie nicht bettlägerig wäre, sich nicht

hätt' abhalten lassen, selber zu kommen. Es sei wegen der Steinegger Marie, und die Bäuerin hätt' die grösste Angst um sie. Denn dem Thalhofer sei's gesteckt worden, dass die Dirn' im Hammergraben beim Hauptmann Zeilinger ist, und darüber sei er ganz wild geworden. Und in seinem Zorn hätt' er auch gleich selber verrathen, was er im Sinn hat, und dass er morgen früh aufs Gericht fahren und die Marie mit dem Gendarm abholen will. Das sei er Alles im Stand', und es sitz' auch noch der Kurschmied bei ihm, um ihm tüchtig einzuheizen. Aber aus und geschehen wär' es, wenn sie die arme Marie erwischeten. Lieber heut' noch als morgen sollte sie fort, die Marie, und anderswo einen Unterstand suchen. Und die Frau Rainerin möcht' ihr helfen und ein gutes Werk an ihr thun, denn sie sei brav und verdienet' es. Und da wär' auch eine kleine Wegzehrung, dass sie nicht betteln müsst' auf der Strassen ...

Dem braven Burschen traten Thränen in die Augen, indem er ein weisses Leinen-

beutelchen überreichte, welches nach der Halsschlinge zu urtheilen sich mit seinem Inhalte hinter dem Mieder bergen sollte.

Und die Thränen waren wohlfeil, doch guter Rath theuer.

Weinend eilte die alte Frau zu ihrem Herrn, theilte ihm die Botschaft der Thalhoferin mit und fragte, ob sich der garstige Bauer das wirklich vermessen dürfe, und wo denn das arme Kind einen Schutz finden sollte, wenn's nicht einmal beim Zeilinger im Hammergraben mehr sicher wäre.

Der Hauptmann runzelte die Stirn, liess den Knaben kommen, verhörte ihn scharf und wies jedes Ungestüm mit den rauhen Worten zurück: „Hat bis morgen früh Zeit."

Lange sprach das verfolgte Mädchen mit dem treuen Boten, sodass sich derselbe erst tief in der Nacht auf den Heimweg machen konnte. Sie zeigte sich so ruhig und gefasst, als nähme sie ihr Schicksal wie etwas Selbstverständliches hin, als könnt' es ihr nie und nirgends an Muth und Schutz

fehlen. Fast alle ihre Fragen drehten sich um die Wirthschaft im Thalhof. Dann wurde sie nicht müde, die Gutheit der Frau Rainerin zu loben und nur, als sie sich nach den Leiden, nach den jüngsten Kränkungen der Grossbäuerin erkundigte, wurden ihre Augen feucht. Trotzdem sie nicht wusste, wo hinaus sie werde wandern müssen, wohin sie ihr Haupt werde legen können, schlief sie früher ein als der starke Mann, der ihre Sache auf morgen früh vertagt hatte.

Dieser starke Mann schritt lange gedankenvoll in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte einen Einfall, der dem Herzen entstammte, aber der Verstand erhob immer wieder Einwände dagegen, Es wurde ihm schwül zu Muth, er öffnete das Fenster und beugte sich in die herbstlich streichende Nachtluft hinaus. Wiederholt setzt' er sich an den Schreibtisch, doch wieder und wieder verwarf er die begonnenen Zeilen und zerriss das Blatt in kleine Stücke, eh er's in den Papierkorb wandern liess. Seine lange

Pfeife war übel dran; jetzt sog er dichte Rauchwolken aus ihr und bald darauf liess er sie achtlos ausgehen, je nachdem in seinen Gedanken das Für oder das Wider die Oberhand hatte.

Nun aber ist ein kurzes Schreiben dank der hastenden Feder zu Ende gediehen. Und als misstraut' er sich selbst, als fürcht' er für seinen Entschluss, faltet Zeilinger den Brief, ohne noch einen Blick darauf geworfen zu haben, und bestimmt zu dessen Empfängerin die Frau Josepha Schröckenfuchs, Sensengewerkin im Lassingthal. Wenn die einander jagenden Rauchwolken verlässliche Anzeigen sind, so hat der gute Einfall gesiegt und ist der Briefschreiber mit sich zufrieden. Die Frau Josepha aber ist seine Tante, eine würdige Gebieterin und zugleich die einzige Verwandte aus der ganzen zahlreichen Sippe, für welche er Verehrung und Dankbarkeit hegt.

In Ueberraschungen gab sich am nächsten Morgen Zeilingers Entschluss dem ganzen Herrenhaus kund.

Er liess anspannen.

Er rief seinen braven Leopold und versah ihn mit Weisungen für die Reise.

Er liess die Steinegger Marie kommen und sagte zu ihr: „Dieser Brief empfiehlt Dich meiner Tante Schröckenfuchs, die eine liebe alte Frau ist und Dir gut sein wird. Du wirst ihr Freude machen, das weiss ich. Das Lassingthal liegt schon über der Landesgrenze, was Dich vorläufig auch beruhigen kann. Mein Leopold wird Dich an die Eisenbahnstation fahren, und da er dort so wie so einstellen muss, kann er Dich leicht noch weiter, bis an Ort und Stelle begleiten. Meine Tante kennt ihn von früher her, und da es schon finster sein wird, wenn Du ankommst, so ist's besser, wenn Du jemand Verlässlichen an Deiner Seite hast. Nimm Abschied von der Frau Rainer . . . und dann Gott befohlen, Mädchen!“

Das Alles sollte zwar freundlich, doch zugleich durchaus geschäftlich klingen. Aber der gestrenge Mann hatte heute die Stimme nicht so ganz in seiner Gewalt; sie irrte

unbemerkt ins Sanftere und Weichere ab, und zum Schluss bedurft' es eines stärkeren Ansatzes, um einer empfindsamen Stockung vorzubeugen. Sein Auge gehorchte besser; es streifte nur ein einziges Mal das liebliche Gesicht des Mädchens und zwar just, da dieses den Blick auf das dargereichte Schreiben senkte.

Marie aber stand vor ihm, horchte mit erröthender Freude auf, sah ihn mit aller Spürkraft der Seele gross an und als sie danken, sich beurlauben sollte und schon ihre Lippen sich regten — lief sie plötzlich davon, ohne auch nur Ein Wort hervorgebracht zu haben.

Und merkwürdig, sie, die hier so kargte, hatte Worte wie Thränen im Ueberfluss, als sie sich nun der alten Rainerin in die Arme warf. Ein wunderliches Mädchen!

Der guten Frau standen zwar auch Thränen in den Augen, aber dahinter blitzt' es freudig auf. „Kind, sagt' und wiederholte sie, dass er Dich zu seiner liebsten Verwandten schickt, das hat' was zu be-

deuten und beweisst, wie sehr er Dich in Ehren hält und . . .“ Doch rechtzeitig erinnerte sich die treue Schaffnerin noch, dass es nicht angehe, eigene Gedanken für fremde auszugeben.

Der Professor drückte dem scheidenden Mädchen die Hand und ihm nochmals in die Augen guckend sagte er: „Wenn Du so brav bleibst, als Du klug und schön bist, dann, Kind, kann Dir der Rechte nicht ausbleiben.“

— Ich fürcht' nur, dass mich die Männer mit ihrem Lob viel zu wählerisch machen, erwiderte Marie lachend.

Auch Waldmann kam herbei; er sprang, als sie schon eingestiegen war, wieder und wieder zum Wagenschlag hinan und wedelte zu seinem Herrn zurück.

Dieser trat auch wirklich an die Kutsche, als die Schaffnerin das liebe Kind zum letzten Mal an ihr Herz gedrückt hatte, — er wollte sehen, ob am Zeug nichts fehle.

Und sieh, im Nu hat das Mädchen seine Hand erhascht, küsst sie und stammelt aus

pochendem Herzen: „Nichts für ungut wegen meiner dummen Red' und wegen der vielen Ungelegenheiten! Es gibt halt doch einen Unterschied . . .“

Die Eisenschimmel griffen aus und entführten den Rest der Rede.

Die Rainerin blickte ihnen nach, als wollte sie sie fragen: Und werdet ihr sie mir bald wieder bringen?

Der Professor berechnete, dass er längstens in zwei Tagen aufbrechen müsse, wollt' er rechtzeitig zu den Einschreibungen an der Hochschule eintreffen.

Dem Hauptmann hallten im Ohr und Herzen die Worte wieder: Es gibt halt doch einen Unterschied . . .

Nur wenige Stunden trennten die Abfahrt des lieblichen Gastes von der Ankunft seines lüsternen Verfolgers. Der Thalhofer hielt Wort; er erschien mit eigener Gelegenheit, brachte zwei Gendarmen mit und kam mit heuchlerischer Entschuldigung auf den Hauptmann zu.

Dieser aber war just in der rechten

Stimmung; er begegnete dem Bauer mit eisiger Kälte und tief einschneidendem Spott:

— Ihr habt euch umsonst bemüht, Thalhofer — sagt' er — und ich bedauere euch nicht. Euer schönes Mündel ist fort, ist, wie ich hoffe, in Sicherheit. Nächster Tage fahr' ich selbst aufs Gericht; es lüstet mich, euere Anzeige kennen zu lernen — Ihr habt' es ja grausam-eilig gehabt. Einstweilen sag' ich euch blos, dass es auch Rechte gegen den Vormund gibt; und wenn das Mädel einen Beschützer braucht, so wird es ihn finden, dafür steh' ich. Ich läd' euch nicht zum Sitzen ein; Ihr wisst ja, dass ich ein wenig leutscheu bin, und bei meinen russigen Gesellen, die jetzt gerade Mittag haben, könnt' es euch unbehaglich werden . . .

Der Bauer grinste, als verstünd' er nicht recht.

Die Gendarmen lud Zeilinger ein, ihre Pflicht zu thun. Aber zu Thalhofers Verdrusse gaben sie sich mit der Erklärung

des Hausherrn und dem Zeugenwort des Professors vollkommen zufrieden: „Und wenn Sie, Herr Hauptmann, das Mädchen wirklich verborgen halten wollten, meinten sie mit einem Blick auf die weitläufigen Räumlichkeiten, wir hätten lange gut suchen.“

— Die schlechte Dirn', der Fratz kann noch nicht weit sein, brauste der Bauer auf; ich will ihr nach, und wenn meine Fuchsen drauf gehen sollten!

— Nach Belieben, antwortete einer der Gendarmen, aber unser Auftrag endet hier.

Und da die Beiden auch auf die Rückfahrt verzichteten, musste der übermüthige Thalhofer allein abziehen. Seine Wuth bekamen natürlich die armen Fuchsen zu fühlen.

Den Tag darauf sassen der Hauptmann und der Professor zum letzten Mal in der Antonikapelle beisammen. Zweimal hatte Keller die regimentsärztliche Aufenthaltslicenz überschritten, jetzt aber musste Ernst gemacht werden. Man suchte einander

über die Nähe der Abschiedsstunde zu täuschen, die gleichwohl mit unerbittlicher Genauigkeit sich einstellte. Dieselben Schimmel, welche das herrliche Mädchen entführt hatten, raubten dem Beherrscher des Hammergrabens auch den Freund.

Geselligkeit mit der herzbefreienden Fülle von Anregung und Mittheilung — Schönheit mit dem Frühling im Blick und mit dem Osterglockenklang in der Stimme: beide waren als Gäste bei ihm eingetreten und sollten nun wieder entbehrt werden. Den ganzen langen, thätigen Tag über, der dem Trennungsmorgen folgte, wollte Zeilingers Stirn sich nicht aufheitern. Ihn schauderte vor dem Winter; zum ersten Mal seit seiner Selbstverbannung in die Einöde zagte er. —

Doch auch der Winter ward überstanden. Jahr und Tag sind um, seit Prof. Keller im Hammergraben zu Gaste war. Zur Stunde spricht er in sichtlicher Behaglichkeit der Moccaschale zu. Was ihn umgibt, ist keine Junggesellenwirthschaft, was ihn

hegt und pflegt, kein dienstbares Wesen. Ein nachsichtiges Frauchen hat ihm mit weisser Hand die brennende Kerze dargereicht, an welcher sich die Cigarre entzünden soll.

Ja, Keller ist verheirathet, verheirathet seit dem letzten Fasching. Er hat nicht nur schon die Hochzeitsreise hinter sich, sondern darf auch bereits wieder ab und zu seine alte Kneipgesellschaft besuchen. Also gewiss ein kluges Frauchen, das an ihrem jungen Eheherrn den alten Junggesellen zu schonen versteht. Und wie kam der Professor zu diesem seltenen Schatz? Er dankt ihn recht eigentlich dem von der jungen Salonsquaw erhaltenen Korb, so dass also diesmal der Korb die Braut nach sich gezogen hat.

Als nämlich jene hoffnungsvolle Schöne den ersten erlisteten Scalp bei ihren Freundinnen herumzeigte, geschah das Unerhörte, dass eine dieser modernen Jungfrauen über das eitle Spiel, das mit einem tüchtigen Gelehrten und hochsinnigen Idealisten ge-

trieben worden, sich in tiefster Seele empörte. Grund genug, dass ihr der Misshandelte nicht gleichgiltig bleiben konnte. Die Schriften des Professors vermittelten zunächst ihre Bekanntschaft mit seinem Geiste. In einer seiner öffentlichen Vorlesungen lernte das wackere Mädchen ihn von Angesicht kennen. In der Gesellschaft, welche zu meiden Keller nach seiner glücklichen Wanderkur keinen Grund mehr hatte, traten die Beiden einander näher, und als er schliesslich um die milde weisse Hand anhielt, war er des Jaworts gewiss. Wie so oft schon, war also hier Mitleid die Pforte und Würdigung die Schwelle, über welche die Liebe ihren Einzug gehalten.

— Rath einmal, Frau, welche Einladung ich hier erhalte? sagte der Professor, ein eben angelangtes Schreiben entfaltend und mit raschem Blick überfliegend.

— Du willst wohl sagen: wir erhalten...

— Nicht doch; Du kommst vorläufig nur so weit in Betracht, als Du mir den nöthigen Urlaub zu gewähren hättest.

— Und darf man fragen, welcher Barbar solcher Art von der Frau Professorin Umgang nimmt?

— Entschuldbare Unkenntniss, liebes Kind! Der Briefschreiber war wohl kaum noch in der Lage, von dieser Deiner würdigen Eigenschaft Kunde zu erhalten.

— So! Du hast also von deiner glücklichsten Verwandlung nicht einmal all den Deinen Nachricht gegeben?

— Aufrichtig gestanden, einem meiner besten Freunde gegenüber hab' ich es absichtlich unterlassen. Es betrifft den Hauptmann im Hammergraben, von welchem ich Dir schon wiederholt erzählt habe. Ich glaubte ihn durch eine Mittheilung von meinem Glück, so bald nach unserer Trennung, zu empfindlich an seine traurige Einsamkeit zu gemahnen.

— Und was schreibt er Dir nun?

— Er ladet mich zu seiner — Hochzeit ein.

— Nicht übel! Dieser Sohn der Wild-

niss fühlt jedenfalls schlichter als mein gelehrter Zauderer. Aber lass hören.

Und dem Gatten näher rückend, Wang' an Wange mit ihm, las das muntere Frauchen gleich selber auch:

„Gelehrter Freund! Der Sensenschmied vom Hammergraben thut Dir hiermit kund und zu wissen, dass er Samstag über acht Tage hochzeitet. Komm, komm gewiss! Du sollst mein liebster Gast sein. Die Braut erräthst und kennst Du; es ist die Steinegger Marie. Sie hat Dich und Deine Prophezeiung keineswegs vergessen. Ihr tapferes Herz erkannt' ich schon damals, als wir einander das erste Mal sahen und — hart anfuhren. Es ist seither nicht wieder geschehen. Wir haben einander zu der Ueberzeugung bekehrt, dass es halt doch einen Unterschied gibt . . . Was vollends die Politur meiner braven Tante aus diesem Edelstein gemacht hat, sollst Du zu höchlicher Verwunderung mit Deinen eigenen Augen wahrnehmen. Auf den Kuppelpelz hast Du einigen Anspruch, wenn Du Dir

auch nicht einbilden darfst, dass meine Augen damals blöder waren als Deine. Ich habe seither auch gebaut und möchte überaus gern mit Dir wieder einmal in der Antonikapelle sitzen. Jetzt selbstverständlich zu Dritt. Also habe für Deine hohe Schule einige Tage Schnupfen oder das Zipperlein und komm! Ich wette, die leichtsinnigen Jungen danken Dir noch dafür. Komm und sieh — dann geh hin und thu desgleichen. Dein u. s. w.“

Der Professor sprang auf und jubelte: „Für einen herzhaften Kuss ist mir der herrlichste Einfall feil.“

— Der wäre?

— Ueberraschung gegen Ueberraschung! Die Meine gegen Seine — ich nehme Dich mit!

— Aber, grosser Umständlicher, das ist ja ganz selbstverständlich! antwortete die Frau.

Den Kaufpreis zahlte sie aber doch.

auch nicht abschütteln [illegible]. [illegible] die Augen damals [illegible], als Deine [illegible] habe niemals mich [illegible] Mei-nungen mit Dir [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Dritten. [illegible] [illegible] Schule [illegible] [illegible] oder die [illegible] und [illegible]! [illegible] jenigen [illegible] lesen [illegible] noch [illegible] kommen und nicht — [illegible] und [illegible] [illegible]. Dich, [illegible]

Der Professor sprang auf und [illegible]: „Mit einem [illegible] Kerl ist mir der [illegible]."

— Der wäre?

— [illegible] gegen [illegible] Die Mütze gegen Seine — ich nenne Dich nicht.

— Aber [illegible] das ist ja ganz selbstverständlich! antwortete die Frau.

Das [illegible] sie [illegible]

VERLOBUNGSABENDE.

Der Name trügt . . . aber mit dem Villenbesitzer am See mag es seine Richtigkeit haben. Ein glücklicher Mensch — und schreibt Novellen!“

So bewillkommte Dr. Faber, der Leiter des Familienblattes „Penelope“, an seinem Arbeitstische das eben angelangte und mit geübtem Blick überflogene Geleitschreiben eines sauberen Heftes. Der Brief berührte mit kurzen, bezeichnenden Worten Inhalt und künstlerische Absicht der beigeschlossenen Novelle „Am Verlobungsabend“ und schloss mit einigen Artigkeiten für die Zeitschrift und deren geistigen Schöpfer. Die werthvollste darunter war für Letzteren die Einladung: wenn ihn ein Ausflug an die schönen Ufer des Gebirgssee's führen sollte, so möcht' er ja nicht verschmähen, auf der

Lend, Villa Rosina, zuzusprechen; er könne herzlicher Aufnahme gewiss sein.

Diese Aufforderung war ehrlich gemeint; dafür bürgte der schlichte Ton des Schreibens. Aber Faber war nicht der Mann, sich ohne Weiteres fremder Gastfreundschaft gefangen zu geben; daher hatte das Anerbieten keine andere Wirkung, als dass in Faber's Erinnerung das seit jener Zeit, da er noch ein fahrender Schüler war, nicht wieder aufgefrischte Bild des See's mit dem Bergriesen zur Seite, dessen ausdrucksvolles Felsenhaupt sich darin spiegelt, mit dem Kirchlein auf weit vorgeschobenem, umbuschtem Steinwall, zu dessen Stufen man auf Kähnen wallfahrtet, mit schattigem Waldgelände und lockendem Wellenspiel herrlich erstand; und diese Vorstellung schmeichelte sich um so mehr ein, als die grosse Stadt mit dem welken Laub in den Gärten, mit der Julisonne auf den Strassen und mit der wachsenden gesellschaftlichen Verödung das unerquicklichste Gegenstück bildete.

„Aber was sollt' ich am See, den gerade heuer mehr denn je die Ritter vom goldenen Kalb heimgesucht haben?“ — unterbrach Faber die verführerischen Betrachtungen. „Ihre Weiber und Töchter, mit Reichthum und Ungeschmack überladen, stolzieren in den Laubgängen, anzusehen wie die Philistärrinnen von Gath und Askalon, und als Nimrode der Berge und der Jagd, als Wikinger des See's stecken die goldenen Jungen ihre schlechtgedrechselten Glieder in Bundschuh, Kniehose und Lodenjacke, Gemsbart und Schildhahnfedern auf den Hut sich pflanzend. Eine so schöne Natur und eine so widerliche Staffage! Dahin taug' ich nicht . . .“

Und er legte Novelle und Geleitbrief zu besonderer Erledigung bei Seite; die Schrift wollt' er gelegentlich lesen und für die Einladung ablehnend danken. Aber wer auf Tag und Stunde für die Oeffentlichkeit zu schreiben hat, erweist sich im brieflichen Verkehr meist sehr unzuverlässlich. Oder bietet etwa der brummige „Briefkasten“ in

der Zeitung selbst einen Ersatz dafür? wohl gar mit Schlag- und Stichworten wie: „Sie scheinen eher zu einem Grob- als zu einem Reimschmiede das Zeug zu haben“ — „Zu grün“ — „Eines schickt sich nicht für Alle“ und dergleichen? Wer den Rothstift handhabt, kommt selten zum vertraulichen Schreiben, und der ergiebige Einlauf von heute lässt ihn nur zu leicht die kränkenden Versäumnisse von gestern vergessen. Ein kleiner Pascha an Rücksichtslosigkeiten ist jeder Zeitungsmensch; die Mittelmässigkeit, die sich vordrängt, die Unfähigkeit, die sich aufbläst, machen ihn dazu. Denn diesen Beiden gegenüber gibt es keine wirksamere Abwehr als stumme Gleichgiltigkeit gegen ihre Zumuthungen, taube Ohren für ihre Vorwürfe. Sie füttern den Papierkorb, der keine Rechenschaft darüber gibt, was seinem weiten Magen anheimfällt. So wird allmälig der Ueberflutung und dem Schund gesteuert. Hat sich der Mann der Feder aber einmal diese schützende Dickhäutigkeit angeeignet, dann

wird er kraft der Gewohnheit freilich auch oft klangvollen Namen und werthvollen Beiträgen gegenüber pflichtvergessen.

Das widerfuhr denn auch der Sendung aus der Villa Rosina; die Novelle blieb ungelesen, der freundliche Brief unbeantwortet. Beide hätten vergilben können, wenn nicht in dem Bedarf der Zeitschrift ein Mahner erstanden wäre. Die laufende Erzählung ging zu Ende — welche andere soll ihr folgen? Die Entscheidung drängt, der Setzer mahnt, den Lesern soll die neue Ueberraschung angekündigt werden: eine heikle Wahl, eine verdriessliche Zeit! Es soll dem jeweiligen Geschmacke Rechnung getragen werden, ohne dass die Poesie, die Kunst dabei zu kurz kommen. War die letzte eine Dorf-Geschichte, so soll die nächstfolgende im Salon sich zurechtfinden. Aber Hütte und Palast dürfen ja nicht auf demselben Fleck Erde stehen — eine andere Begebenheit, ein anderer Schauplatz, andere Farben, andere Menschen und Sitten! War der frühere Erzähler Realist, so löst ihn

am besten ein Stilist ab; rührte die letzte Dichtung das Herz der Frauen, so finde der neue Vorwurf nun bei Männern Anklang; ist die Vergangenheit herangezogen worden, so komme die Gegenwart zu ihrem Rechte. Vor Allem aber etwas wirklich Neues in Erfindung und Durchführung, keine längst geläufigen Verhältnisse, keine abgegriffenen Figuren! Von diesem Langen und Bangen in der Zeitungsstube erfährt der Leser nichts; schlimm, wenn er es auch nur ahnt, weil dadurch sein Glaube, seine Unbefangenheit beeinträchtigt wird.

Faber kramte lang in seinen Vorräthen, ohne dass ihm daraus etwas Anderes als wachsende Unzufriedenheit anflog. Er fühlte, dass er auf das Absonderliche und Lichtgrelle der letzten Erzählung mit ihren engen Verhältnissen und aufregenden Kämpfen etwas Ausgleichendes und Ausgeglichenes folgen lassen müsse, aber Derartiges wollte sich nicht finden. Er war Dichter, war Künstler; ihm lag seine schriftstellerische Ehre ebenso am Herzen wie der Erfolg

seines jungen Unternehmens. Es konnte ihm daher nicht gleichgiltig sein, mit welchem Inhalt er die Spalten seiner Zeitschrift füllte; selbst eine angesehene Flagge genügte ihm nicht, wenn die von ihr gedeckte Waare über die marktfahrende Mittelmässigkeit nicht hinausragte.

Nachdem er da und dort gekostet hatte, stiess er auf die Novelle aus der Villa Rosina. Er begann sie mit geschäftsmässiger Hast zu lesen und brachte ihr ein begreifliches Misstrauen entgegen. Der farblose Titel versprach wenig; der lyrische Deckname des Verfassers, Arthur Wallern, liess auf einen Anfänger schliessen, der Villenbesitz auf müssigen Dilettantismus. Aber des letzteren Umstandes gedachte Faber nicht einmal, er hatte das Geleitschreiben nicht wieder angesehen. Die Schrift hatte also wenig Aussicht, in den Augen des ungeduldigen Meisters Gnade zu finden.

Und doch, kaum hatte derselbe einige Blätter gewendet, so rief er aus: „Das Ding scheint Welt zu haben!“ und sich

bequemer setzend las er aufmerksamer weiter.

Nicht lange; denn er blickte auf die Uhr, steckte die Handschrift zu sich, liess auf dem Schreibtisch einen köstlichen Wirrwarr zurück und trat, etwas früher als gewöhnlich, seinen gewohnten Abendgang in die nahen Auen an. Hier las er die Novelle zu Ende.

Sie konnte nicht werthlos sein, da sie das Grüne vertrug.

Am nächsten Morgen ging ein eiliges Schreiben an Arthur Wallern ab, des Inhalts: sollte er über seinen „Verlobungsabend“ mittlerweile nicht schon anderweitig verfügt haben, so gedenke die „Penelope“ sich denselben einzuverleiben; sie verspreche sich einen guten Erfolg von dieser Dichtung und heisse deren Verfasser als Mitarbeiter willkommen; und zwar könne und werde, wenn nächster Tage kein Einspruch erfolge, der Druck sogleich beginnen.

Aus der Villa Rosina traf keine abschlägige Antwort ein; die Veröffentlichung

nahm ihren Anfang und erregte freundliche Aufmerksamkeit.

Aber wenn die Erzählung ja Beifall verdiente, so ist dies wohl nur dem reichen Beiwerk, den eingestreuten feinen Beobachtungen, kurz der glänzenden Ausstattung zuzuschreiben, denn die Fabel hört sich überaus einfach an:

Auf Riedhof, dem letzten bescheidenen Rest grossen Besitzthums verlebte die verwittwete Freifrau v. Mureck mit ihrer Tochter Emilie Sommer und Winter. Ihr Gatte hatte übel gewirthschaftet und dies damit zu beschönigen gesucht, dass er ja für keinen männlichen Namenserben zu sorgen brauchte. Emiliens liebster Gespiele war Franz, der einzige Sohn des strebsamen Landwirthes Müller, und wahrlich, die glücklichen Kinderherzen ahnten Nichts von Standesvorurtheilen und willkürlichen Schranken. Aber Franz musste da und dort in die Schule und ging auf Reisen, bis ihn der Tod seines Vaters plötzlich heimrief und zum Erben eines Herrenhauses

mit weitläufigen Ländereien machte. Emilie war unterdessen zu einer schönen Jungfrau aufgeblüht. Als Franz mit treuherziger Wärme nahte, wollte sich zwar Etwas wie vornehme Zurückhaltung zwischen die alten Beziehungen schieben, aber die Freifrau bedachte, Emilie werde besser fahren, wenn sie als Gebieterin in's Herrenhaus ziehe als wenn sie verwaist auf dem traurigen Riedhof zurückbliebe; dort komme sie wieder auf väterlichen Grund und Boden, der ja aus erster und zweiter Hand grösstentheils in den Besitz Müller's übergegangen, und dem guten Franz werde man unschwer begreiflich machen, welche Rücksichten, Aufmerksamkeiten und Freiheiten ein bürgerlicher Gatte seiner adeligen Gemahlin schuldig sei. Aehnlich, wenn auch minder klar, mochte auch das junge Fräulein denken und so kam nach einigem Drängen und Widerstreben der Verlobungsabend heran. Müller fand sich mit nur zwei Freunden, einem Förster und einem verkappten Notar, der im glücklichsten Augenblicke den gross-

herzigen und zartsinnigen Ehevertrag hervorziehen sollte, auf dem Riedhof ein; im Stillen freut' er sich auch darüber, dass es ihm gelungen, insgeheim selbst das Festmahl zu rüsten. Man sass schon einigermassen behaglich beisammen, als noch ein Gespann vorfuhr und als völlig Unerwarteter der Freifrau Bruder, Baron Strechau, eintrat, der's auf der Beamtenlaufbahn zu einer Rathsstelle gebracht hatte. Er wolle auf dem Wege in die Fusch seine liebe Schwester und seine schöne Nichte überraschen, gestand er selbstgefällig, ohne darüber verwundert zu scheinen, dass er Gesellschaft vorfand. Dafür konnte die Freifrau einige Verlegenheit nicht verhehlen, als sie bei der wechselseitigen Vorstellung der Herren Franz Müller als Realitätenbesitzer und „unsern" lieben — Nachbar aufführte. Der Rath nickte gnädig, aber die drei Freunde sahen sich befremdet an. Der Baron war redselig, und bald jagten im Eifer des engeren Gesprächs Fürsten, Grafen und Officiere einander um die Wette, so dass

den bürgerlichen Zuhörern, wollten sie sich nicht verblüffen lassen, nichts übrig blieb, als verständnissvoll mitzulächeln. Den aufgetragenen Gerichten that der Rath alle Ehre an, meinte aber doch, man sollte keine Umstände machen; denn als Landstreicher nehm' er es nicht zu genau. Und zwischen Glas und Glas liess er die Bemerkung fallen: „A propos, die Excellenz-Gräfin Althan sucht eine Gesellschafterin aus guter Familie; ich habe an Dich gedacht, Emilie, und mich wohl auch deshalb vom geraden Weg ablenken lassen.“ Emilie wurde roth, Franz erblasste; fragend sah er seine Braut an, die schon seit dem Eintritte des Onkels etwas von seiner Seite gewichen war, und diese ertrug den Blick nicht. Er wusste genug, und obgleich die Freifrau dem Gespräch eine andere Wendung zu geben trachtete, stand er auf und erklärte sich verabschiedend ruhig, doch auch keines Einspruchs gewärtig, er halte es für unschicklich, mit seinen Freunden länger den — Familiencercle zu stören. Emilie schluchzte

abgewandt und — liess ihn gehen. Aber die Mutter flüsterte ihm verstohlen zu: „Geduld, Franz! Ich muss ihn ja erst vorbereiten“ — „Hätte längst geschehen sollen,“ lautete die feste Antwort, welcher Müller am nächsten Morgen die kurze schriftliche Ergänzung folgen liess: einer Braut, die ihn vor ihrem nächsten Verwandten verleugne, traue er unmöglich solchen Muth zu, dass sie sich als sein Weib vor der ganzen Welt zu ihm bekennen würde.

Um dieselbe Zeit, da hier die Wege sich schieden, wurde in einem nahen, viel engeren Thal, in der Zechstube des Bauernwirthes „an der Schneeleiten“ ein Bund frischer Herzen geschlossen. Vor etlichen Wochen war nämlich ein blonder Tourist den Gletscher herabgekommen und musste, da er sich den linken Fuss verstaucht hatte, herbergen. Sobald er die flinke, muntere Margreth' erblickt hatte, blieb er auch gern, so zwar, dass schon nach vierzehn Tagen der rechtschaffne Schneeleitner den

Wink für nicht ganz überflüssig hielt: wenn der Herr Etwas auf dem Herzen hätt', so sollt' er herausrücken mit der Sprach', sonst aber versuchen, ob ihn sein Fuss nicht doch schon weiter tragen könne. Lachend, dass die weissen Zähne vorleuchteten, erwiderte der Norddeutsche: „Recht so, braver Vater! Ich will Beides. Die schlanke Margreth wird mein Weib, denn sie ist gut und weiss sich zu schicken. Ich aber bin kein Müssiggänger, der eine Zierpuppe braucht. Um das liebe Kind nicht in's Gerede zu bringen und bis Alles in Ordnung ist, nehm' ich mir beim Seethaler Wirth drüben ein Stübchen. Meine Füsse tragen mich hinüber und herüber nach Herzenslust.“ Und so geschah es auch. Zum Verlobungsabend musste die ganze „Freundschaft“ zusammen gerufen werden, und auch der Ortspfarrer sollte nicht fehlen; denn ihm, dem Schriftkundigen, wollte der Bräutigam seine Papiere vorlegen. Die Stunde kam und beim Schneeleitenwirth ging's bereits hoch her, als der „schneidige Preuss'“ eintrat. „Wo ist

Margreth?“ — war sein erstes Wort. Sie fehlte in der That. „Sie wird Euch entgegen gegangen sein,“ hiess es beruhigend. „Ich komme vom Holzschlagersteig . . .“ „Und sie wird Euch auf dem Waldweg suchen.“ Und schon war der Bräutigam wieder zur Thür hinaus. Er brauchte nicht lange waldein zu wandern, denn er erblickte Margreth unter dem grossen Lärchenbaum vor dem Muttergottesbild auf den Knie'n. Leise schlich er heran. Frische Waldblumen schmückten die Himmelskönigin, und die Jungfrau, welche ihr dieselben dargebracht, betete inbrünstig: „Vergib, wenn ich in ein Land zieh', wo ich Dich nicht mehr hab', wo ich Dich nimmer seh'! Alle menschliche Lieb' in mir gehört ihm; aber er wird Dich nicht aus meinem Herzen reissen, er ist ein guter Mann . . .“ „Gewiss nicht, Herzallerliebste mein!“ antwortet' es nahebei. „O Du grundschlechter Mann!“ greinte das Mädchen sich umwendend, aufspringend und dem Geliebten in die Arme fallend, während ihr vor Freude

und Rührung die Augen übergingen. Auch er musste an sich halten, indem er mit Nachdruck sprach: „Der Ort ist mir heilig, wo Du in Andacht knie'st.“ Und in seine gewohnte fröhliche Weise einlenkend fuhr er fort: „Jetzt aber komm, kostbares Herz! Alle warten schon auf uns.“ — Aus der Gesandtschaftskapelle in der Wiener Stadt, wo bald nachher die Trauung stattgefunden hatte, brachten mehr als ein Dutzend Thalbewohner die Nachricht heim, dass Alles rechtschaffen und gar vornehm ausgefallen sei.

Nach Jahren kommt eine glückliche Mutter mit zwei lebhaften blonden Buben, deren wohlerzogenes Sprechen mit der Gebirgsmundart einen harten Strauss zu bestehen hat, zum Schneeleitenwirth auf Besuch. Es haust da nicht mehr der wackere Alte, sondern ein Bruder der feinen Frau, die gleichwohl mit den Leuten verkehrt, als wäre sie niemals aus dem Thal hinausgezogen. Die Riedhofer Baronesse aber verwelkte als adeliges Gesellschaftsfräulein;

Keiner ihrer Standesgenossen bot ihr mit ehrlicher Hand, was sie in hochmüthiger Verblendung von Seite ihres bürgerlichen Jugendfreundes ausgeschlagen. Letzterem fiel mit der Zeit auch der Riedhof zu — er liess ihn verwittern. Müller kam zu Ansehen und Geltung, hätte auch nach dem Adel nur so zu langen gebraucht, aber ihn gelüstete nicht darnach; und die Seinen machen bis zur Stunde seinem bürgerlichen Namen Ehre. —

Wie, diese dürftige, zwiespaltige Geschichte gefiel dem Kenner Faber und dessen Lesern? — Sie war sorgsam gearbeitet und verflocht die beiden Begebenheiten artig und geschickt unter einem gemeinsamen, höheren Gesichtspunkte. Und welche andere Novelle setzt denn auch, des wuchernden Beiwerks entkleidet, mehr guten Kern ab?

Bald nachdem die „Penelope“ den Schluss des „Verlobungsabends“ gebracht hatte, stellte sich ein Schreiben ein, gezeichnet: „Rosina Wallern.“ Der Rosen-

name der Villa auf der Lend fand sonach seine Erklärung. Frau Rosina berichtete, dass ihr Mann abwesend sei, dass die Aufnahme der Erzählung sie Beide gleichmässig geehrt und erfreut habe, dass man aber nicht daran denke, auf die einmal gewährte Nachsicht hin vermessentlich zu sündigen. Den Schluss bildete die Erneuerung der Einladung, welche Faber nicht nur unbeantwortet gelassen, sondern so gut wie vergessen hatte. Nun schrieb aber die Herrin vom See, er möchte ihre und ihres Mannes Einladung nicht zu den kalten Alltagsförmlichkeiten rechnen, sie sei aufrichtig und herzlich gemeint; es werde ihm in der „Rosina“ sicherlich nicht übel gefallen, und er könne da Beides finden: Zerstreuung und Musse.

Aber mochte der tiefgrüne Gesundbrunnen des See's, die gastliche Villa, eine gesellige Häuslichkeit, eine liebenswürdige Herrin auch noch so sehr locken, Faber fühlte sich zum Besten seiner Zeitschrift an die Stadt gefesselt; daher überhört' er,

wie im vorigen, so auch in diesem Sommer den werbenden Ruf. Hatte die Gründung der „Penelope“ seinen Muth in Anspruch genommen, so war jetzt Ausdauer und Umsicht vonnöthen; er hatte Leser gewonnen und nun galt es, ihre gute Meinung zu rechtfertigen, sich in ihrer Gunst zu erhalten.

Bald nachdem er der Hochschule entwachsen, hatte Faber die Heimath verlassen. Es geschah dies gegen die Mitte der sechziger Jahre. Er lebte viel in Italien, zumal in Rom, wo festliche und verhängnissvolle Ereignisse wie die Centenarfeier, die Canonisationen, die Schlacht von Mentana und das Concil an ihm vorüberzogen. Er schrieb aus dem Laufenden für hervorragende Blätter und liess das ein' und andere Selbständige drucken, sodass von der Fremde aus sein Name in die Heimath drang und hier allmälig einigen Anwerth fand. Als er um die Zeit der Capitulation Frankreichs nach Wien zurückkehrte, begriff er von dem neuen Stand und Auf-

schwung der Dinge bald soviel, als einem Idealisten überhaupt verständlich werden konnte. Die Kriegsbeute der Deutschen floss, Platz und Verwendung suchend, auch nach Wien ab und erweckte hier ein halsbrecherisches Unternehmungsfieber. Meister des Spiels fälschten bewusster Weise Würfel und Karten, während Hunderte und Tausende leichtgläubig mit dem letzten Einsatz sich an der Jagd nach dem Glücke betheiligten. Eine kurzsichtige Regierung begrüsste die bedenklichsten Wagnisse als Anzeichen zunehmender Wohlfahrt und „concessionirte“ Schöpfungen auf Schöpfungen, deren nächster eingestandener Zweck die Vertheilung fetter Gründergewinnste und die Vermehrung reicher Verwaltungsrathstellen war. In dem Aussehen der Gesellschaft trat eine erschreckende Veränderung ein; abenteuerndes Börsianerthum setzte sich obenan, Bildung und Verdienste wurden in den Schatten gedrängt. Mit der öffentlichen Meinung wurde Missbrauch getrieben und den Soldfedern erwuchs der

traurige Muth, geradezu brandschatzend vorzugehen. Der Jugend Geist wurde von seinen Zielpunkten abgelenkt und schielte mit begehrlichem Blicke nach dem vielumtanzten goldenen Kalb; Rechtschaffenheit aber, die bisher denn doch noch scheue Ehrfurcht eingeflösst hatte, fing an für Dummheit zu gelten.

Solchen Zeichen der Zeit gegenüber ging Faber, eh' noch das Kartenhaus zusammenstürzte und das ernste Gericht hereinbrach, mit seinem Wollen und seiner Begabung zu Rathe. Zu einem erbitterten und erfolgreichen Kampf auf dem öffentlichen Gebiete mochten seine Kräfte nicht ausreichen; aber auf die Urstätte aller Zucht und Gesittung, auf die Familie, auf den häuslichen Kreis als getreuer Eckart warnend und veredelnd einzuwirken, dazu fühlt' er sich befähigt und begeistert. So rief er die „Penelope“ in's Leben, eine Wochenschrift, die still ihren geraden Weg gehen sollte und für welche er seinen Namen, seinen Ehrgeiz einsetzte. Und siehe da,

der anfängliche Erfolg übertraf die bescheidenen Erwartungen, die „Penelope“ fand Verehrer.

Aber auf die fetten Jahre folgen magere, Einschränkung auf Ueppigkeit, Verschüchterung auf Unternehmungslust, Verzagtheit auf Wagemut: kann sich die „Penelope“ unter so trostlosem Gestirn halten? hat sie nicht den Abfall ihrer Getreuesten zu befürchten? Der gewöhnliche Mensch verzichtet, wenn er kargen muss, am ehesten auf das geistige Brot oder aber der Leser erwartet für sein besseres Geld eine um so bessere Waare; er kann genöthigt werden, mit einer einfacheren Mahlzeit vorlieb zu nehmen, aber keine Noth wird ihn zwingen, einen schlechten Aufsatz statt eines guten zu verdauen. Derlei Erwägungen hielten Faber jahraus jahrein auf seinem Platze zurück, und während in unheimlicher, unvorhergesehener Folge das weithin unterwaschene Erdreich bald da bald dort einsank, war er bestrebt, den Grund seines Unternehmens zu festigen.

Es ist ihm gelungen; heuer endlich darf er sich's sagen. Heuer darf er auch schon einen Theil seiner Bürde auf einen verlässlichen Schüler und Mitarbeiter abladen. Er betrachtet seinen kleinen Einzelerfolg als sieghaftes Anzeichen einer verbesserten Gesinnung und Meinung überhaupt, und das lässt ihn gehobenen Hauptes einhergehen, Freunden und Widersachern frohen Muthes in's Auge sehen.

So war er auch heute statt in die einsamen Praterauen in den belebten Stadtpark gerathen. Er hatte keine bestimmte Absicht dabei, hatte kein Zusammentreffen, kein Stelldichein im Sinn. Zu jeder anderen Tageszeit waren ihm diese schönen Anlagen lieber als in den nachmittägigen Besuchsstunden, da viele Hunderte sich in ein Stückchen Naturgenuss theilen und einander das Wenige möglichst verleiden. Also musst' es wohl seine glückliche Stimmung sein, die ihn wider Willen unter Menschen führte. Und einmal hier, wollt' er sich auch, gar nicht zimperlich, sein

Völkchen mustern. Wie immer fütterten zieräffische Püppchen die sorgenfreisten Pfründner der Grossgemeinde, als da sind majestätisch rudernde Schwäne und plump den grünen Ranft des Teiches herauf-wackelnde Enten. Im dunkelsten Laubgange und um das hüftenschlanke, katzenköpfige marmorne Donauweibchen herum gesellte man sich am Liebsten zu Zweien und wurde meist nur flüsternd gesprochen. Dem unsterblichen Sangesmeister Schubert gegenüber hatte eine würdige Gemeinde Platz genommen; sie schien erwartungsvoll dazusitzen wie in einem Concertsaal. Vor dem ehernen Bürgermeister Zelinka aber kreuzen sich Kommende und Gehende, denn weder sein sonniger Standplatz noch seine grämliche Miene laden zum Verweilen ein. Dagegen streichen die neuesten Roben, die gesehen werden und eines berufenen Kennerblickes sicher sein wollen, an dem Rosenbühl vorüber.

Als Faber vollends die Höhe hinanstieg und im Schatten des Curgebäudes unzähli-

ges Volk deutlichen Gepräges einträchtiglich Kaffee trinken und Gefrornes schlürfen sah, konnt' er sich eines schadenfrohen Gedankens nicht erwehren. „Wie," fragt' er sich, „ist das nicht dasselbe Israel, welches vor wenigen Jahren die steigenden Course des Börsenzettels in so aufdringlicher und übermütiger Weise zur Schau trug? Wo stände heuer um diese Zeit nicht schon überall dieses Volkes Hoffahrt, wenn damals nicht der böse Wettersturz gekommen wäre! So aber — ei nun, kein übles Seitenstück zu dem alten Bilde: „An Babels Bächen sassen wir und weinten . . ." Draussen in den Sommerfrischen, in den geliebten Bergen mags nun wieder einmal geheuer sein."

Also auf eine Sehnsucht nach den Alpen lief die ganze schadenfrohe Anwandlung hinaus! Bei dieser blieb es diesmal aber keineswegs. Nach wenigen Tagen fuhr Faber mit leichter Habe und leichten Sinns auf der Eisenbahn dahin, und als es galt, durch Wälder zu streifen und über Berge zu setzen, versagten auch die alten Beine

nicht den Dienst. Und er, der unter Pinien und Cypressen geruht, der unter Palmen gewandelt, genoss und pries den heimischen deutschen Wald, der an Gastlichkeit und Frieden, an Würde und Würze nicht seinesgleichen habe. Und er wunderte sich, dass er je ein Gewässer schön und labend habe finden können, welches nicht starker Felsenbrust entquoll, milchweiss aufschäumte, grundklar tümpfelte, über Kiesel floss und Forellen beherbergte. Und helle Wiesen, dunkles Waldesgrün, blauer Himmel und Gletscherweiss — was klänge heller und frischer zusammen?

Aber es traue und trotze selbst der rüstigste Fusswanderer dem Wetter in den Bergen nicht; Gunst und Abgunst desselben sind am Himmelsrund nur zu häufig, was die rothe und die grünlich-weisse Wange an einem und demselben Apfel. Während das Auge an den markigen Schatten und leuchtenden Schrofen der Gebirgskette und an dem Licht- und Formenwechsel der Wolken darüber hängt, hat sich an der

abgekehrten Seite über den Waldschluchten ein Gewitter zusammengeballt, das mit Sturmesfittigen vordringt und sich schwül, unheimlich grau in's Thal senkt. Das Unwetter, dessen man allenfalls für morgen oder übermorgen gewärtig war, ist zur Stunde da, bricht im nächsten Augenblicke los.

Faber hatte eben ein Bergjoch erklommen, um aus dem einen Seegebiet in das nächstangrenzende zu gelangen; er freute sich auf das neue Landschaftsbild in schöner Abendbeleuchtung und schritt durch Zirm- und Tannenholz nieder, um bald an den Waldessaum, wo der lohnende Ausblick möglich, zu gelangen. Aber sowie er des blau aufleuchtenden Wasserspiegels ansichtig werden sollte, sah er nichts als eine röthlich und gelblich durchglühte Wolkenmasse, welche See, Bergumrisse und Himmel kaum mehr unterscheiden liess. Blitze zerrissen sie, und dieses zuckende Flammengeäder machte für kurze Sekunden die erschreckliche Aufstellung der unholden Ge-

walten kenntlich, während weit hinten, in nur geahnter Ferne bereits der Donner zu spielen begann und, in Wolkenschichten sowie an den Bergwänden Echo weckend, über das Thalbecken hervorrollte, seiner erderschütternden Stimme frohbewusst. Am anderen Ende des Thales leuchtete im scheidenden Sonnenstrahl wohl noch golden manch' reifendes Ackerland, smaragden manche hohe Bergwiese, silbern manch' einschichtiges Gemäuer — aber nicht dort hinaus führte der Weg; der Wanderer musste durch Wind und Regen dem Sturm entgegen. Schon fielen jene vereinzelten schweren Tropfen, die glauben machen möchten, der Sturm lasse sich so schwer wie des Mannes Auge Thränen abnöthigen. Doch Faber liess sich nicht täuschen, er hastete mit den Schritten.

Nun ein Blitz, der gleich einer Riesenschlange gegen den See niederzüngelte, und im Nu folgend ein betäubender Donnerschlag!

Das Wetter stand über dem Wasser,

wuchtig ergoss sich der Regen, der Waldweg verwandelte sich in einen Giessbach.

„Den Teufel auch!“ brummte Faber, triefend aus dem Wald auf die Fahrstrasse heraustretend; „es ist nicht Touristenpflicht, einer solchen Sündflut Stand zu halten.“

Und er spähte nach einem schützenden Obdach aus, wohl wissend, dass die Ortschaft, deren „goldene Sonne“, „goldener Bär“ oder „goldener Brunnen“ ihn beherbergen sollte, als am oberen Ende des See's gelegen, noch eine gute Strecke entfernt war.

Auch Haus oder Hütte wollte sich sobald nicht finden und verdriesslich zog der übel zugerichtete Stadtmensch fürbass.

Endlich eine Villa in Sicht! Sie war bald erreicht, denn Regen und Dämmerung liessen nur das Nächste gewahren. Ueber dem Thore schimmert es blau — geben die Lettern nicht „Rosina“ zu lesen?

„Rosina? Rosina?“ fragte sich der Redacteur, das Namensverzeichniss seines Gedächtnisses durchgehend. „Richtig, Arthur

und Rosina Wallern . . . wie hiess doch nur die Novelle? Sie las sich gut . . . ja „Verlobungsabend," und ich wurde wiederholt eingeladen — seltsames Zusammentreffen! . . . Desto besser, das Haus ist mir ein Schutzdach schuldig."

Und dabei zog er nicht etwa die Klingel, sondern stellte sich unter den Söller auf trockenen Kies — der bescheidene Mann! Dass Wetter muss ja bald vorüber sein, und in einem solchen Aufzuge kann man unmöglich fremder Gemächlichkeit nahe kommen wollen.

Aber er blieb gleichwohl nicht lange unbemerkt; der Kies hatte unter seinen Füssen geknistert. Drinnen im wohnlichen Gemach sass nämlich Tschibuk rauchend ein alter Herr im Schlafrock, der das Köpfchen eines etwa achtjährigen Mädchens von den Fenstern abgekehrt und beschwichtigend an seine Brust gedrückt hielt, während eine junge Dame ihr feines, seelenvolles Gesicht häufig von dem vor ihr liegenden Buch erhob und ein vierjähriger

draller Blondkopf, muthig dem Wetter zugewandt, ein über das andere Mal ausrief: „Grosspapa, schon wieder ein Blitz!“

Plötzlich aber meldete der Kleine noch eifriger: „Grosspapa, ein Mann ist draussen bei meinem Pferd . . . hörst Du?“

Rasch erhebt sich die Leserin; sie fragt nicht, das Unwetter gibt ihr genügenden Aufschluss. Sie öffnet die Gartenthür des ebenerdigen Speisezimmers und den Fremdling erblickend spricht sie mit wohllautender Stimme: „Wollen Sie nicht eintreten, mein Herr? Schwester und Schwager sind zur Stunde wohl auch auf ein fremdes Dach angewiesen . . . mein Vater wird Ihnen gern Gesellschaft leisten.“

Faber wollte mit einem Aber antworten, wollte auf seinen trostlosen Zustand weisen, doch einem fast mütterlichen Wohlwollen gegenüber, das den Fremden mit Einem Wort auf die Stufe der Sorge für die Angehörigen hob, war er völlig widerstandslos. So dankte er denn mit einem warmen

Blick in die gütigen Augen der Führerin und betrat das Wohngemach.

Sowie seiner der alte Herr ansichtig wurde, rief er: „Schnell meinen Mantel um! Solch ein wettererprobtes, altes Kriegsmöbel versetzt Sie bald in wohlthuende, fadentrocknende Wärme. Ein Gläschen Magenbitter — Anna, du weisst meine Hausapotheke — kann auch nicht schaden; und damit wird weder dem Wein noch dem Bier vorgegriffen. Und nun zünden Sie sich eine Cigarre an, und rücken Sie näher herbei mit dem Schaukelstuhl — aber lassen Sie den Mantel fein übereinandergeschlagen!“

Und als er den Gast in Allem gefügig sah, fuhr er mit der Hand leicht an den Fez rührend fort: „Oberst Trost . . . meine Tochter Anna! Wir wohnen eigentlich, wie so viele ausrangirte Krieger, in Graz, und so lange sie dem alten Vater die Wirthschaft führt, mag sie sehen, wie sie zu einem Manne kommt . . .“

„Als ob ich's gar nicht erwarten könnt',

unter die Haube zu kommen!“ schmollte das Fräulein vorwurfs- und zugleich liebevoll. Dass sie dabei leicht erröthete, geschah wider Willen, verschönte das zarte Gesicht aber ungemein.

Der Alte schmunzelte und sprach weiter: „Das hier der junge Nachwuchs — das heisst von meiner Tochter Rosina, die mit ihrem Mann auf Besuch ist und wohl auch durch das Unwetter zurückgehalten wird. Rudi, sei artig gegen den neuen Herrn Onkel! Meine kluge Elsa weiss ohnehin schon, was sich schickt.“

Jetzt erst konnte der drollig vermummte Gast zu Worte kommen; er stand auf und sprach sich verneigend: „Dr. Emil Faber, Schriftsteller.“

Anna blickte ihn verstohlen an, lächelte zufrieden und fragte schüchtern: „Redacteur der „Penelope“?“

„Zu dienen, Fräulein! — auf einem kurzen Ausflug verunglückt und in milde Hände gerathen.“

„Nun, mein Schwiegersohn wird sich

nicht wenig freuen . . . begann der Oberst wieder. „Ich selbst auch lese zuweilen Ihr Blatt — wackere Gesinnung! Für die süssen Sachen bin ich allerdings schon zu alt und zu wenig genäschig . . . nichts für ungut.“

Faber darauf: „Ich kann von Glück sagen und darf mich einigermassen über die Ungelegenheiten, die ich verursache, trösten; denn gelegentlich der Einsendung und des Abdruckes der Novelle „Am Verlobungsabend“ haben mich Herr und Frau Wallern mit einer ehrenden Einladung erfreut, von welcher ich allerdings nicht in solcher Gestalt Gebrauch zu machen vorhatte.“

„Herr und Frau Wallern?“ warf der Oberst ein — wozu dieses Versteckenspiel?“

„Aber du weisst ja, Vater . . .“ mahnte und wehrte Anna.

„Meinetwegen! — Ist also das Intriguenstück noch immer nicht aus? Richten Sie sich danach, lieber Doctor! Sie sind irre

geführt worden; die Novelle ist nicht eines Mannes Werk, auch nicht die Schöpfung eines Blaustrumpfs, obwohl Anna am ehesten das Zeug dazu hätte — sie ist eine elende Compagnie-Arbeit. Wir alle haben daran gepfuscht und geflickt... auf welche Abwege geräth nicht der Geist, wenn man vierzehn Tage lang keinen Fuss vor die Thür setzen kann! — Wir haben Sie zum Besten gehabt, ich, Anna, Rosina und Ferd . . .“

„Willst du schweigen, Papa?“ drohte das Fräulein.

„Ja so! — also und Wallern, Arthur Wallern, mein Schwiegensohn verlogenen Namens. Ist's so recht?“

„Das sind ja höchst ergötzliche Enthüllungen!“ — fiel Faber lachend ein; „und dürft' ich inquisitorisch zu Werke gehen, so wollt' ich wohl herauskriegen, welcher Antheil vom gelungenen Ganzen auf jeden Einzelnen der literarischen Tafelrunde entfällt.“

„Die erste Anregung ging von . . .“

„Wallern!“

„Also von Wallern aus. Das Burgfräulein Emilie ist Rosina's Erfindung; der lächerliche Rath ist eine stadtbekannte Persönlichkeit; den blonden Nordländer stellte — zum Kukuk auch! — eben auch der Wallern bei, und der weinerliche Auftritt am Lärchenbaum rührt einzig und allein von Anna's poetischem Hausgärtlein her.“

„Wie garstig, Papa!“ eiferte die Gekränkte; „urtheilen Sie selbst, Herr Doctor, ob der religiöse Zwiespalt, der die Touristenbraut im engen Schneeleitenthal denn doch auch beunruhigen musste, einfacher oder sagen wir einfältiger zur Anschauung gebracht werden konnte?“

„Und er ist glücklich gelöst, verehrte Collegin!“ entgegnete Faber mit schlichter Anerkennung.

„Und ist der Müller Franz nicht die prächtigste Figur? Sie ist ganz vom Papa, mitsammt dem herrlichen Absagebrief...“

„Versteht sich — hätte sich der gute Junge noch länger nasführen lassen sollen?“

„Ja, das traf, Herr Oberst! Aber wer hat das Ganze abgerundet und ausgearbeitet?“

„Anna's Verdienst und Handschrift, Herr Doctor.“

„Das heisst, nachdem der Schwager so Manches ausgeschieden, Manches hinzugefügt und überhaupt dem schwächlichen Ding mit Gedanken aufgeholfen hatte“, berichtigte das Fräulein bescheiden.

Jetzt mischte sich auch Rudi's helle Stimme ins Gespräch; er that sehr wichtig: „Onkel, siehst du? Onkel da, Papa kommt, Mama kommt!“

Der Kleine hatte ein scharfes Auge; er zog den neuen Onkel an's Fenster, der, da er mehr gedrungener als hoher Gestalt war und ihm der graue Soldatenmantel fast bis an die Knöchel reichte, sich wunderlich genug ausnahm.

Das Wetter war vorüber, das Gewölk hatte sich zertheilt, des Mondes Silberglanz säumte dasselbe und die regenfeuchte Strasse glich einem magischen Lichtpfade.

Arm in Arm, plaudernd, langsam kamen, vom Weg abzweigend, die Erwarteten die sanfte Anhöhe herauf — ein schönes Paar.

„Eine merkwürdige Aehnlichkeit!“ rief Faber für sich aus. Und sich zum Fräulein wendend fragt' er: „Dies ist Herr Wallern? Arthur Wallern dies? Ist mir doch . . .“

„Ja, Herr Doctor!“ antwortete sie schalkhaft lächelnd, knixte und verschwand, den Ankommenden entgegen.

Kaum hatten diese des Gastes Namen gehört, so eilte der Mann in's Zimmer voraus, streckte dem Doctor beide Hände entgegen und rief: „Ist's möglich? Emil, Du hier?“

„Und das bist Du? Wagner Du? Du mein lieber Ferdinand? Wie konntest Du mich denn mit deinem grünen Pseudonym so gründlich aufsitzen lassen?“

„Hätten wir Dich sonst hier? Ich kenne deinen stolzen Unabhängigkeitssinn. — Höre, Emil! von der Schulbank her bist

du mir der liebste Freund gewesen ... und auch geblieben. Aber unsere Wege trennten sich, und als wir nach Jahren ab und zu uns wiedersahen, schien ein Etwas die alte Herzlichkeit und Unbefangenheit zu trüben. Fast fühlt' ich mich versucht, es meinem Glück zuzuschreiben — dem Himmel sei Dank, wirklich ein ausserordentliches Glück, welches all das Aufsehen verdient, das Freunde und Collegen darüber an den Tag legten!"

„Du hieltest mich also für fähig, dir dies Glück zu verdächtigen oder zu neiden?"

„Das nicht, lieber Freund! Aber kennen lernen solltest du's."

„Welch feierliche Auseinandersetzungen!" sagte zwischen Beide tretend Frau Rosina, welche Hut und Tuch abgelegt, den Vater begrüsst, die Kinder geherzt hatte und wie das heitere Widerspiel ihrer stilleren Schwester anzusehen war. „Unsereins könnt' eifersüchtig werden auf solche Männerfreundschaften; Weib und Kinder müssen dagegen zurückstehen. Ist das

nicht sträflicher Egoismus? . . . Ich bin die mitschuldige Rosina, Doctor, habe aber noch weitere Anschläge im Hinterhalt. Sie sollen unserem Baue nicht früher entrinnen, als bis die letzte Stunde ihrer Ferien abgelaufen . . .“

„Aber doch für heute werden Sie mir Urlaub geben, gnädige Frau! Ich bin wieder marschfähig, mein Gepäck liegt auf der Post . . .“

„Das ist in einer halben Stunde hier; Josef fährt gut und weiss Bescheid. Ein weiteres halbes Stündchen gestatte ich Ihnen dann zur Metamorphose. Ihr Zimmer hat den See zu Füssen und das Alpenglühen gegenüber, ist ruhig und steht mit unserer kleinen Bibliothek in Verbindung. Die weitere Hausordnung erfahren Sie bei Tisch — und nun setzen Sie sich wieder.“

„Wenn der Herr Doctor mit Handschlag verspricht, keine Selbstranzionirung zu versuchen, soll er sich im Uebrigen mit voller Freiheit bewegen dürfen“, entschied das Familienoberhaupt.

„Recht so, Vater! Aber vor der Hand nichts, was in die Vergangenheit zurückgreift! Mein Mann wäre im Stande, den besten Trumpf zuerst auszuspielen und die Bewirthung mit dem Nachtisch zu beginnen? Sind Sie verheirathet, Doctor?“

„Nein, meine Gnädige.“

„Ein alter Knab' und schreibt Familienblätter!“ schaltete Ferdinand ein.

„Du hast den Grund auch schon genannt,“ erwiderte Faber.

„Nicht zu empfindlich, Doctor!“ rügte Frau Rosina; — „also reden wir von den Kriegsanzeichen.“

Und man besprach nach der Metamorphose bei Tellerwechsel und Gläserklang noch manch' Anderes, eh' man auf Wiedersehen und neue Bekanntschaft die Nachtruhe folgen liess. Nach dem traulichen Ton hätte Niemand vermuthen können, dass eben erst ein fremder Genoss eingeführt worden.

Der alte Herr hörte sich gern, aber kein's seiner Worte gerieth in Widerspruch

mit dem Freimuth seines Soldatenblickes. Er erfreute sich eines glücklichen Alters, fühlte sich, trotzdem in seinen Narben sich der Witterungsumschlag oft empfindlich anmeldete, rüstig und trug noch völlig ungebeugt seine stattliche Gestalt. Seine Haare glichen frischgefallenem Schnee, aber auf seinem Gesicht blühte herbstlich noch die Jugend nach. Seine ansehnliche Nase deutete nur leise an, dass er kein Kostverächter, und wenn sein helles Auge blitzte, offenbarte sich germanische Biederkeit. Sein Humor war kernig, mitunter derb. Er zog Zwiebelgewächse und bevorzugte das Domino; denn Schach, pflegt' er zu sagen, passt mehr für Generalstäbler.

Rosina war des Vaters Ebenbild, in's Weibliche übertragen. Eine Frohnatur, hellte sie jeden Kreis auf, in welchen sie trat. Lebenslust ohne viel Lebensanspruch war die glückliche Grundlage ihres Wesens. Ihre Güte war die natürliche Ergänzung ihrer Selbstlosigkeit; sie sah in der Sonne nicht die Flecken, und auf die Flecken

aufmerksam gemacht, glaubte sie noch immer an die Sonne. Sie gab sich gern geräuschvoll, wie sie denn auch Regsamkeit und Leben um sich liebte. Kein geheimer Harm hatte ihre Gesundheit gebleicht, keine Leidenschaft ihre edlen Züge verstört. Eine Blondine, den Dreissigen nahe, hatte sie sich die Schlankheit und Schmeidigkeit der Jugend erhalten. Des Vaters nettes Wesen war in ihr zur Kunstfreude ausgebildet.

Wenn man Fräulein Anna ansah, musste man unwillkürlich an — deren Mutter denken. Der verwandten Züge hatten die Schwestern nur wenige und man entdeckte diese leichter, wenn man von Anna auf Rosina blickte, als umgekehrt. Anspruchslos für den ersten Blick, zeigte das Gesicht des Fräuleins dem aufmerksamen Belauscher ein immer reicheres und feineres Mienenspiel. Sie war etwa um ein Halbjahrzehnt jünger als ihre Schwester, zarter im Bau, dunkler, mädchenhaft und doch völlig sicher in ihrem stillen Walten. Sie las gern und dachte

viel; wenn sie sprach, war es meist ein Urtheil, wenn sie scherzte, gesammelte Schalkhaftigkeit. Ihre Erscheinung glich dem Mond, rein, mild und geheimnissvoll.

Wagner war schon als Student eine auffallend schöne, männliche Erscheinung. Oper, Theater und Concertsaal warfen nach ihm die Angel aus, und er hätte zu dem Einen wie zu dem Andern ausreichende Begabung und Begeisterung gehabt; aber die mit der Künstlerlaufbahn so häufig verbundene Lebensungebundenheit sagte seinem bürgerlichen Sinne nicht zu. Dafür turnte, schwamm, focht er, und so trieb er aus natürlichem Ansporn Alles, was seinem adeligen Körper zu Statten kam. Pflichttreue war der Grundzug seines inneren Wesens; so oblag er den trockenen juridischen Studien mit Ausdauer, obwohl seine vielseitige Empfänglichkeit ihn auch auf andere geistige Gebiete verlockte. Er war als Gesellschafter gern gesehen, erglühte leicht, handelte rasch; doch wo ihn nicht Pflichttreue band, wo er Freiheit be-

hielt, liebte sein Enthusiasmus den Wechsel. Doctor geworden, schulte er sich zum Advocaten und schrieb nebenbei über politische und volkswirthschaftliche Fragen für die eine und andere Zeitschrift. Plötzlich hiess es, er habe sein Glück gemacht, habe eine sehr reiche Braut heimgeführt. Man lächelte und nannte sein Glück das eines — schönen Mannes. Diese Auffassung kränkte ihn, indem sie zum Theil auch von seinen ehemaligen Freunden und Collegen getheilt wurde. Er war sich eben eines besseren Werthes als blos eines vortheilhaften Aeusseren bewusst.

Neben seinem Freunde war Faber eine unansehnliche Gestalt. Sein Kopf wurde zwar gelegentlich als Römerkopf bezeichnet — das war aber beträchtlich zu hoch gegriffen; jedenfalls sass er auf zu breiten Schultern. Von Haus aus verschüchtert, war Faber wenig danach angethan, in's eigensinnige Leben einzugreifen. Die Einen nannten ihn spiessbürgerlich, die Andern stolz, und beide Theile hatten nicht Un-

recht. Er war bildungseifrig und arbeitsam, ohne je nach äusserer Geltung zu ringen oder nach Ruhm und Unsterblichkeit zu dürsten. Er ging mit Misstrauen an jede neue Leistung und nahm die Zeile ernster als manch Anderer einen Aufsatz, ein Buch. Die Erfahrung machte ihn grundsatz-streng, doch mehr gegen sich selbst als gegen Andere. Obwohl Optimist, begann er schon an Vereinsamung zu kranken und war auf dem Wege, ein mürrischer Sonderling zu werden.

So war die Gesellschaft geartet: verschiedene Charaktere und doch insgesammt auf schöner Menschlichkeit fussende! Faber musste sich in diesem Kreise wohl fühlen und zwar wandelte ihn ein Gefühl von Heimischsein und Angehörigkeit an, das ihm sonst fremd war. Er war bisher nur desshalb mit andern Menschen gut ausgekommen, weil er möglichst wenig von ihnen beanspruchte; hier aber begegnete er herzlicher Bereitwilligkeit, seinen Wünschen zuvorzukommen, und seine Genüg-

samkeit musste die Form höflicher Ablehnung annehmen. Man gewöhnte sich auch bald an sein halb einsiedlerisches Gehaben und liess ihn gewähren. Er stieg frühmorgens in's Bad, war zur Frühstückszeit oft schon von einem kleinen Ausflug zurück, arbeitete auf seinem Zimmer oder er sättigte sich ab und zu an reicherem Lesestoff drüben im Casino, und verlangt' es ihn nach Gesellschaft, so bot sich ihm die freundlichste ungesucht. Abends entzog er sich ihr auch selten, und der kleine Rudi schied niemals von ihm, ohne ihn bittend zu fragen: „Onkel Emil dableiben? Onkel gewiss dableiben?“ Auch die scheue Elsa bracht' es schon über sich, ihn lächelnd mit ihren grossen Kinderaugen anzublicken, wenn sie ihm zu guter Nacht das Händchen reichte.

Mit Ferdinand blieb Faber am Liebsten bei dem schwarzen Moccatranke sitzen, wenn sie's nicht vorzogen, im nächsten Laubgang auf und nieder zu schreiten, rauchend und in die Laube einbiegend, so oft sie

der würzigen Schale von Neuem zusprechen wollten. Hierbei tauschten sie ihre Ansichten und Meinungen über alle Zeitfragen von grösserer Bedeutung aus, ehrlich bestrebt, einander von ihrem Entwicklungsgange und ihrer gewonnenen Erkenntniss Rechenschaft zu geben; erfreut, wenn sie, trotzdem der Ausgang ein verschiedener gewesen, in diesem oder jenem Urtheil zusammentrafen oder wenn durch Einwand und Widerspruch Einer den Andern zur Klarstellung oder Einschränkung seines Satzes nöthigte. Diese Gewissenserforschung über seinen geistigen Fortschritt, dieses Sichmessen mit einem ebenbürtigen Gegner ist dem Manne von Zeit zu Zeit Bedürfniss; aber da er dabei Gefahr läuft, bekennen zu müssen, dass er in diesem oder jenem Betracht überflügelt worden, so kann Jeder nur durch echte Werthschätzung für den Andern bewogen werden, seine Zurückhaltung aufzugeben.

Zum Domino rief den Gast kein Commando; aber er spielte gern mit dem

alten Herrn und wusste ihm Achtung einzuflössen.

Eine Begegnung mit Fräulein Anna war für ihn immer eine anmuthige Ueberraschung; er fühlte den Zauber dieser schlichten und doch gehaltvollen Natur, ohne sich sagen zu können, worin er bestehe.

Einmal äusserte Anna, nach den vielen hin und wider wandernden Schriftsachen und Bürstenabzügen zu schliessen scheine man zur Not eine Wochenschrift auch von jedem entfernteren Punkt aus leiten zu können.

Faber nahm davon Anlass auseinanderzusetzen, dass für die Gründung eines derartigen Unternehmens der grossstädtische Boden allerdings fast unerlässlich sei, weil es sonst mit dem Vorurtheil eines engen Gesichtskreises zu kämpfen hätte; sobald aber ein schöngeistiges Wochenblatt, wie das seine, eine ausgereifte Form, verlässliche und angesehene Mitarbeiter und, was die Hauptsache, einen sicheren Abnehmer-

kreis habe, könne dasselbe ohne sonderliche Gefahr seinen Sitz anderswohin verlegen, vorausgesetzt, dass daselbst wenigstens einige geistige Behelfe: eine Bibliothek, eine Buchhandlung, anregender Verkehr und dergleichen vorhanden seien.

Anna hatte aufmerksam zugehört, aber ihre Neugierde oder Theilnahme gab sich mit dem erhaltenen Aufschluss vollkommen zufrieden.

Und doch, was sollte diese Frage? So musste sich Faber fragen; denn beziehungslose Neugierde fand er mit Anna's Wesen unvereinbar.

Der Herrin des Hauses seine Aufwartung zu machen, war der Gast gewöhnlich zu der Stunde beflissen, da sie nach beendigter Morgentoilette sich im thaufrischen Garten erging. Er wartete auf ihr Erscheinen mit Spannung und Ungeduld; denn so wie sie hervortrat, schön an Gestalt, heiter und glücklich dem Gemüthe nach und gekleidet nach einem vollende-

ten und doch zugleich völlig persönlichen Geschmack, wirkte sie auf ihn, als ginge zum zweiten Male der Morgen an.

Er konnte ihr dieses sein ästhetisches Wohlgefallen auch länger nicht verhehlen. Sie sei für ihn das Ideal einer Frau in Ansehung der Mode, bekannte Faber. Immer sei er der Ansicht gewesen, dass die Mode, wie sie als neue Gebieterin auftrete, wie sie aus den Musterblättern hervorgehe, doch nur erst ein Vorwurf zu persönlicher Aneignung und Lösung, eine allgemein gestellte Aufgabe zu je ganz eigenthümlicher, künstlerischer Bewältigung sei — ihre unvergleichliche Praxis bestärke ihn in dieser Theorie. Die Mode sei an sich keine Tyrannin, nur Ungeschmack verschreie sie als solche. Der Geschmack stehe über ihr; er sei ihr Correctiv, ihr Meister; in seiner Hand sei sie bildsamer Stoff. So werde die Mode zur gehorsamen Gürtelmagd, die sich nach Wuchs, Farbe, Alter und Temperament der Herrin richte. So werde die Mode durch die Kunst besiegt,

und diejenige Frau, der dies gelungen, sei eine Künstlerin.

Lachend erwiderte auf diesen Hymnus Frau Rosina: „Doctor, mir scheint, Sie sind beim Plumpsack-Verstecken und wollen, dass ich: es raucht, es brennt, Feuer! rufe.“

„Wie so?!“

„Sie vermuthen hinter meiner vielgepriesenen Toilettekunst ein Geheimniss und wollen es eng und enger umkreisen wie weiland der bewusste Pudel Ihren Collegen Faust.“

„Ja, Sie selber weisen mir jetzt eine Spur, die zu verfolgen es mich allerdings gelüstet.“

„Ich gestehe Ihnen nur soviel, dass ich einst eine völlig gedankenlose Modenärrin war.“

„Dann staune ich über das Wunder der Bekehrung.“

„Und möchten wissen, von woher die Erleuchtung kam?“

„Weil mein Wohlverhalten wirklich solchen Lohn verdient.“

„Das gute Gewissen ist sich selbst Lohnes genug. Uebrigens will ich den Familienrath abhören.“

„Warum nicht aus eigener Machtvollkommenheit?“

„Glücklicher! Sie kennen noch das Zweikammersystem der Ehe nicht.“

So verstand Frau Rosina zu scherzen, zu reizen und zu geizen.

Faber durfte sich getrösten und musste sich gedulden.

Welch ein Unterschied zwischen der scharf umschriebenen, scheinbar ziellosen Frage Anna's und der behenden Unterhaltungsgabe der Schwester, die nach Laune Ausblicke öffnete und schloss!

Die Eine hinterliess ein Fragezeichen, das zu denken gab; die Andere verstand so zu schliessen, dass man auf die Fortsetzung gespannt sein musste. —

Wieder war eine Woche verstrichen; Faber wurde es nur dadurch gewahr, dass eine neue Nummer seiner „Penelope“ eintraf. Er war mit seinen Freunden zu Fuss

und zu Wagen viel herumgekommen. Er hatte Glück gehabt am Forellenbache, indem er Manches für die Lägel erangelte. Aber hoch oben auf dem Felsgeklüfte wurde er vom Jagdfieber oder noch Aergerem befallen; ein Gemsbock schaute ihm so gerade und arglos in's lyrische Herz, dass er, gerührt, statt loszudrücken absetzte. Er glaubte, ungesehen Pardon gegeben zu haben, und ahnte nicht, dass ihn Waidmannslist eigens exponirt hatte, um an seiner Unschuld ihren Stachel üben zu können.

Faber hatte in letzter Zeit seine redactionelle Ueberwachung auf die Hauptsachen in seiner Zeitschrift beschränkt, daher die jüngste Nummer auch für ihn manches Neue brachte. Vor Allem fiel ihm ein Brief auf, der vom Gestade eben desselben See's herrührte, an welchem er selbst sich gegenwärtig befand. Er las den Bericht wieder und wieder. Diese Stimme glaubt' er zuvor noch nie in seinem Blatte vernommen zu haben, doch gefiel sie ihm

nicht übel. Der Brief behandelte mit Humor und feinem Spotte das Saisonleben auf dem Lande; er enthielt Stellen wie die folgende:

„Nachdem wir über die Leistungen einer Patti oder Nielsen blasirt abgeurtheilt und deren letzte Saison im Verhältniss zu früheren matt gefunden, erlaben wir uns jetzt am Gesang eines Harfenmädchens. Was uns weder Hofzinser noch Herrmann abgenöthigt haben, spenden wir bereitwillig einem Bosco im Wirthshausgarten — Applaus über Applaus. Herrschaften, die vom Wurstelprater nur als einer partie honteuse des herrlichen Naturparks mit seiner Hauptallee, seinem Rondeau, seinem Constantinhügel wissen, versäumen nicht, der Mundkünstlerin, die uns für einige Tage mit ihrer Gegenwart beehrt, ihre bewundernde Aufwartung zu machen, und über den Klängen hausirender Prager Musici vergessen wir allen unseren Meinungsstreit bezüglich der Zukunftsmusik.

So drückt die ländliche Natur unser

Urtheil auf das anfängliche Niveau herab und steigert unsere Empfänglichkeit ins Unendliche, auf dass wir als vollständig naive Gemüther in die Stadt und zu den Genüssen, denen wir zeitweilig entflohen, zurückkehren können.

Nur der Magen will die Erinnerung an die Sacher'schen Delicatessen nicht recht los werden, wie ja auch das Gedächtniss der auswandernden Israeliten am längsten an den Fleischtöpfen Egyptens haften blieb. Aber sein knurrender Protest rettet gleichwohl die Cultur nicht. Nur die Mode mit ihren neuesten Schnitt- und Farbenwundern steuert einigermassen dem Verdachte, dass wir schon völlig Naturkinder geworden, und hält das grossstädtische Ansehen zur Noth aufrecht ...“

Gezeichnet war die launige Schilderung mit „A. t.“ und über diesen beiden Buchstaben brütete der Redacteur schon lange, indem er das Namensverzeichniss all seiner wirklichen und möglichen Mitarbeiter durchging.

Da wollt' es der Zufall, dass Frl. Anna an seinem Fenster vorbei die freie Gallerie entlang schritt, die ihr Vorbild in dem äusseren „Gang“ am Oberstock eines Bauernhauses hatte, wie denn die Villa überhaupt Letzteres nur im Stil veredelt und nach den Anforderungen von Gemächlichkeit und Geselligkeit entwickelt zu haben schien.

Wie Schuppen fiel es dem Doctor von den Augen. „A. t. — Anna Trost!“ rief er aus, und gleichzeitig fiel ihm auch jene seltsame Frage ein, ob er mit seiner „Penelope“ an Wien gebunden sei. Ungestümer, als es sonst seine Art war, riss er das Fenster auf und bat: „Fräulein Anna, auf Ein Wort!“

Und als die Anmuthige, nur durch das Fenstergitter geschieden, vor ihm stand, wies er auf die Chiffre der Correspondenz in seinem Blatte und sagte im bestimmtesten Tone: „Das sind Sie!“

Hoch erröthete das Mädchen, aber ihr Blick blieb ruhig und fest.

„Ja!“ lautete die Antwort.

„Hinter meinem Rücken?“

„Hätte der Versuch in Ihren Augen Gnade gefunden? Ich wollte weder Ihre Freundschaft missbrauchen noch unmittelbar von Ihrer Seite eine Ablehnung zu befürchten haben.“

„Anna, Sie sind Schriftstellerin, Dichterin, eine Schwester in Apoll . . . reichen wir uns die Hände!“

„Nein, Doctor! Sie überschätzen mein Talent. Ich habe mich genau geprüft; ich vermöchte höchstens schriftstellerisches Schaffen zu würdigen und durch Handlangerdienste zu unterstützen.“

„Ich engagire Sie aber vom Fleck weg als Mitarbeiterin.“

Das Fräulein zögerte mit der Antwort; bleich geworden, gesenkten Blickes schien sie nach einem Wort zu suchen — sollt' es denn ein so wichtiges sein? Und es lautete: „Sie oder Ihre ‚Penelope‘?“

„Warum machen Sie diesen Unterschied?“

„Weil mir der Mann selbst noch mehr Vertrauen einflösst als sein Werk.“

Und ihr Blick traf ihn voll, den Mann hinter dem Eisengitter, und ihr Auge glänzte wunderbar.

Wie davon geblendet versank Faber in Nachdenken, und als er zagend den Blick erhob und nach ihrer Hand langte, fragte er mit warmer, aber zitternder Stimme:

„Anna, könnten Sie wirklich Vertrauen fassen zu mir, ausreichendes Vertrauen für Leben und Streben, für Gegenwart und Zukunft?“

„Ja!“ kam es gehaucht — und jetzt war die Heroine an Character nichts als ein schwaches Mädchen, das verschämt und bebend den Schicksalsspruch erwartet über Herz, Liebe und Leben.

Faber aber jubelte:

„Ja? Und Du willst mein sein? mein? — O, sag' es mir noch einmal, sag' mir's recht deutlich in's Herz hinein . . . Das Glück hat mich zeitlebens nicht leichtgläubig gemacht! Und jetzt . . . ich fass' es nicht!

O Mädchen, armes Mädchen, ich kann Dir mit meinem alten Herzen keinen Liebesfrühling bieten.“

„Stilles Glück, vereintes Schaffen“ — stammelte Anna trunken.

„Ja ein stilles, ein treues Glück, wie's irgend in eines Mannes Macht steht, das gelob' ich Dir, Anna . . . bei diesen leuchtenden Bergen, die noch Tausende von Generationen überdauern werden und doch noch keine Stunde wie diese gesehen . . . das gelob' ich Dir mit Hand, Mund und Herz, süsse Braut!“

Und er streckte verlangend seine Arme durchs Gitter und wollte die Liebliche an sein Herz drücken.

Diese lächelte unter Thränen der Rührung: „Gefangener Mann! Wir sind am Sprechgitter, Du hast Clausur“ . . . und leise flüsterte sie weiter: „Ja, Geliebter, Deine Braut darf schon einen Fuss über deine Schwelle setzen.“

Es währte aber doch eine Weile, bis sie den Muth dazu fand. Und sie wollte

nicht hereingeschlüpft kommen, sondern wie eine Königin eintreten und von trauten Plänen sprechen — aber kaum hatten sie sich ohne scheidendes Gitter, so versiegte das Wort . . . sie hatten sich eben viel zu lieb. —

Die Liebe ist ein widerspruchsvolles Ding. Erst will sie sich selbst genügen, für sich allein sich hegen und pflegen, ausschliesslich, tief verborgen; was soll das Licht von aussen?“ Es ist profan und das Heiligthum verschliesst sich davor. Bald aber wächst die Unruhe in der liebenden Brust und weckt den Stolz, den Trotz; wer wollte zögern, sein Glück in alle Winde zu rufen, Neidern und Zweiflern zum Verdruss? Ist denn Liebe ein Verbrechen? Sie hat ihr Recht und will in den Kreis des Giltigen treten. Und nun brennt das süsse Geheimniss den Liebenden von Tag zu Tag mehr auf der Zunge; nun verlangt es nach der Theilnahme der Freunde, nun drängt es nach dem Bekenntnisse vor der Welt.

Anna wusste schlauen Rath; sie be-

deutete ihrem Bräutigam, er solle ernstlich in Ferdinand und Rosina dringen, ihr Sprüchlein herzusagen, das sich zu hören verlohne. Er werde überrascht sein und zum Danke dafür könne er dann mit einer noch grösseren Ueberraschung herausrücken.

Faber begriff und die Gelegenheit, auf den Strauch zu klopfen, liess nicht lange auf sich warten.

Als man eines Abends wieder traulich beisammen sass, meinte Faber, er sei eingeladen worden, in diesem Hause ein Glück der Liebe kennen zu lernen, wie es schöner nicht leicht blühen und gedeihen könne. Er sei dankbar für diese freundschaftliche Auszeichnung, aber man kenne eine Sache, auch die beneidenswertheste, erst halb, so lange man ihren Ursprung nicht kenne. Mit dieser Mittheilung aber geize man selbstischer Weise. Frau Rosina habe ihm nur einen Zipfel des Schleiers gelüftet, um ihn durch erhöhte Neugierde zu foltern. Gegen diese berechnete Grausamkeit lege er Verwahrung ein und gewärtige sich vom

versammelten Familienrath eines milden Spruches.

„Der Ungeduldige!“ polterte Rosina; „kaum weiss er's, so dreht er uns den Rücken.“

„Mit nichten!“ erwiderte Faber, und er wusste gar wohl, warum er so sprach. „Ich bleibe gern; ich bleibe so lange, als es nur immer möglich und schicklich ist . . .“

„Nun denn,“ begann Ferdinand, „einmal soll er's ja doch erfahren.“

„Wohl!“ bekräftigte der alte Oberst. „Aber wenn schon Du erzählen willst, so behalten wir uns wenigstens das Recht des Einspruchs und der Ergänzung vor.“

„Selbstverständlich!“ pflichtete Frau Rosina eifrig bei.

Und Ferdinand fuhr fort: „Wie Du weisst, Emil, sassen wir Beide in der Journalistenloge des Abgeordnetenhauses; Du suchtest Ausbeute für die geistreiche Zone unter dem Strich und ich hatte auf den ernsteren Kern der Verhandlungen zu achten, als Artikelschreiber, der ich war.

„Ich wohnte damals auf der Wieden und um nicht verspätet einzutreffen, da wichtige Dinge auf der Tagesordnung standen, überliess ich mich eines Vormittags — der Tag ist seither mein Loostag — einem Einspänner.

„Der Unglückliche lenkte in die Kärntnerstrasse ein. Da gab es Wagengedränge und kein Vorwärtskommen. Ich stieg aus und hastete zu Fuss weiter.

„Eben wollt' ich links in ein Seitengässchen biegen, da, risch!, merkt' ich, dass ich einer gemächlich stolzierenden Dame auf die Schleppe getreten.

„Welcher unartige Geist mich damals beherrschte, weiss ich heutzutage noch nicht.

„Die Beschädigte wendet sich unwillig um und ich, ich herrschte sie an: „Entschuldigen Sie sich nicht?“

„Wie frech!“ hör' ich von ihren Lippen, mehr in hoher Aufregung gehaucht als gesprochen. Und es waren schöne Lippen, und ich blickt' in ein edles Gesicht.

„Ich aber, den Teufel im Leibe: Nicht

frech, nur eilig! Strassen und Wege dienen dem allgemeinen Verkehr; wer sie über Gebühr in Anspruch nimmt, handelt sträflich. Die Schleppe gehört in den Salon. Ich muss in's Abgeordnetenhaus, Mühlfeld spricht zur Ungarischen Frage — Sie begreifen . . .

„Dunkel fühlt' ich denn doch, dass ich etwas zu sühnen hätte; daher fügt' ich hinzu: „Uebrigens, hier ist meine Karte; ich bin zu jeder Genugthuung bereit, zwei Stunden nach Schluss der Sitzung. Befehlen Sie Ihren Cavalieren. . . . Gott befohlen!"

„Denken Sie sich, Doctor, diese Beleidigung, diese Zurechtweisung!" unterbrach Rosina. „Ich hatte zwar den alten Valentin hinter mir — er hat auch später die Karte aufgehoben — aber er konnte der Menge wegen nicht vordringen . . ."

„Und war zudem schwerhörig," ergänzte der Oberst.

„Und welche Genugthuung," erzählte

Rosina weiter, „erwartete mich zu Hause! Papa lachte mich aus und ergriff die Partei des kecken jungen Menschen, den er noch gar nicht kannte; Tante Therese aber fand nicht genug Horreurs über den mir angethanen Affront, die Verwilderung der Sitten im Allgemeinen und die Insolence des „Volkes“ insbesondere beklagend.“

„Tante Therese,“ erklärte der alte Herr, „ein Stiftsfräulein, die Schwester meiner Frau, nahm sich nach deren frühzeitigem Tode des armen Wittwers und der verwaisten Kinder hausmütterlich an. Ich hatte, als ich freite, nicht gewusst, dass meine Zukünftige adelig war, und als ich's erfuhr, hielt ich mich deshalb nicht zu schlecht für sie. Die Schwägerin hatte ein zu gutes Herz, um sich meinem Glücke zu widersetzen oder dasselbe zu trüben — sonst wäre sie wohl nicht später zu mir gezogen; doch insgeheim zitterte sie immer davor, dass meine plebijische Natur gelegentlich zu Durchbruch kommen oder sich auf die Kinder vererben könnte, und das

Unding einer Schleppe auf belebter Strasse kommt lediglich auf ihre Rechnung.“

„In der Wahl der Farben,“ liess sich Fräulein Anna vernehmen, „hatte Tante Therese einen feinen Geschmack, wenn sie auch, was Stoff und Schnitt anbelangt, nur Paris als mustergiltig anerkannte. Dass ein adeliges Fräulein — und als solche betrachtete sie uns hartnäckig — auf der Gasse Etwas zu befahren haben sollte oder aber vor dem emsigen Getriebe des Marktes beiseite treten müsste, war für sie undenkbar. Sie bewegte sich eben in einer Welt ererbter Vorstellungen und würdevoll abgemessener Formen, deren enge Grenzen sie nicht gewahr wurde. Eine Verletzung, einen Eingriff von Aussen fühlte sie nicht so sehr als Kränkung denn als einen Mangel am savoir vivre, der sie schmerzte. Es war, als wenn sie sich an eine Tischkante gestossen hätte — die Kante machte sie nicht dafür verantwortlich, eher schalt sie sich selbst.“

Faber blickte mit staunender Freude

auf die Sprecherin, die Uebrigen stimmten bei und nickten bestätigend.

Ferdinand kam wieder zu Worte: „Ich hielt den peinlichen Auftritt, den ich aber im Grunde noch heute für einen Act erlaubter Nothwehr betrachte, bereits für vergessen und verschmerzt, als mir von Seite des Herrn Majors Trost eine Einladung zu gelegentlichem Besuche zukam. Nun glaubt' ich in der That, dass es sich um eine Satisfaction im engeren Sinne handle.

„Ich liess das auch durchblicken, indem ich darauf anspielte, dass ich Fechtunterricht genossen, und dass ich erbötig sei, mich jedem Ritter des gekränkten Fräuleins zu stellen.

„Statt dessen entschuldigte der würdige Herr selbst mit Nachsicht und Laune meine Handlungsweise und lud mich zum Spieltisch.

„Als ich aber bat, bei den Damen meine Rechtfertigung versuchen zu dürfen, vertröstete er mich auf ein andermal mit der

Versicherung, dass er mein Fürsprecher sein wolle.

„Ohne eine kleine Demüthigung sollte mir der Pardon der Damen aber doch nicht zu Theil werden.

„Als ich nämlich am Abend, da ich mich ihnen zum ersten Mal vorstellen durfte, in den Salon trat, erblickte ich so viele anklagende und beschämende Schleppen als Frauen und Mädchen. Und der Salon war sehr besucht, so dass ich fast wieder in's Gedränge kam — und Gott weiss, was geschehen wäre, wenn ich abermals Eile gehabt hätte. So aber muss ich mich wohl leidlich aus der Affaire gezogen haben, denn ich durfte wieder und wieder kommen."

„Die vielen Schleppen," bemerkte Frau Rosina, „waren Tante Theresens artiger Rachegedanke. Die kleine Anna, damals noch nicht dreizehnjährig, machte sich im Schleppkleid überaus putzig. Ferdinand lächelte überlegen, nachdem er Umschau gehalten — ich bemerkt' es wohl, und das

nahm mich viel mehr für ihn ein, als wenn ihn der Scherz befangen gemacht hätte.“

„Die angehende Weltdame, nicht wahr, Emil?“ fuhr Ferdinand fort. „Kurz und gut, ich kam so oft, bis ich, von Vater und Tochter zu Gnaden aufgenommen, nicht mehr zu scheiden brauchte. Und so ist es der Tritt auf die Schleppe, dem ich Glück und Liebe, Weib und Kinder zu danken habe.“

„Kurz und gut?“ fiel Rosina vorwurfsvoll ein; „wie doch die Männer sich nicht mehr erinnern wollen an die zärtlichen Worte, mit welchen sie um Liebe geworben, sobald dieselben ihre Schuldigkeit gethan haben!“

„Ei, beschäme mich, erzähle Du weiter,“ reizte Ferdinand.

„Warum auch nicht? Als er einst nach seinem Hut griff, warf ich leicht hin: ‚Schon wieder — eilig, Doctor?‘ Da fasste er meine Hand und sagte so leise und unsicher, dass ich gespannt aufhorchen musste: ‚Ja, Fräulein, wenn ich in Ihrem Dienste

um Sie sein dürfte, immerdar, dann wüsste ich wohl Eifer mit Weile zu verbinden, dann sollte mich Nichts von Ihrer Seite rufen, und ich glaube, ehrlicher und treuer könnt' es kein Mann mit Ihnen meinen.' Drauf ich — — nun ja, dann gab ein Wort das andere."

Die schöne, weltgewandte Frau stockte und erröthete.

Ferdinand aber spottete schadenfroh, und aufs Innigste zufrieden doch auch: „Siehst Du, Schätzchen, dass sich die zartesten Gefühle und Bekenntnisse viel leichter einer Freundin zuflüstern oder einem Tagebuch anvertrauen als coram publico auskramen lassen?"

„Lasst mich schliessen, Kinder!" sagte der Alte, „für mich kam der Bräutigam wie gerufen. Ich war Major, das Kriegswetter von 1866 stand bereits am Himmel, ich wollte noch einmal mitthun und dann so wie so meine Laufbahn beschliessen. Da konnte mir ein Freier nur willkommen sein, der meine Tochter nicht nur liebte, sondern

auch fähig und willig war, ihre und seiner Schwägerin Interessen wahrzunehmen und zu vertreten. Mein Vertrauen hat sich so wenig getäuscht als das des Vaterlandes, welches Ferdinand mittlerweile zu öffentlichen Aemtern berufen . . .“

„Aber Vater!“ rief Ferdinand, dem Lob wehrend, aus; „wohin kommen wir? Bemerken Sie denn nicht, wie ernst unser Freund Faber dreinsieht? Gewiss, der Tritt auf die Schleppe hat seinen ästhetischen Sinn eher verletzt als ergötzt.“

„Glücklicher Spötter!“ erwiderte Faber gelassen.

„Ja, er thut heut' den ganzen Abend so geheimnissvoll,“ bemerkte Rosina schmollend; „heimtückisch ist er, und wer weiss, ob er nicht noch mit dem trockenen Wort und Wink aufbricht: Die Koffer sind gepackt!“

„O schöne Herrin, Sie sind auf falscher Spur; da raucht's, da brennt's nicht.“

„Ich kenne meinen Barometer,“ nahm der Alte wieder das Wort; „Anna blickt

zu ruhig, als dass unser Freund etwas Schlimmes im Schilde führen sollte.“

„Das Schlimmste, verehrter Herr!“ entgegnete mit Nachdruck, sich erhebend, Faber, „wenn ich nicht so glücklich vor Ihnen bestehe wie mein Freund Ferdinand! Ich bin ein Anderer, als der ich gekommen bin. Ich glaube an Liebe und Leben; ein Glück ist mir zu Theil geworden, dessen ich mein Herz nicht mehr für fähig gehalten. Fräulein Anna will mir die Hand reichen als — lebenslängliche Mitarbeiterin. Wenn Sie, Herr Oberst, den Freier nicht verwerfen; wenn Ihr, liebe Freunde, uns Euere Theilnahme nicht versagt, so sind wir, Anna und ich, ein glückliches Brautpaar mehr auf dieser schönen Welt.“

„O du stilles Wasser!“ rief Frau Rosina aus und presste das strahlende Antlitz des Mädchens ungestüm an ihr Herz.

„So rächt sich der alte Knabe, bravo!“ frohlockte zu gleicher Zeit Ferdinand und beglückwünschte den Freund und Schwager mit Handschlag und Kuss.

„Was soll aber aus mir werden, wenn Alles von mir abfällt?“ klagte der Oberst.

„Still, Herzenspapa!“ schmeichelte die Braut, sich an seinen Hals werfend; „Emil übersiedelt mit seiner „Penelope“ zu uns nach Graz.“ —

Und nun ging erst recht ein ungestümes Fragen und Drängen an: „Wie habt denn Ihr euch gefunden? — sprich Anna! — Emil erzähle! — O, diese Literaten!“

MEISTER ZECHNER.

Aufsehen und Theilnahme, Beides im höchsten Grade, erregt der Fall. Man will den Schulmeister Zechner fortnehmen, plötzlich und unter den betrübendsten Anzeichen!

Der Marktflecken im Gebirg hat doch auch sonst seine Ereignisse. Im Pfarrhof und in der Gerichtsstube hat das Herrische abgenommen. Der jetzige Bürgermeister schreibt bereits mit gelenker Hand. Der zugereiste Arzt ist Doctor und sticht mehr und mehr den zitterigen Bader aus. Der junge Notar hat das hübscheste Mädchen des Ortes heimgeführt und der Steuereinnehmer das längst feiernde Brauhaus an sich gebracht.

Eine künftige Eisenbahn ist thalentlang ausgesteckt. Vereinzelte Sommerfrischler

finden an Luft, Wasser und Wald der Gegend Gefallen. Vorüberstreichenden Touristen sind Weg und Steg farbig vorgezeichnet. Dem Wurzelgräber ist der Botaniker auf die sonnigen Hochblössen gefolgt und der Handlungsreisende drängt sich auch schon diesem weltentlegenen Winkel auf.

Die benachbarten Eisenhämmer schweigen, die Wirthshäuser und Krämereien haben sich vermehrt, der Knecht geht tuchengewandet und der Bauer hält sich schwer aufrecht.

Vordem sei's besser gewesen, klagen die Leute, aber diese haben auch andere Bedürfnisse kennen gelernt.

Der Marktflecken ist also kein zurückgebliebenes Nest, sondern nimmt regen Antheil an dem Leben der Gegenwart.

Ehedem mochten ab und zu ein Brandunglück, eine launig-tyrannische Willkür seitens der Patrimonialherren, ein Raufhandel, ein Wildschützenabenteuer, ein Militärflüchtling, ein Unfall im Holzschlag

und dergleichen zu reden geben: heutzutage dreht sich auch hier das Rad der Begebenheiten rascher und grössere Abwechslung, im Guten wie im Bösen, sprüht von seinen Speichen.

Es ist ja doch schon lange her, seit man am Peitschenknall, am Hornklang oder am Bellen des Fuhrmannsspitzes errieth, wer angefahren komme; seit der staubige Handwerksbursch gefragt wurde, wie es draussen in der Welt aussehe; seit man sich getröstete, dass demnächst der Salz-, der Wein- oder Getreidewagen aus dem Unterland Nachrichten bringen werde, und seit, wer Flossen vom Hochofen herab oder Kohlen in die Gewerkschaften verfrachtete, schon verhältnissmässig weit herumkam.

Den hinkenden Boten hat längst das geschwätzige Zeitungsblatt überholt; man weiss, wo zunächst man aufzusitzen hat, um in die weite Welt zu fahren; man kennt nicht nur den Tauernwind, sondern fühlt auch den feineren vom grünen Tisch her; man sieht, dass die Herren wandelbarer

geworden, und das hebt das Bewusstsein des Bürgers, das macht den Bauer nachdenklich zu seinem eigenen Vortheil.

Wenn man demnach im Marktflecken schon an einen rascheren Wechsel der Dinge und Schicksale gewohnt ist und in Folge dessen der anhängliche Sinn abgenommen hat, wie kommt es, dass gleichwohl Zechner's Rücktritt oder Versetzung, sein leidender Zustand oder die Kränkung, die ihm widerfahren, ein solches Aufsehen erregt, solche Theilnahme weckt?

Das Aufsehen war nicht leicht zu vermeiden, die Theilnahme ist ungeheuchelt, und was mit unterläuft, ist ein tiefer Verdacht, der seine Spitze gegen den Pfarrhof kehrt, ein öffentliches Aergerniss, welches unter Kundigen oder Ahnenden freilich nur in kurzen, dunklen Andeutungen zum Ausdruck kommt.

„Ja, beim alten Pfarrer hat er noch 'was gegolten."

„Und der neue hat es ihm nachgetragen,

dass im neuen Grundbuch beim Schulhaus die Gemeinde angeschrieben steht.“

„Als Gemeindeschreiber hat ja Zechner damals doch nur seine Schuldigkeit gethan.“

„Das wohl, aber der Messner und Organist hat's zu büssen gekriegt.“

„So ist's; zuerst hat er die Messnerstelle abtreten müssen . . .“

„Und das Wetterläuten hat nun auch an seinerstatt der Webersepp — das trägt 'was ein!“

„Und hat der Pfarrer nicht auch den alten, stiftischen Orgelspieler hereingebracht? Letzter Zeit hat sich der arme Zechner mit seiner Violine kaum mehr sehen lassen dürfen auf dem Chor.“

„Sein Auskommen hätt' er wohl immer noch; die Gemeinde verlässt ihn nicht — aber die vielen Kränkungen!“

„Und schwachsinnig ist er 'worden.“

„Und d e r droben hat's auf seinem Gewissen.“

„Ob etwas Wahres d'ran ist? Er soll jetzt häufig vom Kirchenräuber phantasirt und sich selber damit gemeint haben."

„Ja, das halt' Eins länger aus!"

„Und was sagt denn der junge Doctor? Er ist der Frau Mag'reth ihr Victor. Ein feiner Herr, aber schrecklich ernsthaft . . ."

Mit derlei Aeusserungen wurde auf offenkundige Vorgänge und Veränderungen angespielt. Man nahm sich des Schulmeisters bei verschiedenen Gelegenheiten wacker an, und als auch die Glocken dem Webersepp überantwortet wurden, machte man Miene, das altherkömmliche Wetterläuten kurzweg abzuschaffen.

Aber der neue Glöckner hatte nicht nur die Gunst des Pfarrers, sondern auch die Laune des Himmels für sich; denn eben stiegen finstere Wolken auf, es blitzte über dem Tannenforst und der Donner meldete sich zum Worte. Da zog mán auch schon an allen Strängen und von den drei Thürmen des Ortes — denn auch die Lärmschelle des noch erhaltenen Thorthurmes

that mit — erscholl's im Klingklang, dass die nahen Bergwände widerhallten. Das Wetter hatte selbstverständlich ein Einsehen und entlud sich weit draussen über den Thalboden in nuss- und eigrossen Schlossen.

Seitdem ist der Webersepp beglaubigt und lässt man sich das Wetterläuten wie vor und eh' was kosten. Ja, von dessen Wirksamkeit sind selbst die klügsten Köpfe des Märktleins überzeugt; denn die ausgiebige Schallerzeugung, sagen sie, wirke hemmend und zertheilend auf das heranrückende unholde Gewölk und Orte, die in einem Bergkessel liegen, hätten mehr als andere Ursache, ihre Glocken nicht zu schonen.

Wer daran als an einem Köhlerglauben Anstoss nimmt, der erinnere sich, dass dem ausgekrochenen Küchlein häufig noch ein Rest der Eischale anklebt. Die vorgeschrittensten Staaten stecken zum Theile noch im Mittelalter, die freisinnigsten Gemeinwesen haben Zopfanwandlungen und

in der Familie à la mode stösst man auf Altväterisches.

Altväterisch klingt auch die Bezeichnung Schulmeister, aber dem braven Zechner verblieb sie ehrenhalber und weil sie traulicher andeutete, wie sehr sich er und die Ortsinsassen schon ineinander eingelebt hatten. Eigentlich war er nunmehr Oberlehrer.

Als Schulgehilf betrat er den Ort vor gut einem Menschenalter. Damals hiess die Lehranstalt noch Trivial-Schule — gewiss kein Prunktitel. Sie war zweiclassig. Buben und Mädchen sassen je in einer und derselben Stube. Erstere bildeten den Berg. Die einsame Eselsbank für Unachtsame und Schwätzer, das Hinausstehen-Müssen, das Knien, der „Batzen“ mit dem Stäbchen auf die Hand, der Schilling auf den Blossen und das Nachsitzen über Mittag, eine Art Einzelhaft in der grossen Schulstube, waren die beliebtesten Zuchtmittel. Und es wurde von ihnen reichlicher Gebrauch gemacht, namentlich an den Blosstheilen solcher

Kinder, deren Amme die Dürftigkeit gewesen; denn was man ziemlich wahllos diesen Prügelknaben anthat, sollte seine abschreckende Wirkung auf die bevorzugten Rangen nicht verfehlen — ganz so, wie's vor Zeiten die Spartaner im Griff hatten.

Noch wurde *be* + *a* = *ba*, *be* + *i* = *bi* buchstabirt, und Dank der angestammten bajuvarischen Mundart wurden die *ei*, *eu*, *äu* einfach *ai* gelesen.

Die tägliche Schulmesse war unerlässlich, das Beichten machte mehrmals im Jahre das Gewissen zag und den Magen öde, der Unterricht begann und schloss mit einstimmigem Gebet und wenn der Herr Katechet erschien, musste der Lehrer bescheiden zurücktreten.

Das Ehrenbuch für die bravsten Schüler war roth und das gegentheilige Schandbuch schwarz gebunden. Am grossen Prüfungstage wurden die Namen daraus mit Nachdruck verlesen. Eltern und Schulfreunde, die Vornehmsten des Ortes waren dazu geladen. Die Prämienvertheilung erfolgte

unter Hervorruf und der Beschenkte trug gewöhnlich die „Ostereier“, den „Guten Fridolin und bösen Dietrich“, „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniss Gottes kam“ oder Anderes von Christof Schmidt heim.

Dieses kostbare Büchlein las das Büblein wieder und wieder, wenn es in den Vacanzen auf den Stoppelfeldern oder auf den kahlgemähten Wiesen einsam die Rinder weidete — was freilich nicht verhinderte, dass sich mehrere Buben zusammenstahlen, ein Rübenfeld plünderten oder am aufgezündeten Hirtenfeuer frisch ausgegrabene Erdäpfel brieten. Gerieth aber eine Kuh in den Klee oder stürmte, von Hornissen gepeinigt, mit hochgeschwungenem Schweife, die Heerde querfeldein, dann hatten die Knirpse genug zu laufen . . .

Das Lesebuch erfüllte die Schuljugend mit heilsamer Scheu vor der hohen Obrigkeit. Da war auch die Rede, dass es einen Nähr-, Wehr- und Lehrstand gebe, und die meisten Kleinen ahnten bereits ganz richtig,

wohin sie gehörten, denn — Schulmeister mochte Keiner gern werden. Dass man sich an den Bienen und Ameisen ein Beispiel zu nehmen habe, stand ebenfalls darin.

Die Frömmsten und Lernbegierigsten konnten zum „grossen“ Katechismus aufsteigen.

Die sonntägliche Christenlehre war für die Lehrjungen und die halbwüchsigen Mädchen. Sie wurde nach Möglichkeit — geschwänzt.

Denn man will doch endlich „frei“ werden. Das paarweise Nachhausegehen, das Auswendiglernen, das ewige Achtgeben kriegt man satt. Man will abwechslungshalber in andere Karten sehen, als welche mit dem Einmaleins, mit dem grossen und dem kleinen Alphabet an der langen Wand des Schulzimmers hängen. Und soll's denn gar so gefehlt sein, wenn Buben und Mädchen, die sich gut leiden können, wo sich's grade fügt, einmal mit einander gehen? Christenlehr' hin, Christenlehr' her! Wenn's

zur Firmung und zum Brautexamen kommt, geht die Geschichte ohnehin wieder von vorn an.

Das Rauchen, die Wirthshausbank, das Zitherspiel, die Kegelbahn lockt — lauter bislang verbotene Sachen.

Und wer einen Ueberschuss an Kraft hat, spart ihn nicht gern über den Kirchtag hinaus auf — braucht doch auch der Kaiser schneidige Leut'. Einrücken muss, wer g'rade Glieder hat, und es ist ein Vortheil für ihn, wenn er bereits mit der Büchse umzugehen weiss. Und nachdem man so lange gelernt hat, sollt' Einem just auf dem Tanzboden nichts Rechtes einfallen? Wir wissen schon Brauch: nur nicht Aergerniss geben! Deswegen ist für die Nacht das „Fensterln" aufkommen. Wen der Hafer sticht, der hat ein bischen Uebermuth frei.

Und bei den Dirnen ist's nicht viel anders; über's Jahr zieht die Färberjuli und die Bachwirthpepi kaum wieder ihr Frohnleichnamsgewand an.

Lieber die Predigt als die Christenlehr'!

Wer seine Arbeit macht, dem schmeckt der Kinderbrei nicht mehr.

So entwuchs die Jugend der Schule, noch ehe deren Zwang förmlich aufgelassen wurde. Der Schulmeister liess früher von ihr, der Katechet aber suchte sie möglichst lange klein zu haben und gebunden dem Pfarrer zu überantworten, welcher sodann mit geweihter Hand den fertigen Menschen bis unter die Erde zu geleiten hatte.

Die Kirche pries die Volksschule als ihre Schöpfung, beherrschte sie als ihr Gebiet und benützte sie als ihr Werkzeug. Von der Geistlichkeit hing vornehmlich Ernennung und Beförderung des Lehrers ab. Beugen musste sich dieser der hierarchischen Ordnung, ohne ihr anzugehören, ohne in ihr aufzusteigen, ohne an ihrem Gefüge einen eigentlichen Halt zu gewinnen. Caplan, Pfarrer und Dechant, diese Dreiheit bestimmte zunächst sein Schicksal. Seine Befähigung zum Kirchendienst als Orgelspieler, Messner und Todtengräber — in eigener Person oder durch einen Ge-

hilfen — wurde für mindestens eben so wichtig erachtet als die zum Schulamt. Und seine Existenz wurzelte weniger in diesen als in jenen Dienstleistungen. Ein leidliches Auskommen hatte er, so lange er im Pfarrhofe gut angeschrieben stand, aber wohlgemerkt: auch bei der weiblichen Beherrscherin desselben.

Der Gemeinde trat er als Fremder gegenüber, denn sie hat auf seine Wahl keinen Einfluss gehabt; er ist ihr zugetheilt, gesetzt worden, wie der Pfarrer und Caplan auch.

Flösste er ihr Zutrauen ein, so konnte er bald durch Nachstunden und Musikunterricht seine Lage verbessern; ja, brachte er eine stattliche Capelle von Pfeifern und Bläsern zustande, so war wenigstens bei Hochzeitern und Schänkwirthen sein Glück gemacht.

Musiker musst' er sein, Sänger und Musikanten musst' er abrichten können: das war schier die Hauptsache, die kirchliche Gesinnung als selbstverständlich voraus-

gesetzt. Mit dem Nachweis eines glücklich zurückgelegten Präparanden-Curses nahm man es dafür weniger genau; denn mitunter wurde ein ausgedienter Feuerwerker für fähig erkannt, harten Bauernköpfen das bischen Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen.

Aber Musik erfreute, Musik empfahl. Eine Schiedermayer'sche Messe an Sonn- und Festtagen galt für das mindeste Verlangen; oft griff man sogar beträchtlich höher und die Trompeten und Pauken wenigstens thaten ihre Schuldigkeit. Mit einem blos gesungenen Amte nahm man eben nur zur Noth vorlieb, so herrlich sich auch: „Hier liegt vor deiner Majestät“ oder: „Wir werfen uns darnieder“ anlässt.

Musikfeste aber gab's, wenn sich in den Ferien die Lehrer aus weitem Umkreise zusammenthaten, um mit vereinten Kräften beispielsweise die „Jahreszeiten“ oder die „Schöpfung“ aufzuführen. Oft gruppirte man sich hierbei um die geschulte Capelle eines Klosters, manchmal aber würdigte

man die Holzwände einer Scheune, Entzückendes zu vernehmen. Man spielte mit Begeisterung, man erlabte die lechzende Seele, man sang sich frei aus all' dem Beengenden, man errang sich Muth und Trost für weitere Tage der Mühsal und des Einerlei. Und schwiegen die Flöten und Geigen, erfrischten sich die wackeren Kehlen, dann kreiste wohl auch manch' vertrauliches Wort über die Unfreiheit des Standes, und es wurden die Anzeichen erwogen, welche eine bessere Zukunft versprachen . . .

Der Schullohn war beschämend klein, der Messnerdienst ergab eine Zubusse und oft war nur dem Wetterläuten der Sonntagsbraten zu verdanken. Dafür liess sich der Bauer in der Regel nicht lumpen. Ein „Bügel“ Geselchtes, ein Paar Würste, ein Scheffel Getreide oder eine Handvoll Mehl, Eier und „Kletzen“ durfte der Glöckner beanspruchen. Die Einsammlung dieser Giebigkeiten war allerdings mitunter mit Verdruss und Enttäuschung verbunden, und es wusste sich nicht Jeder so schlau wie

der Obdacher Schulmeister zu rächen, welcher in seiner Stube von Wand zu Wand Latten zog, um daran die Fleischspenden, auf beigebundenen Zetteln mit den Namen der Geber versehen, so tief zu hängen, dass der Knauser nicht unbemerkt bleiben konnte, ob er nun selber oder einer seiner Nachbarn eintrat . . .

Diese Verhältnisse fand Zechner vor, als er im Marktflecken seinen Dienst antrat. Sie überraschten ihn nicht, er war auf sie vorbereitet, er hatte sie vorausgesetzt, voraus erwogen. Wie hier standen die Dinge mit geringen Abweichungen allerwärts im heimischen Hochlande. Er trat sicher, wiewohl geräuschlos auf und schätzte seine neue Umgebung früher richtig als diese ihn. Denn ihr fiel zunächst auf, dass der Lehrer bucklig sei und kaum was Tüchtiges vorstellen könne.

Und so war's auch um seinen Wuchs bestellt. Der zarte Gliederbau strebte ins Schlanke, aber die etwas eingedrückte Brust vorn und der kleine ausgleichende Höcker

rückwärts widersprachen dieser edlen Absicht. Beides rührte von einem unglücklichen Fall in frühester Jugend her, und die natürliche Folge war, dass auch der Kopf etwas tief zu sitzen kam.

Bucklige Kinder werden gescheidt, sagt das Sprichwort, und sie werden es, weil sie schon bei den Jugendspielen zurückstehen müssen, vereinsamen oder gar verspottet werden. Sie fühlen Beides als unverdiente Kränkung. Ihr Geist schärft sich und gefällt sich in missgünstigen Deutungen. Sie überbieten den erlittenen Spott; und die Lust, das Glück, daran sie nicht vollen Antheil haben können, beneiden, verdächtigen sie. Spötter und Neidharte sind daher unter den Buckligen nicht selten.

Aber derlei Kinder sind häufig auch Gegenstand einer besonderen, einer tröstenden und entschädigenden Zärtlichkeit. Das weckt dann früh ihr Dankgefühl; ihr Gebrechen drückt sie minder, sie entbehren unschwer das geräuschvollere Glück, sie nehmen ihre Zuflucht zum Gemüth und

lohnen dieselbe mit dem Herzen. Das ergibt dann eine Entwicklung zum Sinnigen, Bescheidenen, Milden hin.

Und das kleine Gebrechen, bestehend in einer äusseren Abweichung von der Geraden, kann bei sonstiger Gesundheit dem Geist sogar förderlich sein. Leidet die geistige Entfaltung nicht oft unter der Ueberfülle des Blutes, durch Jugendüberschwang? Während der Rüstige das Bedürfniss fühlt, sich auszutollen, geniesst der Schwächlichere oft schon einer wunderbaren und fruchtbaren Musse. Bucklige werden daher in der Regel auch früher gescheidt.

Zechner zählte keineswegs zu den bösartigen und noch weniger zu den eitlen Buckligen — denn auch solche gibt's, und obgleich sie sich lächerlich machen, sie werden ihres Ausnahmsmasses nicht inne; dass zumal die ganze Schürzenwelt in sie vernarrt sei, halten sie für so selbstverständlich, dass auch der kränkendste Korb sie nicht davon abbringt.

Der neue Lehrer besass Bildung und eine vielseitige geistige Empfänglichkeit; ein ruhiges Vorgehen, eine musterhafte Ordnung sowie eine Emsigkeit zeichneten ihn aus, die keine Hast verspüren liess und immer noch ein Stündchen frei hatte. Sein graues Auge blickte, wie man bald gewahrte, schlichtes Wohlwollen und sein blasses, fein durchgearbeitetes Gesicht musste Jedem auffallen, der weiss, was Geistesarbeit ist und welches Gepräge sie den Zügen verleiht.

Bald meldeten die Kinder zu Hause: Der neue Herr Lehrer schreit nicht so, dass man ihn schon beim Brunnen draussen hört — er hat uns noch keinen Batzen gegeben — und er setzt sich zu Einem, wenn man 'was nicht recht versteht — und er thut nicht Musiknoten schreiben während der Schulstund' — und er hat den Verweser-Franz hinausstehen lassen, der noch nie ein krummes Wort gekriegt hat, wenn er auch noch so viel schwätzte . . .

Dies fiel auf, umsomehr, als Zechner

auch bald ein paar frische Stimmen um sich hatte, denen die Singstunde über Alles ging.

Die Eltern kamen und bedankten sich, denn die Kinder hätten jetzt gar so viel Freud' zum Lernen.

Bursche stellten sich ein und der Eine wollte geigen lernen, denn sein bisheriges „Kratzen“ tauge nichts, ein Anderer blasen — Zither schlagen könn' er eh schon, aber halt die Noten! Zechner wusste Rath und hatte für Alle Zeit — nämlich auf Kosten ihres bisherigen Wirthshaussitzens.

Freilich, der alte Keuschler Faltermann hatte seine besondere Ansicht; er fragte den Herrn Lehrer, was dieser ihm denn zahlen wollt', wenn er ihm seinen Buben für die Musik überliesse. — Ist eh' recht; denn der kleine Michel ist daheim zu brauchen; er muss Holz klieben und die Gais melken.

Bald war Zechner auch in den Hausgärten zu sehen, worin sich unter seiner

Hand mancher Wildling in einen Edelobstträger verwandelte. Er las schädliche Raupen ab in der stillschweigenden Voraussetzung, dass sein Beispiel Nachahmung finden werde. Lächelnd sammelte er leere und schadhafte Bier„plützer“ und erbat sich für deren Verwendung ein kleines Gartenbeet, und siehe da, nach einiger Zeit fanden sich buttermürbe Spargel darunter. Da und dort zeigten sich unerwartet strotzende Carfiolrosen und der sie einzuschmuggeln wusste, war Zechner. Der altbeliebte Rosmarin lief Gefahr, vom Basilicum ausgestochen zu werden, weil der Lehrer für dieses eine Vorliebe zeigte. An besonders sonnigen Garten- und Ackerrändern that sich auf seinen Wink sogar der grosse, grellgelbe Blüthenkelch des Kürbisses auf. Frauen und Mädchen hatten ihre Freude, wenn sie den buckligen Mann zu Ast und Wipfel hinanspähen, von den reifenden Marillen und Pflaumen die schattenden Zweige abbiegen und am Lattenwerk befestigen oder aber sein Auge angesichts

einer eben erschlossenen, thaubehangenen Rose sinnig schwelgen sahen.

Begreiflicherweise liess der Naturfreund seine kleineren Kunden noch weniger leer ausgehen. Er litt es gern, wenn sie ihn zu Einigen oder Mehreren Samstags oder Donnerstags, an dem es keine Schule gab, auf seinen Spaziergängen begleiteten. Er plauderte mit ihnen, er belehrte sie, ohne dass sie es ahnten; so sehr vermied er da den Schulton. Er machte sie auf die Unterschiede der Waldbäume und Gesträuche aufmerksam, warnte sie vor gleissenden Beeren, liess sie geniessbare Schwämme suchen und bestand darauf, dass sie die Blumen richtig benannten, welche sie pflückten. Gelegentlich betrat er mit ihnen eine Scheune, einen Stall und bemerkte, warum hier Alles so und nicht anders liege und stehe. Oder er lenkte in die Sensenschmiede und munterte auf dem Heimgange die Kleinen auf, zu erzählen, wass sie in der russigen Werkstätte gesehen hätten und wie man da hantierte. Oder er hielt

schweigend so lange vor einer Brettersäge, bis die Kinder selbst auf Gedanken geriethen und fragten. Oder er blickte von der Brücke in den Forellenbach und wies nicht nur auf die hin und wider huschenden Fischlein, sondern auch auf die ruhigen Kiesel im Bette; denn es sei ja doch merkwürdig, woher sie kämen und welche Wanderung sie schon gemacht hätten. Und so wurde denn der Kinder Ohr auch für den Vogelgesang und das Hämmern des Spechtes, so ihr Auge für das behende Eidechslein, für das scheue Reh, für das Kreisen des Habichts, für die Wühlarbeit der Scheermaus, für den genäschigen Feldhasen, für die Hühnerfeinde Iltis und Marder und den stacheligen Igel erschlossen.

Im Marktflecken galten Froschschenkel, gesotten wie gebacken, für einen besonderen Leckerbissen. Man liess eigens die Schlossteiche zu einer Zeit ab, da die Thiere in ihrer grössten Ueppigkeit waren. Die Schulbuben stülpten die Beinkleider auf, wateten in den Schlamm, fingen die Frösche

und schnitten ihnen bei lebendigem Leibe die Schenkel ab, unbekümmert, ob die Thiere noch weiter lebten und blutenden Rumpfes, regungsunfähig geworden, mit stierem Auge zu den jugendlichen Missethätern aufblickten. Diesen grausamen Fang schaffte Zechner ab, indem er hervorhob, man müsse die Thiere entweder möglichst schmerzlos, etwa mit einem Nadelstich an geeigneter Stelle, tödten oder auf das leckere Gericht verzichten; es sei herzlos, sie erst zu verstümmeln und dann langsam verkommen zu lassen.

Die Bürger fanden sich unschwer in die Weise des Lehrers; sie liessen ihn gewähren, wenn er statt mitzukarteln „kiebitzte“, oder noch beim ersten Glas war, wenn sie schon mehrere geleert hatten, oder an der Kegelbahn sich nie zu einer Wette hinreissen liess, oder, wenn die Capelle aufmarschirte, bescheiden die Clarinette und nicht das Bombardon blies, oder seine Geige einem Anderen abtrat, ehe die Fast-

nachtslustbarkeit zum mitternächtlichen Höhepunkt anschwoll.

In ernsten Angelegenheiten zogen sie ihn gewiss zu Rathe.

Auch wusst' er geschickt zu vermitteln, wenn ein Hader ausbrach und wenn Zwietracht um sich griff, indem er den Gekränkten aufsuchte, ohne aber eigens dessen Fall zur Sprache zu bringen, oder indem er den Stänker und Achselträger auffällig mied, oder indem er eine gemeinnützige Sache anregte und so den Sinn vom kleinlichen Zwist ablenkte. Die Besonnenen waren d'rum auch stets auf seiner Seite.

Mit seinem unmittelbaren Amtsvorstand kam Zechner leidlich aus. Der Schulmeister war ein bequemer Herr und er, der Gehilf', bescheiden und willig. Der Aeltere meinte vom Jüngern, er gebe sich viel unnütze Mühe und werde sich noch zu Schanden rackern. Dieser äusserte sich aber gar nicht über die „Methode" des Andern. Die Marktbewohner bemerkten freilich ohne Hehl, die Kinder kämen aus der

ersten Classe gescheidter heraus, als wie sie die zweite verlassen.

Das mochte übertrieben sein, denn säumig war der alte Herr gerade nicht, wenn's ihn auch nicht viel anfocht, wie die Lesestücke herabgeplappert, die vertheilten Vorschriften nachgezeichnet, die an der schwarzen Tafel angesetzten Rechnungen verstanden und gelöst wurden.

Dem Dictandoschreiben widmete er mehr Aufmerksamkeit. Er wählte hierzu meist einen scherzhaften Stoff aus einem alten Anekdotenbuch, seinem sorgfältig gehüteten Hausschatze. Wenn die Pointe kam, horchte er auf, und brach darüber Gelächter aus, so schmunzelte er selbst auch mit darein. Das war für beide Theile die lustigste Schulstunde. Die Buben erzählten das aufgefangene Geschichtchen weiter und die Erwachsenen erwiderten darauf: „O je, eh' schon wissen, eh' schon!" oder aber: „Der alte Schwätzer könnte den jungen Faullenzern doch wohl was Besseres eintrichtern."

Das Schulgeräusch, das Kindergesurr

und den eigenthümlichen Stubendunst konnte der alte Herr nicht missen, obwohl diese Mischung mitunter einschläfernd auf ihn wirkte, trotzdem er beständig die Dose und das blaue Sacktuch zur Hand hatte. Nickte er ein — und es kam oft dazu — so wechselten die Buben die Plätze, krochen unter den Bänken zu den Mädchen vor, zogen ihre Jacken aus und verkehrt wieder an, gaben die Mienen von Dummen und Pfiffigen zum Besten, predigten mit stummen, übertriebenen Geberden, wenn sie nicht gar, wenigstens die Barfüssigen darunter, ein „Schneider, leih' mir die Scheer'" versuchten.

In der That war es für einen aufgeweckten Burschen schwer, das letzte Jahr der oberen Classe zu versitzen, ohne Allotria zu treiben. Der gegebene Lehrstoff hielt nicht vor, der alte Schulmann war stumpf und das stillschweigende, wechselseitige Uebereinkommen zwischen den Rangen und deren Zuchtmeister lief darauf hinaus, einander gewähren zu lassen.

Daher kam's, dass, während auf dem Pult das Lesebuch offen lag, unter demselben von hurtigen Fingern Spielkarten gemischt und getheilt wurden oder aber, dass das Auge verstohlen tiefer abirrte, um sich beispielsweise an der „Todtenglocke um Mitternacht“ zu ersättigen. Je schauervoller das heimliche Buch war, desto eifriger suchte man desselben habhaft zu werden, und sollt' es auch mit zusammengeschossenen Ministrantengroschen durch den Schreibtheken-, Kalender- und Gebetbücherverschleisser aus der nächsten Kreisstadt beschafft werden müssen. O, mit den beginnenden Flegeljahren hatte man schon einige Literaturkunde!

An einem heissen Junitage hiess es plötzlich: „Der alte Schulmeister ist todt! Der Schlag hat ihn getroffen.“ Man wollte solch' ein Ende vorausgesehen haben und bedauerte die Hinterbliebenen.

Am Tage zuvor hatte der Wunderliche noch einen Buben an die Tafel gerufen und ihm zu schreiben dictirt: „Ich bin ein

Gesell und bleib' ein Gesell, ich lebe und sterb' als ein Gesell." Und was sollte das heissen? — Acht gegeben! Der würdige Schulmann bedeutete dem Buben, den Schwamm zu nehmen, an dem Hauptworte je den ersten und letzten Buchstaben auszulöschen und dann laut zu lesen.... O der Schäker! Letzte Worte eignen sich nicht immer zu einer Grabschrift auf Denjenigen, der sie sprach.

Also man beklagte weniger den Verlust des schon mehr und mehr rührselig gewordenen Alten als das Los seiner Hinterbliebenen. Es waren dies Frau Margreth, welche, obgleich sichtlich abgehärmt, durch ein sauberes Wesen und Walten für sich einnahm, der Studios Victor, welcher im unfernen Benedictinerstift Convictist und Sängerknab' war, und die muntere Vefi, welche das Nähen schon hinter sich hatte und nun „ins Kochen" ging — was gewöhnlich auf einen nahen Brautstand schliessen lässt.

Sie hat auch wirklich schon ihren „Erklärten", den St. Georgener Lehrer nämlich.

Derselbe ist freilich nur Dorfschullehrer und überaus schmal gestellt, aber er ist brav, weiss sich zu benehmen und die Gutheit leuchtet aus seinen Augen. Seine Wangen sind frisch und roth wie ein Apfel an der Sonnenseite, obwohl er den Wohlstand zeitlebens nur vom Hörensagen kennt.

Auch Vefi will nicht hoch hinaus; die bescheidenste Lehrerwirthschaft wäre ihr vor der Hand genug. Vater und Mutter hatten ja auch klein anfangen müssen. Und es würde auch nach Herzenswunsch gegangen sein, wenn der Vater länger am Leben geblieben; denn obgleich er die letzten Jahre her nicht gut gehaust hat, so hätte die Mutter doch unschwer die nöthige Nachhilfe herausschlagen können, wenn die Einnahmen noch so wären wie früher.

Aber jetzt bleibt der Frau Mutter selber nichts Anderes übrig, als vielleicht draussen in der Kreisstadt eine Näherin oder Wäscherin zu werden oder aber als Wirthschafterin

irgendwo unterzukommen. Und Victor, wenn er das Stift verlässt, muss zusehen, wo und wie er am schnellsten zu einem Brot gelangt. Und die Vefi und ihr Liebster? Zuwarten müssen sie wohl, bis sie Beide vielleicht graue Haare haben.

Ja, den Schlag, welcher den Alten getroffen, bekamen seine Angehörigen schwer genug zu fühlen.

Am Begräbnisstage, als man den Friedhof verliess, winkte Zechner unbemerkt das Studentlein zu sich. Es war ihm nämlich des Klosterzöglings Ernst und ergebungsvolle Entschlossenheit in den Mienen aufgefallen. Was mochte in der jungen Knabenbrust vorgegangen sein, als sich der Sarg auf rasselnden Ketten in die Tiefe senkte und als von den Erdspenden der Leidtragenden der traurige Hügel darüber sich zu bilden begann? Krampfhaftes Schluchzen, Thränen des Schmerzes und der Rathlosigkeit kommen billiger zu stehen, als solch' innere Sammlung, die über das frische Grab vielleicht weit hinausblickt

in eine trostlose Verlassenheit, in eine traurige Zukunft.

„Victor, fassen Sie Muth!“ begann Zechner das leise Zwiegespräch. „Sie werden Freunde finden, und ich will darunter nicht der letzte sein.“

„Ich weiss, Herr Zechner, dass Sie 's gut meinen mit uns.“

„Wie lange können Sie noch im Convict verbleiben?“

„Ein Jahr, das laufende nicht mitgerechnet.“

„Und werden Sie sich mit dem Klosterleben befreunden können?“

„Wohl muss ich's nun!“

„Und das haben Sie am offenen Grabe gelobt?“

„So ist's, Herr!“

„Gegen Ihre Neigung, Victor?“

„Sonst wär' es auch kein Opfer . . . und ich werde schon die Festigkeit in mir finden.“

„Gewiss, und der Wille vermag viel. Sonst aber wäre Ihr Lieblingsstudium?“

„Die Medicin.“

„Das ist freilich ein grosser Abstand. Noch hat sich aber die Klosterpforte nicht hinter Ihnen geschlossen.“

Victor lächelte schmerzlich.

„Und was ich sagen wollte, junger Freund; bleiben Sie so lang als möglich bei den Ihrigen. Dass Sie gleichwohl Ihre anderen Pflichten nicht versäumen, dafür lassen Sie mich sorgen.“

Den Wink, zu schweigen, verstand Victor, den Händedruck erwiderte er aber nur schwach. Unwillkürlich folgte sein Blick den Schritten des freundlichen Buckligen, und da er gleichzeitig des schlanken Wuchses seiner Schwester ansichtig wurde, seufzte er fast hörbar. —

Was der Schule frommte, liess Zechner keinen Augenblick ausser Acht. Er selbst erbot sich, nun beide Classen zu versehen, und zwar wolle er Vormittags die eine und in den späteren Nachmittagsstunden die andere Classe vornehmen. Auch könnte von Woche zu Woche die Abwechslung

eintreten, dass bald die Erst-, bald die Zweitclassigen den Nachmittag frei hätten. Die donnerstägige Vacanz hätte zu entfallen. So käme man bis zu den Herbstferien ohne Hilfslehrer aus . . .

Natürlich ging man freudig auf diesen eifervollen Vorschlag ein, und um den Uebermuth in der oberen Classe war's geschehen, ohne dass die Rangen selbst recht inne wurden, woher ihnen Zucht und Ordnung kam.

Es stand aber nicht lange an, so zog eines Feierabends die Capelle mit ihrem besten und schmetterndsten „Marsch“ vor's Schulhaus. Die Buben und Mädchen folgten hinterher, nicht etwa aus müssiger Neugierde, sondern geputzt und geordnet wie zum grossen Prüfungstag. Die Jugend nahm Aufstellung zur Rechten und zur Linken; die Musik behauptete die Mitte und einige der niedlichsten Dirnchen traten als Blumenspenderinnen gegen die Hausthür vor.

Auf einmal erscholl's aus allen Kehlen:

„Der neue Schulmeister soll leben! Herr Zechner, er lebe hoch, hoch, hoch!“ Und um was die Menschenstimmen zu schwach schienen, das ersetzte das Blech des Tusches, der nach jedem Hoch trararend mit einem sich in die Höhe windenden Accordschnörkel einfiel.

Das bucklige Männlein trat aus dem Haus, empfing die Blumensträusse, die schnell auf's Fensterbrett in Sicherheit gebracht wurden, drückte den braven Musikanten die Hand und umschlang der jubelnden Kinder so viele, als seine langen Arme zu fassen vermochten.

Jetzt erst war er des Wortes mächtig und dankte gerührt. Und woher sie's denn hätten, fragte er; er wisse noch nichts von seiner Ernennung, und ob sie sich nicht doch durch ein neckendes Gerücht hätten bestimmen lassen? Es beunruhige ihn dieser so herzliche Auftritt; man wisse denn doch nicht . . .

Recht ängstlich that er, der gewissenhafte Mann, und die eifrigen, wackeren

Lärmmacher schienen sich an seiner Verlegenheit förmlich zu weiden.

Endlich platzte der Ein' und Andere heraus, der Herr Pfarrer hab' es ihnen gesteckt.

„Der Herr Pfarrer?“ rief erstaunt der Gefeierte aus. „Dann hat er sich meiner wohl überaus warm angenommen, dann dank' ich ihm viel; dann dank' ich ihm, dass ich nicht von euch zu scheiden brauche, sondern Leid und Freud' mit euch theilen darf, wie bisher, und noch viel inniger . . .“

Durch die Kinder liess Zechner den Eltern seinen Dank vermelden; die Musikanten geleitete er zum besten Tropfen, mit welchem sie ihm Bescheid thun mussten, und nach einem gedanklichen Abendspaziergange trat der neue Schulmeister bei Frau Margreth ein.

Er traf sie und Vefi mit verweinten Augen.

„Ich weiss,“ begann er, Platz nehmend, „was neuerdings Ihre Thränen fliessen machte. Ich hätte gern dem eben so übel

berathenen als wohlgemeinten Brausewetter vorgebeugt. Ich komme auch, um mich wegen meiner Freude bei Ihnen zu entschuldigen. Und zudem möcht' ich mir ein Freundeswort erlauben. Sie, Frau Margreth, haben mir von meinem ersten Eintritt an viel Gutes erwiesen . . . es ist doch so! . . . und für Fräulein Vefi bin ich längst nicht mehr der Wauwau von einst. So weit meine Erfahrung reicht, ist weder der erste Schmerz, noch die flüchtige Freude ein guter Rathgeber. Daher schlage ich vor, unsere Zukunftssorgen mindestens auf heute über ein Jahr zu vertagen. Bis dahin bleibe Alles beim Alten, aber auch Alles! Mög' es dazu beitragen, dass ohne Hast Ihre Pläne reifen; mög' es Victor's Austritt aus dem Convent oder Fräulein Vefi's Eintritte in neue und hoffentlich freundliche Verhältnisse zu Statten kommen: ich leide nicht darunter. Schlagen Sie ein auf ein längeres trauliches Beisammensein!"

„Aber Herr . . . Schulmeister!"

„Bitte: Freund Zechner.“

„Das ist ja unerhört gütig von Ihnen,“ warf halb gerührt, halb verlegen Frau Margreth ein.

„Ein freundschaftliches Complot, nichts weiter; und wir brauchen es nicht an die grosse Glocke zu hängen.“

„Sie berauben sich . . .“

„Ich gewinne für einige Zeit den wohlthuenden Schein einer Häuslichkeit . . . Fräulein Vefi, Sie schlagen mich als stillen Hausgenossen doch nicht aus?“

Das Mädchen wechselte die Farbe; die Mutter warf einen Blick auf das Kind, der dieses traurig machte.

Zechner aber war mit einem glücklichen Schmunzeln zur Thür hinaus, noch ein „Gute Nacht!“ zurückrufend, ehe die Schnalle zufiel.

Als Zechner sich keineswegs beeilte, den Schulmeister hervorzukehren, also noch immer keinen Gehilfen heranzog, sondern sich doppelt abquälte und bescheiden fortlebte wie früher; ja, als Frau Margreth

anscheinend gar nicht daran dachte, die alte Schulmeisterwohnung zu verlassen, und Vefi fortfuhr, ins Kochen zu gehen, wurden die Leute stutzig.

Erfahrungsgemäss hält man nichts für leichter, als anderer Menschen Angelegenheiten zu reimen, und je gewöhnlicher man denkt, mit desto grösserer Sicherheit setzt man auch das Gewöhnliche voraus. Die Abmachung im Schulhause blieb ein Geheimniss, aber das längere Beisammenleben des neuen Schulmeisters mit der Familie des alten war eine Thatsache und wollte gedeutet sein. Und wie konnte man denn fehlgreifen, wenn man annahm, Herr Zechner bewerbe sich um die muntere Vefi?

„Ei, ja," hiess es, „Geschmack hat er! Und es ist ihm auch zu gönnen."

„Ob ihn aber das Mädel nimmt? Gern gewiss nicht! Denn das Ding wird nicht ebener, wenn man den Buckel Höcker heisst."

„Die Vefi ist nicht eitel. Mit beiden Händen soll sie darnach greifen — ein so

braver, ein so rechtschaffener Mann ist weitum nicht zu erfragen.“

„Aber hat sie nicht schon einen Anderen im Sinn?“

„Den Georg'ner meinst Du? Der ist ein Keuschler gegen unseren Schulmeister. Und nicht auf's Verlangen, auf's Vorliebnehmen kommt's an.“

„Die Versorgung ist die Hauptsache, wenn die jungen Dinger auch anderswo hinauswollen.“

„Und der Einöder-Müller ist schon ein Sechziger gewesen, als er den herzigen Schatz, die Fahrbacher Resi, heiratete, und sie hat ihm sogar 'was zuzubringen gehabt.“

„Vom Alter kann bei unserem Schulmeister wohl noch keine Rede sein. Nach dem ersten italienischen Krieg ist er zu uns gekommen und jetzt haben wir den zweiten überstanden, und damals kann er seine 26 oder 28 Jahre gehabt haben; er ist von Krieglach gekommen, und der dort ist sein erster Dienst gewesen.“

„Das täuscht halt, weil er von Haus

aus so schwach ist, für Zwei arbeitet und sich nie etwas vergönnt hat.“

„Aber, Männer, wie er's fertig bringt, das ist seine Sache, nicht die unserige.“

So verhandelte der besonnenere Theil der Bevölkerung des Schulmeisters Werbung. Noch viel angelegentlicher aber, versteht sich, beschäftigten sich mit ihr die Weiber. Vefi brauchte blos über die Gasse zu gehen, so wurde ihr von diesen zugenickt, zugelächelt, hier gutmüthig, dort spöttisch, je nach Gunst und Neid. „Fräulein Vefi, wie steht's denn? Ja, halt noch wegen des Vaters! Müsst Ihr denn aber gar so heimlich thun? . . . Nun freilich, man hebt mit einem Buckligen just keine Ehr' auf, aber sonst ist er gar kein übler Mann. . . . Und Ihr werdet Euch ein- für dreimal verkünden lassen, mit einer stillen Hochzeit d'rauf, nicht wahr? Viel Freundschaft gibt's wohl beiderseits nicht. . . . Ja, Vefi, auf die Letzt gewöhnt man sich d'ran, und derentwegen hat noch kein Kind einen Tadel mit auf die Welt gebracht.“

Am bittersüssesten äusserte sich aber doch die Schneiderstasi, die gute Jugendfreundin: „Weist du noch, Vefi, wie gern wir beim Auszählen vom „buckligen Mandl“ gesungen haben? Hättest Dir's wohl auch nicht gedacht, dass Du selber einmal ein's kriegen solltest! “

Dies und Anderes bekam die arme Vefi zu hören, oder es wurde ihr geflissentlich zugetragen, oder sie erlauschte es eben noch, wenn sie sich zum Gehen wendete. Von bösen Weiberzungen abgeschnellt, trifft der Pfeil sein Opfer am liebsten in den Rücken.

Und die Muntere war Vefi längst nicht mehr; sie zitterte vor Begegnungen, sie sah blass aus, sie war zerstreut am Kochherd, so dass des Pfarrers Wirthschafterin, welche ihre Lehrmeisterin war, ihr ein über's anderemal zurief: „Wo hast du schon wieder deine Gedanken, Vefi? Gib Acht, dass dir die Leute nicht den Kopf verdrehen. Du weisst noch gar nicht, was ein braver Mann werth ist.“

Im Schulhause verkehrte Zechner freundlich und bescheiden mit den beiden Frauen. Diese aber hatten schlaflose Nächte und flüsterten von Bett zu Bett einander viele bängliche Betrachtungen zu. Tagsüber wollten sie ruhig und zufrieden erscheinen, ohne dass sie es recht zustande brachten. Aus dem Convict lief ein heroisches Schreiben ein; das Studentlein warnte die Seinen vor Uebereilungen; er wolle und werde für Alle Rath schaffen — jugendliche Zuversicht nimmt's ja mit der ganzen Welt auf.

Eines Donnerstags, Morgens, schritt ein junger Mann den östlichen Berghang herunter, ohne rechts und links der Bauernhöfe und Huben zu achten. Auf die Thalsohle gelangt, vermied er sichtlich, den Marktflecken zu betreten. Er bog vor der Spitalkirche ab, setzte aussen über den Bach und stieg den Hohlweg hinan, der einst als Graben vor der Mauer dem geschlossenen Oertlein zu grösserer Wehrhaftigkeit dienen mochte. Dann schlug er an der Feldcapelle vorüber die staubige

Strasse ins Seethal ein. Auf dieser kam er wieder nicht weit, denn sowie das Wäldchen zur Linken sich mit einer schmalen Zunge bis zum Strassensaum vorstreckte, sprang er auch schon dem Gehölze zu, schwang sich vom Aufstieg auf den Zaun und erwog sitzend und rastend nach dem Stand der Sonne, wie spät es sein mochte.

Er brauchte nicht lange zu warten; 9 Uhr meldete der Glockenschlag vom Thurm der oberen Kirche.

Der rüstige Bursch athmet tief, athmet bänglich auf, verlässt alsbald den dürren Sitz und lenkt seine Schritte tiefer ins kühle Walddunkel hinan — offenbar dem grossen Kreuze zu, das so ziemlich die Mitte des Gehölzes einnimmt.

Er ist eine gesunde, angenehme Erscheinung. Der kurze, grün ausgeschlagene Jägerrock kleidet ihn, als sollt' er keinen anderen je tragen; minder verwegen sitzt der Hut; von einer verblichenen Mode zeigt die Weste; an den Beinkleidern mochte der ländliche Schneider einen städtischen Schnitt

versucht haben, und die Bundschuhe sind kaum feiner als die eines Knechtes.

Auf der Stirn perlt Schweiss; die Wangen sind wohl nicht blos von der raschen Wanderung geröthet, und die Augen? Nun, sie blicken treuherzig und gut, mögen sie auch gewohnt sein, lieber frisch in die Natur, als gedanklich hinter deren Schleier zu spähen oder sich viel in Bücher zu versenken.

Auf den erwähnten Glockenschlag hat auch ein schmuckes Mädchen, und zwar bebenden Herzens geachtet. Auch ihr Wanderziel war das nahe Fichtenwäldchen, aber sie wollte demselben auf anderem Wege und möglichst unauffällig, gleichsam wie von ungefähr, nahen. Mit einem Strickzeug in der Hand, den Blick gesenkt, schritt sie trotz drängender Ungeduld langsam, gemächlich zum Waldsaum hinan, der vom Pfarrhaus und Friedhof nur einen Büchsenschuss weit entfernt ist.

Sie ist ein schlankes, liebes Kind, diese Wallerin. Gekleidet ist sie einfach und

sauber, aber sollen die dunklen Farben Trauer künden? Ach ja, auch die Rehaugen möchten lieber heiter blicken und die Thränenspuren hehlen! Wuchs, Haltung und der Geschmack des Anzuges zeichnen die rührige Spaziergängerin vor einem gewöhnlichen Landmädchen aus. Auch ist ihr Gesichtchen feiner, es ist durchaus gewinnend, wenn auch nicht gerade schön. Die schwellenden Lippen sind herb geschlossen und auf dem gesunden Braun der Züge liegt es wie ein trübender Schleier.

Sobald das Mädchen sich vom Waldd üster umfangen sieht, schiebt es die Arbeit in den Beutel und hastet vorwärts.

Dort steht das Kreuz und schon auch haben sich die beiden Waldgänger erblickt, und laut schluchzend wirft sich das Mädchen dem Burschen an die Brust.

Dieser selbst auch ist lautlos; schmerzlich zuckt es in seinen Zügen, fast finster blickt er auf's dunkle Köpfchen nieder und nur lässig hält er die zitternde Huldgestalt in den Armen.

Darauf schiebt er sie jäh von sich, um ihres Blickes habhaft zu werden, und spricht dumpf: „So steht's also mit uns? Ich konnte mir's ja denken, dass du mich aufgibst."

„Red' nicht so hart zu mir!" flehte das Mädchen. „Kommt es mir doch ohnehin schwer, o, so schwer an, dass ich Tag und Nacht nicht das Lied aus dem Sinn bringe ... weisst: „Es kommen wohl öfter zwa Liebe nöt z'samm'!" Und du weisst nicht, wie viel ich weine dabei."

Dieses rührenden Umstandes gar nicht achtend, fuhr der junge Mann fort: „Es ist also schon völlig ausgemacht?"

Das Köpfchen emporwerfend, erwiderte nun auch das Mädchen mit einigem Trotz: „Nichts ist ausgemacht."

„Er hat doch schon angehalten um dich?"

„Nicht mit einem Sterbenswörtchen!"

„Aber dergleichen geredet hat er, dir schön gethan hat er; er ist wohl gar schon recht zudringlich gewesen, der Garstige?"

„Schäme dich, Franz, dass du so 'was von ihm denken kannst, und gar . . . dass ich es litt'."

„Ja, woher weisst du's denn nachher, dass er's auf dich abgesehen hat?"

„Die Mutter sagt's, und alle Leut' im Markt sagen es, und wo ich geh' und steh', wird mir's zu Gehör geredet, und so muss ich's wohl selber auch glauben."

Nun kannte sich der Bursch nicht mehr aus. Sein barscher Ton war nicht länger am Platze. In der Verlegenheit fand sich kein besseres Auskunftsmittel, als dass die beiden Liebenden, einander möglichst nahe, vor dem Kreuze auf und nieder gingen, obwohl das Wäldchen da die grösste Blösse hat und die Vormittagssonne dieselbe keineswegs ausser Acht liess.

„Wir könnten also doch noch zusammenkommen?" begann der Bursch nach längerem Nachsinnen.

Traurig lautete die Gegenfrage: „Wenn die Frau Mutter als Wirthschafterin oder Kindsfrau einen Platz findet, ich den nächst-

besten Dienst annehmen muss und Victor im Kloster bleibt, obwohl er lieber Mediciner werden möchte? Der Vater hat uns nichts hinterlassen; du weisst ja, er hat ein bischen gern gespielt — aber nur die letzten Jahr' her! Wir haben schon hin und her gedacht, lieber Franz, und am Ende muss ich noch froh sein, wenn er mich nimmt."

„Hast du ihn denn auch gern?"

„Wie einen Vater, ja, aber nicht . . ." und das Mädchen erröthete. Hastiger fuhr es fort: „Wie's nur kommt, dass man Einen recht gern haben kann und doch nicht leiden möcht'?"

Darüber wusste auch Franz keinen näheren Aufschluss. Und wieder hatten die wandelnden Beine eine Pause auszufüllen. Aber man ging nun Hand in Hand, als wollte man trotz alledem nicht von einander lassen.

Auf ein Bänkchen tiefer im Schatten sich niederlassend und die Geliebte sanft an seine Seite ziehend, begann Franz weich:

„Du musst mich halt vergessen, wenn du Schulmeisterin bist.“

„Nie, nie, Franz, so wahr mir Gott helfe!“ rief das Mädchen aus, emporfahrend. „Und du, Franz, musst heiraten, musst glücklich werden, und das wird mein Trost, mein einziger Trost sein.“

Die letzten Worte gingen in ein erneutes Schluchzen über, und wieder warf sich das arme Kind dem Geliebten an die Brust.

Und als hätte sie mitten im Schmerz ein heiteres Glück geschaut, richtete sie plötzlich das Haupt empor, und mit Thränen im Aug', aber lächelnden Mundes sagte sie: „Ja, Franz, du wirst heiraten, wirst glücklich werden, und nicht wahr, ein's deiner Kleinen wirst du nach mir nennen, zum Zeichen, dass du mir nichts nachträgst?“

„Lass' das, Vefi, lass' das!“ wehrte der junge Mann, selber der Rührung kaum sich erwehrend. „Ich weiss besser, was sich für mich schickt. Armen Leuten geht's ja selten so gut, dass sie ein Glück um's andere

vergessen könnten. Und ein bischen wirst du doch immer noch an mich denken dürfen. Ich bleibe, wie ich bin, auf dass du weisst, dass Einer mit dir trägt. Es ist auch weiter nichts dabei, denn der St. Georgner Lehrer ist kein fetter Bissen.“

Der Nachsatz klang wieder herb, und das Mädchen kannte selbst auch zu gut die Noth, als dass ihm ein abschwächendes Wort hätte kommen sollen.

Sie sassen neben einander, hielten sich bei der Hand und blickten, Eines wie das Andere, für sich vornieder.

Und stiller, als vorher, und ohne die Augen aufzuschlagen, bemerkte Franz mit einer leidenschaftlichen Regung, zugleich aber doch so, als sollt' es wie selbstverständlich klingen . . . seine Stimme zitterte: „Und rechtschaffen bleiben müssen wir doch auch?“

Das Mädchen erglühte; noch tiefer das Köpfchen senkend sagte es so fest als traurig, obzwar das Wort nicht über die Lippen wollte: „Ja, Franz, und ganz gewiss!

Ich könnt' ihm keine Schand' anthun; er ist ein braver Mann . . .“

Wieder ein Stundenschlag . . . schon 10 Uhr? Vefi springt auf; sie muss an den Kochherd. Was müsste man sonst von ihr denken? Und zu dem übergrossen Herzeleid auch noch ein bösartiges Gerede?

„Ich sage lieber: Gott tröst' dich! als: Viel Glück!“ spricht tonlos Franz, die Hand loslassend und sich abwendend.

„Franz, nicht so! Um Alles in der Welt nicht so!“ schreit das Mädchen auf. „Franz, noch bin ich frei; da nimm meinen liebsten Kuss für Zeit und Ewigkeit! . . . Und jetzt schau', dass du gut heimkommst. Nur heute lass dich im Markte nicht blicken.“

Und getrennt, wie sie gekommen, so schieden sie.

Nachdem Franz weit oberhalb der Mauth die Thalsohle überschritten, und als er schon wieder den jenseitigen, bergenden Wald hinanstieg, hielt er plötzlich. Er wendet sich, er blickt zurück und einen Juhschrei lässt er zu Thal erschallen. „Noch

glaub' ich's nicht, noch glaub' ich's nicht!" sagt er sich, den befreienden Ruf aus enger Brust rechtfertigend. „Erst wenn sie mit ihm vom Altar zurückkehrt, ist das Unglück fertig; noch geb' ich mich nicht darein, noch nicht!" Der trübe Blick stimmt allerdings wenig zu dieser Zuversicht. Ist der Abschiedskuss so süss gewesen, dass er ihm zu Kopf gestiegen? —

Einige Zeit nach diesem traurigen Stelldichein kam es im Schulhause zu einem kurzen, aber bedeutsamen Auftritte.

Sorgfältigst gekleidet fand sich Zechner zum gemeinschaftlichen Frühstück ein. Sein Wesen war gemessener und feierlicher als sonst. Schon sein Morgengruss hatte anders geklungen. Und wenn die Frauen zurückdachten, so mochten Tag und Stunde verhängnissvoll erscheinen. Die ungewöhnliche Art, wie sich der Freund heute gab, hatte denn auch das Mädchen erblassen, die Mutter vor innerer Aufregung zittern gemacht.

Beim Kaffee ging es still ab; nur einige Verlegenheitsworte wurden gewechselt.

Zechner erhob sich auch früher, und die Frauen getrauten sich nicht, ihn zu fragen, warum. All' die Zeit her war sonst das Beisammensein in den Mussestunden ein trauliches, ein herzlich-plauderseliges gewesen, so weit dies nämlich der heimliche Kummer von Mutter und Tochter zugelassen. Und heute? Was beengte die Herzen? Ist's denn so schwül im netten Stübchen?

Auch heute führt Zechner nichts Arges im Schild; er lächelt und seine freundlichen Augen leuchten schalkhaft, fast listig-überlegen.

Sein Wort freilich will um so gewichtiger lauten, wenn's auch nicht völlig sicher tönt.

Stehend, zu Frau Margreth gewendet und sich vor ihr verbeugend, beginnt er: „Verehrte Frau, dass ich kein Adonis bin, sehen Sie leider zur Genüge. Ich bin zu Jahren gekommen und was Uebermuth, was tolle Streiche sind, wissen Jene besser,

welche eine ungehemmte, glückliche Jugend hatten. Zu Schmeichelworten ist meine Zunge wenig geschult, aber zu stiller, aufrichtiger Werthschätzung neigt mein beschaulicher Sinn. Und lassen wir die jüngste Vergangenheit reden, so traurige Erinnerungen auch noch hereinragen. Wie ich glaube, haben wir einander kennen und vertragen gelernt. Wir haben sogar nicht übel gewirthschaftet, Frau Margreth, und dass es immer so bleibe, so lange wenigstens, als wir selbst ein Absehen haben, ist mein verwegener Wunsch. Dieses kostbare Beisammensein däucht mir aber nur möglich, wenn Sie wieder in die vollen Rechte und Würden einer Frau Schulmeisterin treten, hierlandes und hierorts . . . Freilich müssen Sie dabei Hand und Herz Ihres buckligen Freundes mit in den Kauf nehmen. Beides biet' ich Ihnen treulich . . . sagen Sie Ja, Frau Margreth!"

„Wie, ich, Herr Zechner?" rief die Witwe voll masslosen Erstaunens aus. „Ich? . . . O, spotten . . . Sie meiner nicht,"

wollte sie hinzufügen, aber die Worte versagten ihr. Die Ueberraschung war so gänzlich unerwartet, dass die bescheidene Frau davon überwältigt wurde.

Vefi aber war aufgesprungen und dem Hausfreunde um den Hals gefallen. Ein solches Ungestüm der Empfindung war in dem jungen Wesen! Freudenthränen benetzten seine Brust. Sprechen konnte sie nicht. Was sie fühlte, war wie Befreiung, war, wie wenn ein Stein ihr vom Herzen gefallen. Was hätte sie sagen können, das sich, im Grunde genommen, nicht würde ausgenommen haben wie eine Kränkung?

Zechner wehrte dem raschen Kinde, indem er gutmüthig sagte: „Ich kenne dich, Schalk! Der buckligen Sorgen bist du nun los und ledig. Aber an dich kommt später die Reihe . . . Labe die Mutter, reich' ihr ein Glas Wasser, dass sie zu sich komme. Siehst du, welches Unheil mein Höcker anrichtet, selbst wo er als überflüssiger Tournister eines Herzens auftritt, das den Freunden wohl will!“

Aber Frau Margreth blickte auf und lächelte glücklich und reichte dem Werber die Hand und sagte innig: „Was kann ich Dir sein, edler Mann? Nimm vorlieb! Was ich an Liebe, Verehrung und Sorgfalt aufbringen kann — Dein sei Alles.“

Zechner küsste Frau Margreth Hand und Mund und sagte: „Ich war so eitel, ein günstiges Ergebniss meiner Werbung vorauszusehen. Nicht wahr, liebe Frau, wir wollen es kurz machen, und es soll bescheiden hergehen? Darnach will ich nun die Vorkehrungen treffen. Vefi kriegt selbstverständlich ihren Georgner; und damit der Pfarrer mehr Freud' habe, und damit es unserem Zuge an lebfrischen Gesichtern nicht fehle, sollen sie gleichzeitig mit uns vor den Altar treten. Bist Du zufrieden, Vefi? Mein Collega droben ist es bereits. Es ist just kein Schade, dass du ein wenig um ihn gebangt und dich mit mir nicht oberflächlich beschäftigt hast . . .“

Dabei richtete er einen so sonderbaren,

vollen Blick auf das Mädchen, als wüsst' er um das ganze Geheimniss des Fichtenwäldchens. Vefi hielt ihn unbefangen aus und beugte sich, um, wenn nicht den strengen Mund, so doch die liebevoll ordnende Hand zu küssen.

Zechner erwiderte diese Huldigung mit einem Kuss auf die Stirn. Dabei fuhr seine Hand leise über Scheitel und Rücken des schlanken Kindes.

„Noch Eins, liebste Beide!“ sagte er und legte den Zeigefinger an den Mund. „Unsere Freunde im Marktflecken sollen die Neuigkeit erst von der Kanzel herab erfahren; sie mögen sich dann ein Bischen auf die Zunge beissen. Namentlich verrathe Du Dich nicht zu früh, lebhaftes Ding, das Du bist, Vefi!“

Und darauf ging der würdige, wohlwollende, herzensbescheidene Mann Schule halten.

Als Zechner und Frau Margreth als Brautpaar verkündet wurden, entstand unter der Kanzel trotz der Heiligkeit des

Ortes und der Stunde ein solches Kopfwenden, Herandrängen, wechselweises Zeichengeben und Flüstern, dass der Pfarrer, um Ruhe zu gebieten, auf den Rest der Formel ungewöhnlichen Nachdruck legte. Dabei konnt' er sich selber eines flüchtigen Lächelns kaum erwehren, das sich aber eher mitleidig als hochmüthig ausnahm.

Bis das zweite Paar verlautbart wurde, mochte sich manch' ein Niederträchtiger immerhin noch denken: „Aha, die Alte nimmt er und die Junge behält er mit im Haus!“ Aber Franz und Vefi kamen muthig nachgerückt und wurden gleichfalls ein für allemal verkündet. Und so musste der letzte Rest von Argwohn schwinden.

Auf diese Ansage erfolgte denn auch eine grosse Stille in der Kirche. Wirkte die Kunde so überraschend? Fühlten sich die Leichtfertigen beschämt?

Zechner und die Seinen hielten sich zurückgezogen auf dem Musikchor. Sie waren hier nicht allein, aber die Mitan-

wesenden zählten zu der engeren Gemeinde des Schulmeisters und ihre dargebotene Rechte bedeutete einen ehrlichen Glückwunsch.

Als man die Kirche verliess, waren natürlich die beiden Brautpaare der ausschliessliche Gesprächsstoff. Die Männer behalfen sich vorwiegend mit der Bemerkung: „So ist's ohnehin auch besser," womit sie wenigstens miteinbekannten, dass sie sich verrechnet hatten.

Anders die Weiber. Sie wollten nichts weniger, als Alles haarklein vorausgesehen haben. Sie hätten das eitle Ding, die Vefi, nur ein wenig zum Besten gehabt, redeten sie sich ein. Weiberlogik setzt ja mit einem tänzelnden Sprung über Alles hinweg.

Der Trauung folgte ein bescheidener Festschmaus. Bei demselben fand sich aber ungeladen und unerwartet der Pfarrer ein. Das war eine Auszeichnung und erregte nicht geringes Aufsehen. Denn Pfarrer Gerhab war bereits alt, lebte sehr zurückgezogen und des Falles, dass er an

einer Hochzeit theilgenommen hätte, wusste man sich kaum zu erinnern. Kam er diesmal, weil keine lärmende, tollende Lustbarkeit in Aussicht stand? O, er hat auch einen Trinkspruch in Bereitschaft und dieser gibt tieferen Aufschluss.

Als es an der Zeit war, stand er auf und sprach: „Es ist eine Schwäche unseres Geistes, dass wir gemeiniglich das nahe Gute verkennen und das entfernte überschätzen. Nemo propheta in patria, sagt der Heiland, und wie ihm in der Vaterstadt Neid und Missgunst an den Leib rückten, ist bekannt. Ich will nicht in den Predigerton verfallen, und was der Seelsorger Ihnen, den heute Vermählten, an's Herz zu legen hatte, ist bereits gesagt worden. Als mitfröhlicher Gast hab' ich hier andere Rechte, und ich will meinem Glückwunsche eine Anerkennung, ein Lob beifügen, das ich mit jener Autorität vertrete, welche mir ein reiferes Alter, eine längere Erfahrung, ein ruhiges Urtheil und die natürliche Unbetheiligtheit an dem, was den Ausschlag

gibt, verleihen. Ich betrachte mich als Ihren Mitbürger und darf mir wohl ein Wort zu mehrerer Werthschätzung eines Mannes erlauben, den wir mit Stolz den Unseren zu nennen Ursache haben, von heut' ab noch sicherer als je zuvor. Derselbe ist eine Zierde seines Standes; derselbe hat sich um die Kenntnisse und die Gesittung unserer Jugend Verdienste erworben, die weit über den Massstab der Pflicht hinausragen; derselbe ist mit Rath und That unserem Gemeinwesen an die Hand gegangen und hat unser geselliges Leben verschönt; derselbe ist ein Menschenfreund und hat als Weiser sein eigenes sowie seiner Lieben Lebensglück berathen. Unsere Pflichten ergänzen einander und ich betrachte, ich achte ihn schon längst als hochherzigen Genossen, als einen würdigen Mitarbeiter, der ein gutes Stück Rüstigkeit vor meiner Gebrechlichkeit voraus hat. Sein Vertrauen kann bei mir auf Gegenseitigkeit rechnen, und wenn er eines alten Kameraden bedarf, reiche ich ihm gern

die Freundeshand. Und so erheb' ich denn das Glas auf das Wohl unseres verehrten Zechner, auf das Wohl aller seiner Lieben und Getreuen."

Dieser Trinkspruch bekräftigte einen gedeihlichen Schulfrieden, wie solcher in jener Zeit zu den glänzenden Ausnahmen gehörte; dieser Trinkspruch gab einem Freundschaftsbündniss Ausdruck und Weihe, das eine Seltenheit war, ein hohes Genüge in sich barg und sich nach aussen fruchtbar erwies. Der Pfarrer brauchte sich nicht sonderlich herabzulassen, denn der Schulmeister überragte trotz seines Höckers die Fachgenossen nah und fern; die Tage waren reich an erfreulichen Umgestaltungen, an Bildungen, welche eine bessere Zukunft versprachen, und geistesrührige Männer stehen gern zusammen, wenn es gilt, solche Zeichen der Zeit zu deuten.

Bald war es nicht mehr auffallend, Seelsorger und Schulmeister in eifrigem Gespräch unter den Obstbäumen des Pfarrgartens auf und nieder wandeln zu sehen,

und was die beiden Männer sich da gedanklich zurechtlegten, bethätigte sich meist nützlich im praktischen Leben.

Pfarrer Gerhab war ein Priester vom alten Schlage, war noch des jetzt so arg verschrieenen josephinischen Geistes voll, obwohl er bereits seit seiner Geburt die Luft des 19. Jahrhunderts athmete. Ein Bildungsfreund, wusst' er sich im Einklang mit den ernsten Denkern, welche Gott, Seele und Unsterblichkeit um des menschlichen Fortschrittes willen postulirten. Dass Wissen und Glaube unversöhnliche Gegensätze, hielt er für eine beiden abträgliche Voreingenommenheit. Die Humanität betrachtete er als das gemeinschaftliche Arbeitsfeld von Religion und Philosophie. Philosoph könne und solle auch der Priester sein. Die Religion sei erhaben über der Dogmen Wandelbarkeit, wie denn auch letztere sich als historische Thatsache nicht bestreiten lasse. Zum Denken, Selbstdenken müsse die Erziehung führen, als dessen höchste, transscendentale Blüthe sich die

Vernunft einstelle. Zwischen ora und labora habe die Erholung, das Vergnügen einen berechtigten Platz und es handle sich nur darum, Letzteres zur Gesittung zu veredeln. Der Staat werde sich immer mehr und höherer Aufgaben bewusst, es lohne daher, sich als Bürger zu fühlen. Der Adel könne als Familienpietät und als Ansporn zu persönlicher Tüchtigkeit noch von Werth sein. Das Leben verwickle und erschwere sich, daher müsse man die Jugend mit immer besseren Kenntnissen ausrüsten. Tugend sei nicht immer auch Verdienst und der Denker nicht schon ein Weiser. Ein Menschenfreund aber sei, wer Anderen das Leben erleichtert und sich selbst zu bescheiden weiss.

Derart waren die Meinungen und Grundsätze des Pfarrers, und der Schulmeister traf meist mit ihnen zusammen, wenn er auch in der Klärung und Ordnung von Begriffen minder bewandert war.

Solche Männer konnten von den grossen Schöpfungen der Sechziger-Jahre: Staats-

verfassung, Gemeinde-Autonomie, Neuschule nicht überrascht, nicht unvorbereitet befunden werden. Nicht die grosse Woge des öffentlichen Lebens schlug zum Land, zum Thal herein, wohl aber ein entfernter Wellenring streifte und bespülte den Marktflecken. Das genügte auch; vollauf gab es zu denken und zu thun.

Die neuen Einrichtungen setzten Fähigkeiten und Uebungen voraus, die bisher brach gelegen; Opfer wurden verlangt, die erst in der Folge Wucherzinsen tragen sollten. Persönliches Hervortreten ward erforderlich, das doch während der ganzen Zeit der staatlichen Bevormundung übel vermerkt worden.

Im Pfarrhof und im Schulhaus war patriotische Einsicht und Begeisterung zu finden; von da gingen gute Rathschläge aus und die Spaziergänge im Pfarrgarten gelangten zu einer Bedeutung, welche vielfach gestaltend in die Verhältnisse eingriff.

Zechner nahm sich des jungen Bürgermeisteramtes an und wurde Gemeinde-

Schreiber — Gemeinde-Secretär nannten ihn die dankbaren Mitbürger.

Der Pfarrer grollte der Neuschule mit nichten; er gab vielmehr unzweideutig zu erkennen, dass er das Gedeihen dieser edlen Freigelassenen wünsche, die sich desshalb keineswegs von Gott abzukehren brauche, weil sie der Welt mehr Rechnung trage.

Als der Schulmeister, welcher nun Oberlehrer hiess, die Abtrennung des Chor- und Messnerdienstes vom Schulamte zur Sprache brachte, entgegnete ihm sein geistlicher Freund: „Nichts da! Wir kennen die Gegensätze und Befürchtungen nicht, welche diese Scheidung zur Voraussetzung hat und welche andern Orts sich auch fühlbar machen mögen. Ihre Einkünfte stehen mit Ihrer gemeinnützigen Thätigkeit noch immer in keinem rechten Verhältnisse, und ich sollte zugeben, dass sie sich vermindern?“

So blieb Zechner nach wie vor auch Orgelspieler und Messner, in letzterer Eigenschaft durch den Weber-Sepp ver-

treten, der von ihm keineswegs kurz gehalten wurde.

Die Schule aber war und blieb seine Hauptsorge und Herzensangelegenheit. Er war so glücklich, dass er an dem Unterlehrer eine gleich rege Kraft fand. Beide überboten sich im Eifer, den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Sie vertieften sich in den erweiterten Lehrstoff und erwogen dessen zweckmässigste Ausmünzung im Kleinen; sie achteten auf fachmännische Winke und Erfahrungen in Zeitschriften und bei den Conferenzen, welche sie gewissenhaft besuchten; sie erprobten jede Vereinfachung der Methode und hiessen die neuen Lehrmittel willkommen; sie leiteten Luft und Licht in die Schulstuben wie in die Köpfe der ihnen anvertrauten Jugend.

Das Lehrzimmer glich bald einem Museum im Verhältniss zu früher und der Ansatz zu einer Schulbibliothek ergab sich fast von selbst; die des Marktfleckens war eine der frühesten ländlichen Schulen,

welche eine dritte Classe abzweigten und — hier in der Schwester des Unterlehrers — eine ordentliche Industrielehrerin gewannen.

Alles war freilich nicht Gold an dem neuen Schulgesetze; aber wer stiess sich an den Schlacken, da, wo der Reingewinn ein so köstlicher war? Die junge Pflanze entwickelte auch Wassertriebe; aber diesen konnte gesteuert werden und das Mark erwies sich als gesund. Die Schule war nicht länger eine Magd der Kirche, doch diese konnte an ihr im Hinblicke auf das gemeinsame Ziel der sittlichen Veredlung des Volkes eine treue Verbündete haben. Der Lehrer brauchte fürder nicht im Gefolge der Clerisei bescheiden hinterher zu schleichen; er hatte eine ehrenvolle selbstständige Stellung, welche ihm nur die früheren Gewalthaber neiden konnten. Der Staatsbürger hat an der Schule ein weit lebhafteres Interesse als weiland der bevormundete Unterthan, und wo man für das Leben lernt, hat allerdings der grosse Katechismus Raum zu geben.

O, es ist begreiflich, dass den Lehrerstand bei dieser Wendung zum Besseren ein seltenes Hochgefühl durchpulste und dass bald ein Geschlecht regsamerer Geister dankbar und achtungsvoll zu ihm aufblickte! Und diese schönen Tage wurden im Allgemeinen würdig ertragen, so dass nur in vereinzelten Fällen eine krankhafte Wucherung des berechtigten Selbstgefühls zu Tage trat. Lehrerdünkel heisst dieses Aftergebilde, und es ist verwandt mit der geckenhaften Entartung der Halb- und einer jeden zu eingeengten Fachbildung. Auch diese Wucherpflanze darf nicht Wunder nehmen. Geschah's doch namentlich nach den Preussensiegen, dass der deutsche Schulmeister zum Losungswort wurde und die Lehrereitelkeit sich eine Zeit lang einer geradezu künstlichen Züchtigung zu erfreuen hatte.

Zechner und die sich mit ihm in die Schule theilten, waren eifrige und beschei-

dene Arbeiter.

Aber gerade die arbeitsamen und rüstig-

sten Jahre entschwinden dem Menschen auch am raschesten. Kaum gewahrt er ihre Flucht. Gelangt er jedoch an eine Wendung, vermisst er plötzlich einen treuen Gefährten, dann hält er inne, wendet den Blick und sieht mit Wehmuth, welch' schönes Stück Weges er zurückgelegt. Und nun wieder vorwärts! Aber es geht einsamer; für den verlornen Genossen findet sich kein Ersatz und der geminderten Lust, der lässigeren Kraft erscheint die weitere Bahn rauh und unfreundlich.

Zechner musste sich mehr und mehr darauf gefasst machen, seinen Freund, den Pfarrer Gerhab, zu verlieren. Lag derselbe an einer schweren Krankheit darnieder? Waren seine Tage gezählt?

Möglich, dass ihn der Tod unversehens fällt. Aber noch zählt der würdige Herr zu den Aufrechten, wiewohl er schon ins Greisenalter getreten. Nicht zu sterben gedenkt er schon, wohl aber von Amt und Pfründe zu scheiden, wohl aber freiwillig zu resigniren.

Dieser Entschluss erscheint um so befremdlicher, als Gerhab keine fettere Dechantei, keine gemächliche Domherrenpfründe in Aussicht hat. Er will sich mit dem traurigen Vicariat an der Spitalskirche in der Landes-Hauptstadt begnügen und lässt sich diesen bescheidenen Posten von einem Domherrn, seinem liebsten Gesinnungsgenossen von der Seminarszeit her, zumitteln.

Was ihn zu diesem Verzicht bewegt, lässt sich wohl einigermassen errathen. Er hat mit seinen Caplänen der Reihe nach in den letzten Jahren Verdruss gehabt; der Wind, der aus den Seminarien und bischöflichen Kanzleien herweht, gefällt ihm schon lange nicht mehr; er ist hohen Orts als Lauer und halber Ketzer angeschrieben; der „schwache“ Mann, der sich mit der Neuschule vertrug, gab den Eiferern Aergerniss; er stand im Wege, denn sonst wäre dieser Theil des Berglandes für die nächsten Wahlen wohl längst schon ein richtiges schwarzes Viertel. Ein Pfarrer,

welcher dem Concordat keine Thräne nachweinte und an dessen Wiedererweckung — ruhig verzweifelt, kann doch nur mehr auf ein unschädliches Ruheplätzchen Anspruch erheben! Ins Ausgeding mit ihm!

Eines Morgens sagte der Pfarrer zu Zechner, der längst in dessen Absichten eingeweiht war: „Lieber Freund, es wird Ernst! Ich möchte Sie für die nächsten Feiertage ersuchen, mit mir die Schriften des Pfarramtes durchzugehen, sie zu ordnen und zu verzeichnen. Sie sind rühriger und haben noch gute Augen. Mein Nachfolger soll mit meiner Gebahrung leidlich zufrieden sein. Altes ist wenig da und viel hat sich seit dem grossen Brande nicht angesammelt.“

„Und muss es denn sein, edler Herr und Gönner?“ entgegnete der Oberlehrer. „Was die Gemeinde verliert, wird sie nur zu bald inne werden, und sie wird Ihnen den Abschied nicht leicht machen. Wir und die arme Jugend sehen einen hochsinnigen Schulfreund scheiden und müssen uns auf einen entschiedenen Gegner gefasst machen.“

Und die beiden Männer lenkten wieder unter die weitschattenden Bäume des Pfarrgartens, der Eine gebeugt und bescheiden, lauschigen Wesens; der Andere eine vornehme Erscheinung, die sich noch ohne sichtliche Anstrengung gerade hielt. Kein Zug daran deutete auf äussere Vernachlässigung oder ethische Verbauerung, vielmehr kamen in Gang und Geberden noch die Formen feineren Verkehres zum Vorschein, wie solcher aus schöneren Tagen und gewählten geselligen Kreisen her zeitlebens dem Pfarrer Gewohnheit und Bedürfniss geblieben. Sein Haar, kurzgeschnitten, wies keine Blösse auf und zeigte den reinen Schnee des Alters. Keine Falte seines Gesichtes berührte unangenehm; sein Profil hatte auf Kosten des Ebenmasses einen bedeutsameren Ausdruck gewonnen. Zu der Denkerstirn stimmte der feste, doch keineswegs harte Blick, wiewohl die Brille die natürliche Magie des grauen Auges etwas beeinträchtigte. Die Hand war wohlgeformt, erschien aber nicht weichlich. Das

Schuhzeug — keine Kanonenstiefel — verrieth noch immer, dass es über einen guten Leisten geschlagen worden. Der schwarze Anzug bestand aus einem langen Rock, Pantalons und einer Weste, die das blendende Collare frei liess. In männlicher Jugend musste Gerhab eine auffallend schöne und für Frauenaugen gefährliche Abbategestalt gewesen sein, und so noch, wie er sich jetzt gab, durfte er unbefangen in städtische Kreise treten.

„Wozu könnt' ich wohl noch taugen?“ erwiderte er auf den Einwand des Getreuen. „Den Sturm kann ich nicht beschwören, ihn nicht einmal von diesem lieben Thale ablenken. Ich möchte unvergälltеMusse haben, von der schönen Natur, der untrüglichsten Offenbarung Gottes, von der Menschheit, welcher ich wohlwollte, und von einigen mir theuer gebliebenen Büchern Abschied zu nehmen. Das kann ich dort leichter als hier, welcher Platz nicht nur begehrenswerth ist, sondern denen auch für wichtig gilt, die jetzt in die Sorge

um das Reich Gottes auch weltliche Händel mischen. Diesen steh' ich nicht mehr zu Gesichte und ihre Art ist nicht die meine. Sie sind aber vor der Hand mächtig und ich, der keinen neuen Umschwung der Dinge mehr zu erwarten hat, ich weiche.

Ich habe Zugeständnisse gemacht, welche nicht nach meinem Geschmacke sind. Steht nicht vor der Kirche das Missionskreuz der Wanderprediger, welches nicht undeutlich besagt, dass man zeitweilig die ständige Seelsorge für unzureichend erachte, oder dass man auf grelle Farben, auf theatralisches Geschick in der Verkündigung des Wortes Gottes besonderes Gewicht lege? Oder verträgt unsere kleine Bevölkerung noch mehr Betvereine und marianische Standesbündnisse, als in den letzten Jahren meine Capläne schon aufgerichtet haben?

Sie erziehen nur Kopfhänger, ohne die Moralität zu heben — die unerbittliche Statistik beweist es; sie zünden den Leuten die Hölle auf, ohne ihnen das Leben erträglicher zu machen. Und welches Bil-

dungsgenüge die Herren haben! Statt der Gründe Kraftworte, anstatt einer geordneten Beweisführung Rabulistik.

Eifer ist gut und löblich, aber er muss den Herzen entstammen, vom gesunden Verstande sich lenken lassen und darf nicht im Ehrgeize wurzeln. Sie wollen aber Carrière machen, und auf politischem Gebiete nicht zuletzt. Daher hier ein Rufer, der von der Kanzel auf die Gasse hinaus spricht, und dort ein Anderer, Jenen womöglich noch überbietend.

Der Seelsorger hat vor Gott und seinem Gewissen die ihm anvertraute Gemeinde zu vertreten. Das ist nichts Geringes, und doch genügt es jenen Streitbaren nicht; denn sie werfen sich in den Rathsstuben auf Machtfragen und wollen Theil haben am Machtbesitz, und sollte derselbe auch erkauft werden müssen durch widrige Bündnisse. Daher die betrübende Erscheinung, dass unsere Priester, mit seltenen Ausnahmen, sobald sie auf die weltliche Arena hinaustreten, das Heimische, das

Angestammte vernachlässigen, wenn nicht gar verrathen, um dem Fremden anzuhangen. Das Volk, um dessen Vertrauen sie sich bringen, wird ihnen das gedenken. Es ist dies ein verhängnissvoller Weg, wieder zu derjenigen Herrschaft zurückzugelangen, welcher Zeit und Menschheit entwachsen sind.

Ich sage Ihnen damit nichts Neues, lieber Zechner! Das Heiligthum bleibt, aber die Sionswächter' sind Andere geworden. Sie treiben es stark korybantisch und das verleidet mir, länger mitzuthun. Bis die heilige Besatzung wechselt, bin ich aber längst nicht mehr.

Sie werde ich schwer missen, Freund! Aber für Sie ist es noch nicht Abend geworden; indem Sie fortwirken, die neue Schule zu Ehren zu bringen, thun Sie das Ihrige, die Anschläge ihrer Feinde zu vereiteln. Nicht aus der Schule selbst erwächst ihr der Widerpart — und das mag sie trösten.

Meine liebe Gemeinde verlass' ich ungern.

Sie hat Nachsicht gehabt mit meiner Jugend und meinen Schwächen. Sie weiss aber auch, wie sehr ich dieselben zu sühnen bedacht war; sie weiss, dass in meinem Hause nicht die Schande herbergte und dass meine Losung nicht lautete: Haben und Herrschen.“

So rechtfertigte Pfarrer Gerhab dem Freunde gegenüber seine Entsagung. Er stiess nicht laute Klagen aus, er hielt mit der Schärfe des Tadels zurück und gleichwohl verstummte der kleine gedankliche Mann, einsehend, dass gegen so gewichtige Beweggründe nicht aufzukommen sei.

Als Zechner sich mit der Durchsicht und Ordnung des Pfarrarchives beschäftigte, stiess er auf ein Document, welches ihn in seiner doppelten Eigenschaft, als Vorsteher der Schule wie als Gemeindesecretär, lebhaft berührte. Das Schriftstück handelte nämlich von der Erbauung des Schulhauses, und dass dasselbe hauptsächlich der schulfreundlichen Grossmuth der umliegenden Eisengewerken zu danken sei, wie dass

diese Wohlthäter, die Bauherren, das Haus der Marktgemeinde ins Eigenthum überantworten.

Das Schulhaus stand also schon vor dem grossen Brande. Damals blühte die Eisen-Industrie im ganzen Lande und die Eisenjunker waren nicht nur reich, sondern thaten gelegentlich auch ihren Säckel auf. Das Aussehen des Schulhauses selbst stimmte vollkommen damit überein mit den Schnörkelgiebeln, den Stuckornamenten und dem doppelfarbigen Mauerbewurf, darein jene Bauherren ihre Werkstätten und ihre Herrenhäuser zu kleiden liebten.

Die Urkunde fand sich in duplo vor, mit der ausdrücklichen Weisung, dass dieses eine Exemplar bei der Gemeinde und jenes andere im Pfarrarchiv zu hinterlegen sei.

Dass beide Ausfertigungen sich hier beisammenfanden und dass die eine derselben ihre Adresse verfehlt hatte, mochte auffallen, erklärte sich vielleicht aber aus dem Umstande, dass damals, als die Urkunde

aufgesetzt wurde, die Gemeinde noch keinen inneren Kern und Halt hatte.

Jetzt standen die Sachen anders. Die Marktgemeinde war eigenberechtigt und wahrte eifersüchtig ihr Besitzthum wie ihren Wirkungskreis. Sie hatte eine geordnete Kanzlei und eben Zechner war ihr Schriftwart. Dieser fand die ein werthvolles Gemeinde-Eigenthum beglaubigende Urkunde und hatte ein natürliches Recht, dieselbe Namens der Gemeinde, deren Secretär und Archivar er war, an sich zu nehmen. Jeder Fund muss zurückgegeben werden, zumal wenn er selbst den Eigner namhaft macht.

Zechner steckte daher unbedenklich das Schriftstück zu sich, nachdem er sich ja vergewissert hatte, dass es das rechte Exemplar war. Die andere Abschrift vermerkte er auf's Genaueste im Verzeichniss, welches er über die pfarramtlichen Actenstücke angelegt hatte. Schon wollt' er auch die Andeutung beifügen, dass er, Zechner, das der Gemeinde zugedachte Exemplar für dieselbe ausgehoben habe, aber die im

Pfarrarchiv verbleibende Abschrift hob ja ausdrücklich hervor, dass das gleichlautende Geschwister bei der Gemeinde erliege oder doch zu erliegen habe. Wozu also unnöthige Weiterungen? Es gab noch viel zu ordnen und darunter leicht auch Wichtigeres. Selbstverständlich arbeitete Zechner überdies unter den Augen des Pfarrers, der die Sache nicht oberflächlich abthat.

Von der Pfarrgemeinde nahm Gerhab von der Kanzel herab Abschied. Die Kirche war überfüllt und Diejenigen, welche nicht mehr eindringen konnten, umstanden dicht gedrängt die offenen Thore, um ja noch das ein' oder andere Wort der letzten Predigt zu erlauschen. Augen feuchteten sich, Thränen flossen, obwohl der priesterliche Greis nicht seichte Rührworte verschwendete, sondern den Seinen ein nahrhaftes geistiges Abschiedsmahl vorsetzte. Trennung schneidet tief ein, und sollte sie auch nur einen Riss in die süsse Gewohnheit bedeuten, oder dem friedlichen Nebeneinander ein Ende machen. Gerhab war

aber nicht nur gern gelitten, sondern geliebt und verehrt. Auch ohne Kanzelgepolter wirkte sein Wort, und um verstanden zu werden, hatt' er nie nöthig gehabt, sich gemein zu machen in der Ausdrucksweise — und sollt' es dem Worte Gottes wirklich anstehen, im Lodengewand einherzugehen, in blossen Hemdärmeln zu gebahren und sich gelegentlich gar auch aufzulümmeln?

Die Gemeindevertretung stellte sich gesondert ein und überreichte dem Scheidenden eine Dankadresse, sowie ein edles Schnitzwerk, eines Künstlers Arbeit, der den Marktflecken seine Heimath nannte. Glaube, Hoffnung und Liebe hielten sich hold und feierlich umschlungen, und für den Betschemel konnte nicht leicht ein sinnigerer Aufsatz gewählt werden, als diese Gruppe.

Die Schuljugend zog sauber und mit Schick auf. Gerhab vertheilte an sie Andachtsbildchen als Gedenkblätter — nicht blutrünstige oder buntdreiste, womit den Kindern leider so oft coloristisches und

ästhetisches Aergerniss gegeben wird. Den Lehrern ertheilte er als Abschiedswort den guten Rath, ihre persönliche Philosophie nicht in der Schule auszukramen; denn Derartiges werde gierig aufgegriffen, um daraus Angriffswaffen zu schmieden, sei's gegen die Unvorsichtigen, sei's gegen die edle Freigelassene, die Schule, selbst.

Die Männer umstanden ernst den Wagen; die Frauen hatten die Gärten geplündert und füllten ihn mit Blumen; die armen Leute wollten die gütige Hand des Menschenfreundes nicht los lassen; vom ziemlich unbeachtet dastehenden Amtsbruder war der Abschied kühl und förmlich; der Schulmeister stieg mit ein, und nun noch ein letztes Grusseswort, ein letzter Wink!

„Wo blieb doch nur Ihre liebe Frau?“ fragte Gerhab den Freund, der ihm bis zur Eisenbahnstation das Geleite zu geben sich ausgebeten.

„Sie ist schon seit einigen Tagen fort,“ antwortete Zechner etwas verlegen.

„Ich verstehe; gewiss hat sich wieder der

Storch mit einem Enkelkind eingestellt . . . Dass es Vefi so gut getroffen, freut mich; und Ihre eigene Wahl damals hatten Wohlwollen und Weisheit geleitet, welche immer lohnen, auch wenn sie ein geräuschvolles Glück schuldig bleiben — nicht wahr, Freund?“

„Ich möchte ein Lied vom braven Weib anstimmen,“ erwiderte der kleine Schulmeister warm; „an Margreth's Gemüth besitze ich einen Hausschatz, der nie versiegt, und die guten Stunden zählt man nicht. Insofern habe ich noch gar nicht rechnen gelernt.“

Gerhab nickte zufrieden.

„Und Victor hat seinen Weg gemacht?“

„Er ist noch Secundararzt im Allgemeinen Krankenhaus, hat aber schon eine ansehnliche Praxis nebenher.“

„Die ich, versteht sich, noch vergrössere. Er hat mir von jeher gefallen.“

„Ich achte namentlich seinen Freimuth und dass er nicht auf raschen Gelderwerb sieht.“

„Galenus dat opes, das kommt von selbst.

Und desto besser, wenn er dabei seiner kargen Tage eingedenk bleibt.“ . . .

So plauderten die Freunde. Auf das Storchmotiv einzugehen, hatte Zechner absichtlich vermieden; denn wo seine Frau stak, sollte noch früh genug an den Tag kommen.

Gerhab hatte seine Wirthschaft aufgelassen — er durfte das. In der Hauptstadt gedachte er klein und bescheiden zu hausen; denn das Alter kann sehr genügsam sein, wenn nicht unbemerkt die Selbstsucht mit grossgezogen worden. Eine bescheidene Frau als Dienerin liess sich wohl unschwer finden. Für die Studirstube und ein Schlafkämmerlein waren die nöthigen Einrichtungsgegenstände längst voraus.

Voraus war aber mehr als dies; voraus war auch eine recht liebliche Ueberraschung.

Als nämlich der resignirte Pfarrer mit leichter Habe und philosophischer Ruhe als Spitalsvicar vor seiner Wohnung anlangte, trat ihm von der Schwelle Frau Margreth, die Schulmeisterin, mit freundlichem Willkomm entgegen.

Gerhab errieth sogleich den Zusammenhang der Dinge. „Sie, edle Frau, als meine Quartiermacherin hier?“ rief er aus. „Gott lohn' es Ihnen! Der Einfall macht Ihrem Herzen Ehre und thut Ihrem alten Freunde wohl. Ja, ja, das Gemüth hat Genie; es erfindet trotz einem Poeten; ihm glücken Effecte, wie ober den Wolken der Sonne. Nun, so weisen Sie mich denn auch gleich, Frau Margreth, wie ich mich da zurechtzufinden habe; wo Ihr ordnender Sinn waltete, muss man sich ja sofort heimisch fühlen . . .“

Das war auch der Fall. Frau Margreth verstand die Kunst, eine Häuslichkeit traulich und schmuck zu gestalten; was sie stellte und legte, trat in klare und anmuthende Beziehungen zu einander; dem gleichgiltigen Raum flösste sie ein persönliches Interesse und gleichsam den Wunsch, zu gefallen ein; kein Kleid konnte dem Körper besser angepasst werden, als sie das Zimmer für den erwarteten Gast herrichtete. Ordnete sie diesen der Wohnung ein?

Stimmte sie letztere nach ihm? Beides hatte statt. Eintreten sollte der Gebieter und sich auch schon wohlig gebannt fühlen.

Gerhab lächelte und nickte. Was er aus dem Pfarrhause noch ferner um sich wünschte, hier war Alles schicklich vereint, Alles und Jedes aber auch an einem guten, wirksamen, an seinem angemessensten Platz.

Vor einem fremden, von tüchtiger Meisterhand gearbeiteten Kasten aus Zirmholz hielt er und blickte fragend die freundliche Führerin an.

Der Kasten stand im Schatten, auf dass die eingelegten Rothäste nicht zu sehr vorleuchteten. Harz- und Waldduft ging von ihm aus.

Frau Margreth öffnete ihn; er war auf und auf mit blendendster Weisswäsche gefüllt. Und wie diese geordnet, geschichtet und je nach der Zusammengehörigkeit mit Bändern umflochten war! Und welche feine, beharrliche und zierliche Arbeit die Schau-Enden aufwiesen! Das war ein eigenthümlich gewinnender, ein reinlicher, ein an

stille und innige Frauenart gemahnender Anblick.

„Ein Andenken der Lämmer und Schäflein für ihren vor der Zeit geschiedenen Hirten," erklärte die zeitweilige Schaffnerin.

Der Greis drückte ihr die Hand und sein Auge schimmerte feucht. „Melden Sie ihnen meinen Dank und dass ich sie segne wie ein Vater und Grossvater," sagte er. Gern hätte er hinzugefügt: „Auch das ist dein Werk, du Gute!" — aber er hielt das Wort zurück, um die bescheidene Frau nicht zu beschämen.

Als Frau Margreth schied, blickte ein rühriges Weiblein mit frischen Wangen und heiteren Augen fragend zur halbgeöffneten Thür herein. Dasselbe hatte doppelten Blüthenschnee auf dem Kopfe, denn die Haare waren nicht viel dunkler als das Häubchen darüber. Frau Sofi war eine nette, muntere Alte. Sie sollte hinfür den geliebten Herrn pflegen.

Und Frau Margreth hatte gut gewählt.

Und jetzt zum Nachfolger Gerhabs!

Es muss auffallen, wie die neue pfarrherrliche Zeit im Marktflecken zunächst auf Fischwasserpacht und Forellenpreise von Wirkung war. Führte Pfarrer Kohlmayer neue Fasttage ein? bestand er mit besonderer Strenge auf den alten? war sein Tisch leckerhaft? kam er selbst zum ersten Male in eine Forellengegend?

Der neue Pfarrer ist in den Bergen aufgewachsen, er ist ein Bauerssohn und das bäuerliche Wesen schlägt noch in seiner Erscheinung, in seinem ganzen Gehaben vor. Seine Gestalt ist gedrungen, seine Haltung lässig, sein Schritt schwer und wuchtig seine Geberde. Er ist ein Vierziger und auf seinem breiten Gesichte spiegelt sich nicht viel mehr als Gesundheit und Rüstigkeit. Doch ja, der Mund ist etwas eingekniffen und aus seinen kleinen Augen blitzt Klugheit — Bauernpfiffigkeit würde man gesagt haben, wenn er nicht so und so viel Schulen hinter sich gehabt und das geistliche Gewand getragen hätte.

Stirn und Nase sind wenig bedeutend,

das dichte, braune Haar liegt glatt auf und die thalergrosse Tonsur auf dem eckigen Scheitel ist einem rasch treibenden Grummetboden vergleichbar. Breit und stumpf sind seine Finger und der Nagel daran bleibt hinter seiner Aufgabe zurück, während ober dem Handgelenk schon eine etwas haarige Region anhebt, wie etwa eine glatte Wiese in Buschwerk und Niederholz verläuft.

Kohlmayer ist eine gesellige Natur; er zecht nicht ungern, er kegelt mit Lust und Meisterschaft, er spielt Karten, und wenn er sichtlich lieber gewinnt als verliert, oder wenn er's leidet, dass ein Anderer die Zeche zahlt, so hat er Viele seinesgleichen. Er spricht gern, spricht breit und mit Nachdruck. Er gibt sich dabei so volksthümlich, dass er, der Pfarrer, in diesem Stücke schwer von einem Grossbauer zu unterscheiden ist. Den Bildungsmenschen kehrt er überhaupt selten hervor und seine Rede zielt mehr auf's Rechthaben ab als auf Ueberzeugung.

Eh' er als Pfarrer hier einzog, hatte Kohlmayer sich als sogenannter Kampf- oder Hetzcaplan bemerkbar gemacht, überall gegenwärtig, überall schlagfertig, wo von Candidaten, Programmen und Mandaten die Rede war. Solche Wanderungen gingen ihm über Bittgänge und Wallfahrten, obgleich er auch bei diesen mächtig einherzog.

Politische Gespräche und Meinungskämpfe sind auch jetzt noch seine Lieblingssache. Er hat viel Geschick und Uebung, dem Gegner beizukommen oder ihn zu übertrumpfen; denn wo des Politikers Witz versagt, springt der Pfarrer ein und lenkt die Unterredung unbemerkt auf's salbungsvolle religiöse Gebiet hinüber. Gewöhnlich führt er mit den Worten: „Seien wir praktisch, Männer!“ die längst berechnete Wendung herbei — und wie er das praktische Christenthum verstand, bekommen die Bürger und Bauern bald wie von der Kanzel, so auch tischüber zu hören.

„Die Neuschule taugt nichts; sie ist un-

christlich, sie ist antichristlich und bringt uns um Sitten und Brauch. Mögen die verlotterten Städter diese Neuerungen vertragen, wir nicht. Ist die lange Schulzeit nicht ein Unsinn? Wann kommt der junge Mensch zum Handwerk, zur Arbeit? Sollen wir halbe Studenten aufziehen? Knechte brauchen wir und Mägde; im Stall, auf dem Feld und im Holzschlag gibt's zu thun. Solch' ein Halbwisser, solch' ein unzufriedener, aufgeblasener Mensch, der die unnützen und schädlichen Bücher im Kopf hat, soll dann zur Sense, zur Hacke, zum Dreschflegel greifen? Rein lächerlich! Nur praktisch, Männer! Aus unseren Mädchen werden Zierpuppen; zeichnen, häckeln und sticken lernen sie, und Hände haben sie wie Stadtfräuleins: soll nun ihrer Eine hingehen und eine richtige Kuhdirn' abgeben! Vielleicht erleben wir's noch, dass die Sennerin auf der Alm Romane liest und dafür das Melken versäumt und das Kalb abstürzen lässt. Vielleicht studirt der Knecht noch die Kurse, die Nährwerthe der Lebens-

mittel und andere vergleichende Tabellen, um Leitkauf und Lohn noch höher hinaufzuschrauben, um gegen Brennsuppe, Nudel und Knödel Einwendungen zu erheben. Heirathen, herumzigeunern und hantiren, was Gott und die Welt verboten hat, darf ohnehin schon, wer will, und der Gendarm kommt gegen die Spitzbuben nicht mehr auf, und der „Kotter“ kann nicht genug Taugenichtse beherbergen, und wenn das elende Pack anderswo nichts mehr zu leben hat, wird es der Heimathsgemeinde zugeschoben, und dann heisst's: Säckel, thu' dich auf! Tischlein, deck' dich! — versteht sich, auf unsere Unkosten. Wartet nur noch, bis die gottverlassene Neuschule recht ins Kraut geschossen, bis der Giftbaum rings herum seine Früchte abgeschüttelt hat, und wenn euch dann die Augen nicht übergehen, so seid ihr selbst auch reif, hinaus zu schleichen an die Wege und Zäune und herumzulungern in der weiten Welt, wie's im Evangelium heisst; nur getröstet euch nicht, dann bald wieder herein-

genöthigt zu werden, wo die Tafel gedeckt ist und man in hochzeitlichen Kleidern einhergeht . . .“

Ob diese Beredtsamkeit des Pfarrers Kohlmayer auch schon sonderlich verfing? Bis zur Stunde hat der Ort noch nicht „schwarz“ gewählt und Zechner's Ansehen deckt die vielverlästerte Schule. Es wirkt denn doch noch nach, wie der Pfarrer den Leuten die Forellen verleidet hat.

Damit hatt' es folgende Bewandtniss. Herr Schaffer im Hammergraben liess seine Sensenschmiede auf — sie lohnt' ja kaum mehr die Sorge und Arbeit — und will sich ganz auf die Wirthschaft werfen. Er muss den Eisenjunker, der sich manches Wort erlauben durfte, ausziehen und auf einem bescheideneren Fuss zu leben versuchen. Was nützt ihm länger das viele Fischwasser, das zu seinem reich überkommenen, aber nunmehr beträchtlich verminderten Besitzthum gehört? Das Angeln verdriesst ihn, und die Stall-, die Feldwirthschaft bedarf einiger Nachhilfe. Er

will sein Recht losschlagen, bald, gegen eine runde Summe. Die im Markt müssen mit beiden Händen darnach langen; sie kommen dann ja zu einem eigenen Fischwasser, zu billigen Forellen, und für die Fremden sind diese eine Seltenheit, ein Leckerbissen.

So dachte Herr Schaffer, während er gegen Feierabend zum Markt hereinwanderte, und in diesem Sinne äusserte er sich an der Kegelpudel des Brückenwirthes.

Es sass da unter Anderen der Webersepp; denn er hat von hier zum Glockenthurm nicht weit und das Ave-Läuten ist seine Sache.

Der Webersepp fing das Wort auf und wusste auch schon, wem er's zu hinterbringen hatte. Er strebte, sich dem Pfarrer gefällig zu erweisen, dessen praktischen Sinn er längst erkannt hatte.

So suchte er denn flugs den hochwürdigen Herrn auf und meldete ihm katzenbuckligen Eifers voll: der Herr Schaffer sitze beim Brückenwirth und der

Herr Schaffer hause schlecht und wolle sein Fischwasser verkaufen; es sei dies das meiste in der ganzen Umgebung und dem Herrn Schaffer sei es um einen Schindelnagel feil; wer da ein paar hundert Gulden zur Hand hätte, vermöchte selbe mit Zinsen und Zinseszinsen in etlichen Jahren an den Forellen allein wieder herauszuschlagen, und das Vergnügen wäre eine reine Zuwag'; der Bürgermeister dürfe nicht vom Handel hören, denn diesem rathe der Oberlehrer ein und der sei ein schlauer Fuchs. „Die Forellen steigen im Preis und wer das Fischwasser hat, auf den steht hier herum jeder Wirth an."

Der Pfarrer hatte aufmerksam zugehört und die Gedanken seines freiwilligen Famulus im Nu überholt.

Das Gebetläuten stellte sich um eine kleine halbe Stunde später ein als sonst, Herr Schaffer hatte die paar hundert Gulden zu sich gesteckt und kratzte sich hinter dem Ohr, so oft er auf dem Heimwege eines Wässerleins ansichtig ward, und der

Herr Pfarrer konnte nun dem Marktflecken billige Fische ablassen — nicht wahr?

Das that er aber nicht, der hochwürdige Herr; denn bald waren seine Forellen den Hoteliers drüben im unfernen Badeorte verschrieben. Der Pfarrer hatte das Monopol und nützte es aus; im Marktflecken selbst stieg das Kilo Forellen auf drei Gulden!

Das vergällte den Bürgern diese köstliche Fastenspeise. Sie äusserten: „Ja, ja, praktisch ist der Herr Pfarrer und man kann lernen von ihm. Aber ein gewöhnlicher Speculant oder Jud' hätte den Handel doch auch zuwege gebracht — gehören die hohen Weihen dazu? Dann muss wohl ein besonderes Wasser dabei verwendet worden sein. Wir hätten doch geglaubt, dass der Fischzug im Evangelium ein bischen anders gemeint sei . . . Also ein Geschäftsmann mehr in unserem Ort, trotz der theueren Zeiten, und Vorsicht, Freunde, er trägt das geistliche Kleid. Seien wir praktisch Männer!“

Derlei Gerede hatte keinen holden Klang für das empfindliche Ohr des hochwürdigen Herrn. Die Sache wurde krumm genommen, in ganz bedenklicher Weise; sie musste abgeschwächt werden. Und Niemand liess sich das mehr angelegen sein als der Webersepp. „Wie," rief er höchlich verwundert aus, „der Herr Pfarrer sollte das Fischwasser gekauft haben? Der hat ganz andere Sorgen und Gedanken. Seine Fräulein Nichte hat den Herrn Schaffer aus der Verlegenheit gerissen; sie ist vermöglicher Leute Kind und versteht die Wirthschaft; der Brunnenwirth drüben im Bad gehört ja zu ihrer und zu des hochwürdigen Herrn Freundschaft, und dem darf sie denn doch wohl ein Fischschwänzlein zukommen lassen. Heuer hat überall der Fischstand gelitten; es ist ja just zur Laichzeit niedergegangen, das Hochwasser . . ."

Also die Wirthschafterin, und nicht der Herr Pfarrer! Die Wirthschafterin, die seine Nichte ist — nun freilich, der Herr Pfarrer muss es ja wissen, denn er und

Seinesgleichen haben Ehen und Taufen zu verzeichnen, auf Verwandtschaft und Schwägerschaft zu achten. Auch stimmt das Alter — die Nichte braucht als Wirthschafterin noch lange nicht zu den canonischen Jahren gekommen zu sein. Und sie darf sich schon etwas herausnehmen, die Pfarrersnichte; sie setzt sich in der Kirche in die vorderste Bank, und es hat ihr die Frau Bezirksrichterin Platz gemacht, die jetzt bei der Bürgermeisterin in der zweiten Bank sitzt. Und sie ist vermöglicher Leute Kind, die Nichte des Herrn Pfarrers, daher auch ein bischen übellaunig, ein bischen herrisch — wer will 's ihr denn verübeln? Desswegen ist sie noch lange keine ländliche Jezabel oder welchen Spitznamen sie ihr aufgebracht haben, die bösen Mäuler. Und die Wirthschaft versteht sie, das muss ihr der Neid zugestehen.

Ja, und den Fischhandel auch!

Und der Herr Pfarrer verfiel noch auf andere praktische Dinge; er nahm sich beispielsweise seiner Krautköpfe an und

vergriff sich dafür an dem Schmucke des Friedhofes. Schöne Linden umstanden diesen, welche so alt waren als das Friedensfeld selbst, also aus Kaiser Josef's Tagen stammten, der die Verlegung der Gottesäcker vor die bewohnten Orte hinaus angeordnet hatte. Die stattlichen Bäume verliehen dem stillen Gefilde etwas Trauliches, Heiteres, so dass ein Oberst, der die Gegend bereiste, davon angezogen eigens unter ihrem Schatten seine letzte Ruhestätte bestellte. Er wollte für seinen langen Schlaf Blüthen und Vogelsang über sich wissen, und liess sich dies auch nicht wenig kosten. Aber mitunter fühlt ein geistlicher Herr nüchterner als ein altes Soldatenherz. Pfarrer Kohlmayer hatte kaum bemerkt, dass die dichtästigen Linden seinem angrenzenden Gemüsegarten die Sonne verstellten, als er flugs deren eine lange Zeile umlegen liess. Das Holz hat er verkauft — dass er aber gleichwohl damit den zärteren Gemütern seiner Gemeinde tüchtig einheizte, das lässt sich denken.

Der Ortsschule hatte der Pfarrer bisher wenig anhaben können, so scharf er auch die Schuleinrichtungen im Allgemeinen, die heidnische Neuschule auf's Korn zu nehmen liebte. Die Lehrer liessen unbeachtet, was sie herausfordern und reizen sollte; sie waren ebenso vorsichtig als eifrig; in Garn und Falle gerathen doch meist nur Ungewarnte.

Die Bürger hielten zur Schule. Wenn manch' ein Bursch, der des Kaisers Rock trug, den Seinen schrieb, es komme ihm gut zu statten, was er in der Schule gelernt; wenn man muthiger in die Welt zog im Vertrauen, dass ein guter Kopf und ein rechtschaffener Wille nicht Schiffbruch leiden können; wenn gerade diejenigen jungen Leute, welche brave Schüler gewesen, an rohem Uebermuthe am wenigsten Gefallen fanden; wenn in den Holz- oder Viehhandel jetzt mehr Umsicht kam; wenn Personen ihr Glück machten, die man sonst im voraus als Gemeindelast betrachtet hatte; wenn Knechte und Mägde den er-

— sparten Gulden für ihre Zukunft würdigten; wenn die abergläubische Scheu vor dem Versicherungswesen mehr und mehr schwand; wenn das Steuerbüchlein und ein Sparkassensatz richtiger verstanden wurden: so zeugte dies denn doch von einem Baume, der, so jung er noch war, bereits gute Früchte trug; und dass er ausserhalb des Pfarrgartens stand, dass seine Wartung und Pflege Sache des Volkes war, gerade das machte ihn diesem um so werther; denn die eigenen Angelegenheiten sind es, die man am emsigsten betreibt und an die man seine besten Hoffnungen knüpft.

Zechner war bereits ein Sechziger, als er dem Pfarrer persönlich gegenüber zu treten hatte, und der Anlass dazu war nicht nur völlig ungesucht, sondern schien auch eben so äusserlich und fremdartig zu sein. Meist ist es ja nicht ein Fehltritt Desjenigen, den sie begräbt, was die Lawine zum Sturze bringt.

Die Anlegung des neuen Grundbuches war im Zuge, eine Massregel, eine Ange-

legenheit, ebenso wichtig für die Klarstellung des Besitzstandes aller Orten und Enden, als langwierig und auf peinliche Genauigkeit abzielend. Jeder Zaun, jede Hecke, jeder Grenzstein, jedes Wässerchen und dessen Dienstbarkeit kam neuerdings in Frage, um wie viel mehr noch Haus und Hof, Acker, Trift und Wald, und was dem Besitzer an Rechten zustehe, und was ihm an Lasten aufliege. Da gab's zu tagen und zu rathen, und wer einen Anspruch erhob, hatte ihn zu verfechten, und wer auf einer Aenderung bestand, musste sie als im Rechte begründet erweisen.

Der Bezirksrichter führte den Vorsitz; die Parteien wurden aufgefordert, ihre Ansprüche darzuthun; der Grundbuchsführer vermerkte, was klar zu Tage trat, und als Beisitzer waren Vertrauensmänner von Ansehen, Unbefangenheit und verlässlichem Gedenken da.

Das Meiste liess sich rasch und unschwer schlichten. Nun kam aber das Schulhaus an die Reihe — und dieser Fall erregt

Spannung; er ist einer von den selteneren, und das Verhängniss heftet sich an ihn. Pfarrer und Bürgermeister treten auf, und an des Letzteren Seite als Gemeinde-Secretär Zechner.

Wer hat Recht, der Bürgermeister oder der Pfarrer? Wem wird das Schulhaus als Eigenthum zuerkannt, der Kirche oder der Gemeinde?

Der Pfarrer hat zunächst das Wort. Er entwickelt im Tone der Sachlichkeit und Zuversicht: das Schulgebäude sei das alte „Spital"-Vicariatshaus; um die Wende des vorigen Jahrhunderts, als die Eisen-Industrie gute Tage hatte und die Arbeiter in den umliegenden Werkstätten zahlreich waren, sei dasselbe von den reichen Hammerschmieden aufgeführt und als kirchliche Stiftung dem gedachten Zwecke gewidmet worden. Damals habe die sogenannte „Spitals"kirche — das bürgerliche Armenhaus befinde sich ja gar nicht in ihrer Nähe — ihren eigenen Gottesdienst gehabt, namentlich für die Verweser und ihre

Cyklopen. „Viele Essen erloschen, die Arbeiterbevölkerung schmolz zusammen, das Vicariat wurde mit der Hauptkirche vereinigt: das sind bekannte Thatsachen. Ins freigewordene Vicariatshaus kam die Schule, welche früher nothdürftig im baufälligen alten Schlosse untergebracht gewesen. Diese neuere Verwendung kann aber unmöglich den ursprünglichen Charakter des Gebäudes verwischt haben, und die Kirche wahrt ihr Eigenthum daran um so nachdrücklicher, als mittlerweile die Schule eine — andere geworden.“

Das klang sehr wahrscheinlich und einleuchtend für Solche, die von der Sache nicht bessere Kenntniss besassen. Die Vertrauensmänner hatten bedeutsame Blicke gewechselt, Zechner mehr und mehr erstaunt aufgehorcht.

Der Bürgermeister, ein schlichter, fester Mann, begnügte sich zu sagen: „Unseren besseren Anspruch auf das Schulhaus dürfte die Urkunde erhärten, welche ich mir hier-

mit vorzulegen erlaube, vorausgesetzt, dass

die Marktgemeinde keine andere geworden, seit sie ihre Rechte selber zu wahren hat.“

Und das Schriftstück ist kein anderes, als welches Zechner im Pfarrarchiv aufgefunden und dem gewiesenen Aufbewahrungsort zugeführt hat.

Der Anblick der Urkunde befremdete den Pfarrer, er schien sie da entschieden nicht vermuthet zu haben. Nachdem sie verlesen worden, erbat er sich dieselbe zur Ansicht und äusserte: „Es ist von einer zweiten Ausfertigung die Rede, welche im Pfarramt erliegen soll. Ich kann nur sagen, dass sich im Pfarrarchiv ein derartiges, ein übereinstimmendes Actenstück nicht befindet.“

„Aber, Hochwürden Herr Pfarrer!“ fiel ihm Zechner ins Wort, unvermögend, sein ehrliches Erstaunen zu unterdrücken. Und der kleine bescheidene Mann hob das Haupt und richtete seinen Blick wie fassungslos, wie bittend und beschwörend auf den geistlichen Herrn.

„Das will besagen, Herr Zechner?“ fragte dieser spitz.

„Dass ich sie droben gesehen, dass ich sie gelesen, in den Händen gehabt habe.“

Mit einem Lächeln, das überlegen anmuthen sollte, erwiderte der Pfarrer: „Dann kann uns der Herr wohl auch am ehesten sagen, wohin sie gerathen.“

„Das weiss, der Alles weiss,“ murmelte Zechner für sich und neigte sein Haupt.

Der Richter griff ein, ohne aber die Sache sofort beizulegen.

Die Urkunde wurde geprüft, wurde als echt befunden und schliesslich zog der Pfarrer mit seiner Ansicht den Kürzeren. Seine rechthaberische Natur konnte das schwer verwinden und sein Scharfsinn errieth unschwer, wann und durch wen die unbequeme Urkunde dem Bürgermeister in die Hand gespielt worden.

Aber dass er im mitüberkommenen Verzeichniss der pfarramtlichen Schriften nicht sofort die Handschrift des Schulmeisters erkannt, und dass er dem grossen

Brand zu viel zugemuthet hatte, verzieh sich der geistliche Herr selbst nicht.

Ueber Meister Zechner kam's nun wie Schlag auf Schlag. Und er durfte sich nicht einmal darüber beklagen; es geschah ihm kein ausgemachtes Unrecht. Gewiss, der Pfarrer war ihm gram, aber musst' ihm derselbe denn hold sein? Ja, der Pfarrer verkürzte ihn, wo immer es anging, aber er entzog ihm doch nur Solches, worüber dem Pfarramt die freie Verfügung zustand. Er bekam unerhörte Kränkungen zu fühlen — vielleicht war er aber selber zu weh-leidig.

Eines Morgens war Zechner in die Sacristei getreten und sah eben nach, was noch an Hostien und Oblaten vorhanden sei, als ihm mit einem unverschämten Lächeln der Webersepp, sein bisheriger Messnergehilf, ein offenes pfarramtliches Schriftstück vor die Nase schob.

Dasselbe enthielt Seppens Bestellung zum wirklichen Messner unter Zuerkennung

aller mit diesem Kirchendienst verbundenen Einkünfte, giltig vom angesetzten Tage an.

„Ich gratulire," sagte Zechner, ohne den frechen Menschen anzublicken; „Schriften und Schlüssel folg' ich Ihnen auf meiner Stube aus; gleich, wenn's beliebt."

Als der so unglimpflich Abgedankte Abends den Vorfall seiner Frau erzählte, brach diese in Thränen aus.

Zechner tröstete sie, indem er sagte: „Margreth, wir können den Ausfall verschmerzen. Die Kinder sind versorgt. Der Nebenverdienst hat ohnehin länger gewährt, als ursprünglich zu erwarten stand, nachdem die Schule frei geworden. Der Sepp hat zwar nicht schön gehandelt, aber er hat eine zahlreiche Familie, und der Pfarrer . . ."

„Verfolgt dich und wird nicht ruhen, bis er uns unglücklich gemacht. Ich seh' es kommen, armer Mann! Und dass man dich verkennt, dass man dich quält, das thut mir weh, nicht das, um was wir weniger haben. Und gesteh's, du selbst auch

fühlst nur die Unbilde, die man dir angethan, nicht den Verlust. Denk' nicht länger darüber nach, versprich mir's, Lieber!"

Schicklicher, wenigstens dem Anscheine nach, führte sich ein anderer Günstling des Pfarrers ein. Es war dies Herr Teichler, vor Jahren Organist in der oberländischen Benedictiner-Stiftskirche. Von daher bezog er einen kleinen Ruhegehalt und in der nahen Kreisstadt hatte er seither dürftigen Musikunterricht gegeben. Gerhab's würdiger Nachfolger griff ihn auf, um ihn gegen Zechner auszuspielen.

Teichler war ein Schleicher und konnte bis zur Zerflossenheit weich und gerührt thun. Er war ein gut Stück älter als Zechner und hatte auch schon beträchtlich steifere Finger. Gleichwohl war er dazu ausersehen, Jenen auszustechen.

„Herr Collega," begann er, sich vorstellend, „ich weiss, wie freudig und vielseitig Sie wirken und was Alles Sie sich aufgebürdet haben. Sie sind noch in den besten Jahren, aber müde wird man denn

doch auch, und es ist Ihnen nicht zu verdenken, wenn Sie das Ein' und Andere abzustossen suchen. Wer Ihnen wohl will, muss Ihre kostbaren Kräfte schonen, und von dieser Sie ehrenden Rücksicht hat sich der hochwürdige Herr Pfarrer bestimmen lassen, mir den Organistendienst in hiesiger Kirche zu übertragen. Mir geschieht ein Gefallen und Ihnen eine Erleichterung damit, also können wir einander Freunde sein und bleiben. Und auf Ihre liebenswürdige Unterstützung rechne ich in erster Linie — wie stünd' es sonst auch um die armen Soli? Nur die grobe Arbeit will ich Ihnen abnehmen; nach wie vor bleiben Sie unser eigentlicher Regenschori. Also nehmen Sie sich meiner an, Verehrtester! Sie wissen nicht, wie warm ich für Sie fühle, und schier Ihr Vater sein könnt' ich . . ."

Dagegen verwahrte sich Zechner innerlich auf das nachdrücklichste. Den süssen Gast behandelte er ziemlich trocken, ohne aber der Artigkeit zu ermangeln oder irgend welchen Verdruss merken zu lassen.

Nicht umsonst hatte ihm Teichler das Versprechen, auf dem Chor mitzuwirken, abgenöthigt. Vorderhand hatte er den Buckligen noch nöthig, vorderhand musst' er ihm noch schön thun, wollt' er die Musikanten, die dem Kleinen anhingen, auf geschickte Art herumkriegen.

Teichler ging vorsichtig vor, aber der Webersepp nahm das Maul voll: „Der neue Meister weiss, was er will, und das ist der rechte Mann. Das Gefiedel und Gedudel, das Bambam und Trara kann die Kirche nicht länger brauchen, nicht länger mehr ausstehen. Die türkische Banda hat ausgedient auf dem Chor und eine heidnische Musik passt nicht für den christkatholischen Gottesdienst. Der Zechner ist ein alter Zopf; aber Herr Teichler hat's vom Stift her und dort kommen sie mit der Orgel und den Singstimmen aus, und das hält besser die Andacht zusammen, als wann gach die Trompete losgeht und die Darmsaiten winseln. Es ist eh' recht, dass man von der heiligen Cäcilia lernt, welche

die Orgel erfunden hat und der frommen Musik ihre Patronin ist.“

So der Herold des Pfarrers und der Lobredner des Schleichers.

Man blieb ihm zwar die Antwort nicht schuldig; sie fiel sogar beschämend genug aus, aber was half's? Die Rechtschaffenen fühlten sich so überlegen, dass sie Wachsamkeit und Schutz für ihren geliebten Meister als gänzlich überflüssig versäumten. Und so liegts immer an der falschen Sicherheit der Besseren, dass die Wühlarbeit der Argen Erfolg hat.

Was zunächst nicht ausbleiben konnte, war, dass Sonntags mehr und mehr der Musikchor verödete und dass meist schales Zeug zum lauen Orgelspiel gesungen wurde. Der Cäcilien-Verein gebietet ja nicht über neue Palestrinas, und Herr Teichler hat bereits steife Finger.

Für die hohen Festtage war guter Rath theuer; da war mit dem milchdünnen Gesinge und den wenigen Orgelbrocken darin denn doch wenig gedient. Man musste

sich daher zu dem umständlichen Schritte verstehen, die Musici eigens einzuladen und um ihre Mitwirkung zu ersuchen, mit dem Versprechen, man wolle die ein' oder andere schöne Messe mit diesem Graduale oder jenem Offertorium auflegen. „Ei ja, herzlich gern," sagte bei dieser Gelegenheit nicht selten der Angegangene, „wenn nämlich der Herr Zechner mitthut."

Das war immerhin eine kleine Genugthuung für den gekränkten Mann, wie er denn auch bereitwillig die Geige ergriff und, gänzlich der lauteren Aufgabe hingegeben, die Saiten strich. Groll hegte er nicht, aber sein Sinn wurde zag' und zager, und von der herrlichen Orgel war und blieb er abgetrennt, von der Orgel, die nun an seiner statt ein Stümper misshandelte!

Ja die Trennung von der Orgel schmerzte Zechner mehr, als er sich gestehen mochte. Denn die Orgel war nicht nur sein Lieblingsinstrument, er spielte sie nicht nur mit Meisterschaft, sondern sie war auch seine hehre Vertraute. In ihre mächtigen Ton-

wellen liess er sein Herz überschwellen. Sein Hochgefühl, sein tiefes Empfinden, den Schwung seiner Phantasie: was sollte denselben kund thun? Wer anders sollte sein getreuer Dolmetsch sein, als die Orgel? Er, der zartfühlende, der willenszage Mann, fand Stärke, sobald er die Tasten schlug und damit Elemente entfesselte, die sich flugs zu überwältigender Harmonie einigten. Sein Spiel wirkte auf ihn befreiend, erhebend und beschwingend zurück; er vergass dabei sein Gebrechen, sein verschrumpftes Lebensgefühl und konnte glauben, dass es ihm nie an freiem Wuchs und vollkommenem Ebenmass gefehlt habe, und zwar weder am Körper, noch am Geiste. Dichter, Componist war er, sobald er die Bässe donnerähnlich wogen, die feineren Pfeifen sich hell darein mischen und darüber schwingen machte. Oft, wenn er zu einem Vor- oder Zwischenspiel ansetzte, kam ihm die Improvisationslust, der Wagemuth zu einer artigen Fuge, und wenn er nach scheinbar willkürlichem und fährlichem

Schweifen mit sicheren Sätzen sich wieder zurückfand, lächelte er zufrieden und selig.

Das war nun aus und vorbei. Man hat ihn tückisch, gewaltsam von seiner Orgel getrennt, und ein Fremder vergreift sich an ihr mit Stümperhänden. O, das that weh!

Die Geige war kein ausreichender Ersatz. Wer einmal das Meer rauschen gehört und sein Wogen und Branden gesehen, findet an dem Farben- und Wellenspiel eines Gebirgssees kein rechtes Genüge. Das Heitere, Scherzende, Rührende, Phantastische und Spukhafte glückt der Violine, nicht aber das einfach Grossartige und Uebermächtige. Und selbst die Geige sollte dem armen Zechner entwunden werden, noch dazu auf eine recht bübische Weise.

Teichler war zur Ansicht gekommen, dass Derjenige, den der Pfarrer hält, auf den Geschmack der Kirchengeher nicht sonderlich zu achten brauche. Das Lässige sagte ihm in seinem Amte besser zu, als von Zeit zu Zeit noch ausserordentliche

Anstrengungen zu machen. Die besseren Musikanten liessen sich bitten; warum sollte er mit minderen Kräften nicht auch auslangen? Am Ende fühlten sich diese sogar geschmeichelt, wenn sie nun herangezogen würden, nachdem sie so lange hatten zurückstehen müssen. Und einmal so weit, brauchte Teichler den ihm unbequemen Zechner nicht länger zu schonen. Ihn abzuschnellen ist eine Kleinigkeit; ein Wink mit dem Zaunpfahl genügt, den buckligen Knirps für die Zukunft von der Stiege zum Musikchor herauf fern zu halten.

Und der garstige Streich gelang auch.

Der Pfarrer am Altar singt das Credo. Der Regenschori legt das Offertorium aus. Zechner wirft einen Blick auf's Notenblatt: darauf ist gleich zu Beginn für die erste Violine ein Solo verzeichnet. Zechner kennt es, ist seiner Sache sicher und achtet nicht auf die Umgebung.

Aufgepasst! Nun hebt's an, das Offertorium, und Zechner's erster Geigenstrich ist ein — verwegener, greller Misston!

Der Thäter erschrickt, wird schamroth wie ein Kind, und Teichler reisst ihm, sich vom Hochsitz niederbeugend, mit zorniger Hand das Blatt vom Pult. „Sind Sie toll geworden?“ schnauzt er ihm zu.

Zechner merkt mit geübtem Ohr, dass nur sein Blatt ein irriges, ein verwechseltes war — ein absichtlich verwechseltes!

Er wird blass, er ist dem Sinken nahe, er muss sich an der nächsten Bank festhalten, um sich zu sammeln. Dann nimmt er seine unschuldige Geige unter den Arm und verlässt gesenkten Blickes Chor und Kirche.

Nach dem Hochamt tritt Teichler mit scheinheiliger Miene in seine Stube; er will den Irrthum aufklären, um Entschuldigung bitten . . .

Zechner weist ihm mit schweigender Verachtung die Thür.

Die Violine hat er nie wieder angerührt. Aber den Einen schrillen Misston konnt' er nun und nimmer los werden. Dieser beleidigte sein Ohr, fuhr schneidend durch

seinen Geist und schreckte ihn aus Schlaf und Träumen auf.

Diesen grässlichen Ton konnte er sich nicht verzeihen, diesen verzieh er auch seinen Feinden nicht.

Und dieser trostlose Bogenstrich, diese Spottgeburt von einem Ton verfolgte ihn.

Er verfolgte ihn, der Teufelsklang, und weckte Gedanken, Gedanken, die bald kein Mass und Ziel mehr kannten. Es ist seinen Feinden gelungen, seine Meisterhand irre zu leiten, so dass sie ein Ungeheuer von einem Geigenton griff. Sollt' es ihnen nicht auch gelingen, ihn fehl sehen zu machen, seine Schritte zu verkehren, sein Wort zu verdrehen und seinen Geist von der Richte zu bringen?

Die Macht Derer, die ihn verfolgten, gewann für ihn etwas Geheimnissvoll-Lauerndes; er schauderte davor und seine Hand umkrampfte die Stirn.

Viel Musse hatte er jetzt, aber sie gedieh ihm nicht zum Heile. Er benützte sie meist zu einsamen Spaziergängen, und

dass diese einsam blieben, wendete er sogar List an. Gern hätte ab und zu sein Collega, der ja treu gesinnt war und ihn verehrte, sich ihm angeschlossen; aber es gereichte dem Armen zur Befriedigung, wenn er der Aufmerksamkeit desselben zu entkommen wusste. Ebenso mied er die übrigen lieben Bekannten, als fürchte er, in ihren Augen als entehrt, als verlorner Mann zu erscheinen. Sie aber hielten mit der herzlichen Annäherung, mit dem theilnahmsvollen Wort zurück, weil sie ihm damit ungelegen zu kommen, ihn in Verlegenheit zu setzen, ihn zu beirren und aufzuregen besorgten. O, der gehetzte Geist ist kaum minder schwer zu behandeln, als das verstörte Gewissen.

Ging er auf entlegenen Wegen so für sich hin, dann verfiel er in ein müssiges und schädliches Grübeln. Warum er dem Pfarr-Archiv die verhängnissvolle Urkunde entnommen? Und wenn schon, warum er im Schriftenverzeichniss den ausdrücklichen Vermerk dieses Umstandes unterlassen habe?

Das sei denn doch auch seinerseits ein heimlicher, ein trügerischer Vorgang gewesen. Hätte nicht schon eine gelegentliche Anzeige beim Bürgermeisteramt, eine blosse Abschrift genügt? Und wie dann, wenn er darüber, dass er die Urkunde ausgehoben, ein förmliches Protokoll aufgesetzt und von seinem Freunde, dem Pfarrer Gerhab, hätte unterschreiben lassen?

Und hatte er denn nöthig, sich bei der Verhandlung über das Schulhaus den Mund zu verbrennen? Die Urkunde war da, war allein schon beweiskräftig, bedurfte keines Geleitscheines, und was ging es gerade ihn an, wenn der Pfarrer trotzdem auf eigene Gefahr einen Handstreich versuchte? Einen Handstreich? — als ob der gute Glaube so völlig ausgeschlossen gewesen wäre! Möglicherweise mochte die andere Ausfertigung der Urkunde mittlerweile wirklich abhanden gekommen, zugrunde gegangen, verlegt worden sein. Wie sagte Er nur, sie befinde sich nicht im Pfarrarchiv? . . . Just nur nicht im Pfarrarchiv?

Und in welchem Zimmer, welchem Schrank ist dieses? Ei wie schlau! Wie nennt man nur gleich diese Art von Vorbehalt?

Dass ich so dareinfahren konnte! Oder sollte mein Zeugniss für die Sache doch von Nutzen gewesen sein? An das Vorhandensein oder Vorhandengewesensein der zweiten Ausfertigung war von da an nicht leicht zu zweifeln. Und nach bestem Wissen und Gewissen Auskunft zu geben, war ja unsere Aufgabe bei der Verhandlung; und einen stummen Hund abzugeben, wäre Feigheit gewesen!

Ach, und von da her all mein Ungemach, all' die Demüthigungen, die aufgelegten Bosheiten und Nachstellungen! Es geht nur noch ab, dass sie mich als Lehrer verdächtigen und Einen ihrer Leute als Bürgermeister durchsetzen . . . dann bin ich fertig.

Und dabei klang's ihm schrill in's Ohr. Es ist der böse Geigenton, der seine Gedanken durchsetzt, der ihn immer von neuem beschämt, der ihn narrt und äfft.

Mit den peinlichen, aber immerhin geordneten Erwägungen war's vorbei, sobald der jähe Missklang sich einstellte. Er war das Signal, das Ahnungen und Befürchtungen wachrief und über Spukgestalten verfügte. Er scheuchte den Sinnenden auf, hetzte ihn von der Stelle und liess ihm das Wehen und Weben, das Geräusch im Walde, ferne Tritte und die langenden Schatten der Nacht verdächtig erscheinen.

Er eilte nach Hause und athmete erleichtert auf. Aber die Frage, wo er gewesen und was er gemacht, verdross ihn. Wortkarg und blickscheu setzte er sich zu Tische. Er bemühte sich, etwas Scherzhaftes oder Gleichgiltiges vorzubringen, sprang jedoch plötzlich davon ab, vergass zu essen, zu antworten und verfiel wieder ins Nachdenken.

Solche Stille ist unheimlich und drückend. Aber noch bedenklicher nahm sich's aus, wenn Zechner plötzlich mit einigen abgebrochenen Worten aus seinem Brüten hervorgrollte und Zeit brauchte, um gewahr

zu werden, dass er mit seinen Gedanken anderswo gewesen, dass er nur mit sich gesprochen.

Als er eines Abends wieder so verloren dasass, rüttelte ihn Frau Margreth sanft auf und sagte mit Nachdruck: „Mann, Du hängst viel zu sehr den garstigen Geschichten nach, die nicht wohl zu ändern sind. Aber sie kriegen uns nicht unter, sie, die uns quälen. Noch ist die Welt weit, wir können anderswo unsere Hütte aufschlagen und haben nirgends die Sonne zu scheuen. Wer soll denn noch den Kopf hoch tragen, wenn nicht Derjenige, der ein ehrliches, ein gutes Gewissen hat?“

Zechner hatte gierig aufgehorcht und antwortete: „Margreth, Du sprichst gut, Du hast Recht! Hab' Dank dafür und sieh', ich schäme mich vor Deinem ruhigen Sinn.“

Er drückte ihr die Hand, er lehnte sein müdes Haupt an ihre Schulter, und es überkam ihn eine solche Weichheit und

Abspannung, dass er zu schluchzen, zu weinen anfing.

Margreth wehrte diesen lösenden Thränen keineswegs; sie hiess dieselben vielmehr heimlich willkommen und rechnete von ihnen auf einen erquicklichen Schlummer für das zermarterte Hirn des braven Mannes.

So stark und ruhig als sie sich gab, war allerdings Frau Margreth nicht, konnte sie nicht sein. Das dem Gatten zugefügte Unrecht drohte, sie selber niederzudrücken; sein Zustand flösste ihr mehr und mehr Besorgniss ein. Wenn sie ihn beschäftigt wusste, war ihr noch einigermassen wohl; denn da stellte er seinen Mann nach wie vor, und sein sachlicher Eifer baute erfolgreich allen abirrenden Gedanken vor. Aber in den freien Stunden beschlich ihn wieder seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit, sein unseliges Grübeln.

Sie rief den Zauber der Geselligkeit zu Hilfe, indem sie den Unterlehrer und dessen heitere Schwester, ein paar anmuthig schwatzende Backfische, den einen oder

anderen Herrn vom Gericht zum Kaffee, zum Abendbrot einlud. Die Freunde kamen gern, kamen in bester Absicht und die Unterhaltung liess anfangs nichts zu wünschen übrig. Denn Zechner war artig, nahm am Gespräche theil, streute da und dort feine Bemerkungen ein, stichelte liebenswürdig, so dass man seiner herzlich froh sein konnte. Doch ihn zu halten, glückte selten.

Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigte sich seiner; er sprach hastig, als hätte er Eile, den Gegenstand zu erledigen; dann wurde er unachtsam, dann begann er vor sich hinzuträumen, dann stachelte ihn das Bewusstsein auf, ein schlechter Gesellschafter zu sein, und eh' man sich's versah, war er zur Thür hinaus, wenn er nicht lieber mit verlegenem Lächeln unter einem höchst gutmüthigen Vorwande bat, sich entfernen zu dürfen.

Und war er wieder fort, und blieb er stundenlang aus, ausschliesslich feindlichen Gedanken und Einbildungen hingegeben, dann wollte auch der guten Frau der Muth

sinken und sie sann, sann, wie sie ihn zu empfangen, welches Benehmen sie einzuhalten habe, wenn er zurückkomme, wenn er schlimmer heimkehrte, als er ausgegangen.

Frau Margreth hatte, was Zechner aus krankhafter Scheu unterlassen, dem ehrwürdigen Freunde Gerhab, hatte ihrem Sohne Victor und der kindergesegneten Vefi von den traurigen Veränderungen der letzten Zeit, ihrem Anlasse und ihren Wirkungen auf das Gemüth des Gatten und Freundes Mittheilungen gemacht.

Victor versprach, in Bälde selbst einzutreffen, und empfahl der Mutter, den Kranken mit möglichst heiterer Sorgfalt zu umgeben, auf dessen absonderliches Gehaben und hartnäckige Vorstellungen zu achten, und wenn es zu einem Paroxysmus käme, ihn unverzüglich durch den Telegraphen zu berufen.

Frau Vefi eilte alsbald wirklich mit ihren jüngsten Sprösslingen, dem fünfjährigen Hanns und der dreijährigen Grethe, aus dem Unterland herbei, wo ihr Mann eine

bessere Stelle erlangt hatte; und da der Bube mit seinen dunklen Blitzäuglein ein lebhaftes Kerlchen, die kleine blaue Gretl aber mit ihrem hellen Gesichtchen, ihren rothen Backen und ihrer tiefen Stimme ein geradezu allerliebstes, romantisches Ding war, kam Sonnenschein und Leben ins Haus und der putzige Grosspapa musste weidlich als Spielkamerad herhalten.

Pfarrer Gerhab schrieb: für den zartfühligen Zechner sei dort, wo man ihm so arg mitgespielt, des Bleibens nicht länger. Er wolle für ihn mit allem Nachdruck und Eifer einen Stellentausch oder eine ehrenvolle Berufung zum Organisten betreiben. Er biete ihm wie einem Bruder für die Zwischenzeit Dach und Fach an. Ein Antrag, welcher den gekränkten Freund aufrichten, ihm zur Genugthuung gereichen werde, könne unmöglich lange auf sich warten lassen. Man möge guten Muthes sein, noch seien Tugend und Wahrheit nicht der Willkür preisgegeben.

„So könnte Alles wieder gut werden!“

rief Frau Margreth gerührt und getröstet aus. Sie küsste das Schreiben des geistlichen Freundes und drückte es dankbar an ihr Herz.

Und auch Zechner durfte den Brief lesen; denn er war so abgefasst, als hätte Gerhab aus freien Stücken und nicht auf die vorausgegangenen Klagen der geängstigten Frau geschrieben. Es stellte sich zwar alsbald wieder der Weinkrampf ein, aber nachdem dieser überstanden war, erging sich der arme Mann in vernünftigen Betrachtungen.

„Das wär' eine Lösung," rief er zu wiederholten Malen aus. „Ich liebe den Ort und die guten Leutchen, deren nicht wenige sind; es wird mir schwer fallen zu scheiden; aber er, der mein Feind, ist zugleich der Mächtigere, hier wenigstens. Und es gilt auch, vertrauensvoll dem Rathe unseres edlen Freundes nachzukommen. Um dieses Einen Priesters willen sei vielen anderen verziehen . . ."

Und Zechner erhob den Blick, als

lauschte er einer Eingebung, dieselbe freudig aufnehmend, ihr eifrig nachhängend.

„Was sinnst du, guter Mann?“ fragte Margreth sanft.

„Mir ist soeben ein Schritt eingefallen, der möglicherweise zum Frieden führen könnte.“

„Und darf ich ihn wissen?“

„Gewiss! Doch zuvor will er noch reiflicher überlegt sein.“

Ach, dieser Schritt ward zu dem einen der zwei unerwarteten Ereignisse, welche die geistigen Kräfte des arg Verfolgten völlig zerrütteten.

Was vorausging, war das zuvor auch nicht auf das leiseste angemeldete Eintreffen des Schulinspectors. Er kam mit ernster Miene, er wohnte dem Unterricht mit gespanntester Aufmerksamkeit bei, er untersuchte mit Strenge, er besprach sich mit dem Bezirksrichter, dem Bürgermeister und anderen gesetzten Männern. „Und nehmen Nebenstunden nicht zu sehr Ihre Kräfte in Anspruch?“ fragte er die Lehrer; „und

kostet Sie die Musik nicht zu viel Zeit? Man kann inmitten der lärmenden Lustbarkeiten mitunter den Jugendbildner vergessen.“

Man konnte mit gutem Gewissen darauf antworten.

Als der Herr sich anschickte, den Wagen zu besteigen, reichte er den Lehrern die Hand und sagte: „Ich scheide sehr befriedigt und als Ihr Freund; dass ich Ihnen ungelegen kam, falle auf Denjenigen zurück, der mich zu dieser unnöthigen Fahrt veranlasst hat.“

Der Wagen rollte davon.

Die Lehrer sahen einander verblüfft an, und wie aus Einem Munde kam's: „Also eine Denunciation!“

Zechner hatte Mühe, an sich zu halten; zu Hause aber jammerte er: „Auch meine Amtsehre ist ihnen nicht mehr heilig! Auch sie schon ist angetastet! Nun geht's über meine Schule her, nun ist Alles verloren!“

Den Nachmittag über wurde er ruhiger

und den gewohnten Abendgang trat er sogar ohne Hast, mit einem schlauen Lächeln an.

Er erwog den Schritt, der zum Frieden führen sollte.

An dem, was zu thun er sich vornahm, hatten Verzagtheit und Grossmuth gleichen Antheil.

„Um des Einen willen sei vielen Anderen vergeben.

„Er soll ja nicht glauben, dass mich der Verlust des Nebenverdienstes schmerze und zu ihm führe. Nein, nicht der Pfarrer, sondern der Priester ist's, mit welchem ich mich auseinandersetzen will . . .“

Nach Hause gekommen, war Zechner auffallend heiter und gesammelt.

Am nächsten Morgen glückt' es ihm, Dank dem Leben, dem lieblichen Wirrwar im Hause, vor dem Frühstück die Wohnung zu verlassen.

Nach etwa anderthalb Stunden kehrte er verstört zurück, verweigerte jede Ant-

wort, wies das Frühstück von sich, mied die Schule und schloss sich ein.

Kaum Frau Margreth fand Zutritt.

Gegen Abend fieberte er heftig.

In der Nacht kam's zum Ausbruch und stöhnte der Kranke zum ersten Mal mit dem furchtbaren Wort „Kirchenräuber“ auf. Es klang wie Selbstzerknirschung, wie der Jammerruf eines Verdammten, wie der Angstschrei eines Verfolgten, Gehetzten.

Er wirft sich nicht nur im Bette von einer Seite auf die andere; er erklettert den nahestehenden Kasten; er springt von diesem verzweiflungsvoll, als hab' er vor sich eine unermessliche Tiefe. Er müht sich und ächzt, als wär' er zu einer Sisyphusarbeit verurtheilt.

Und was hat diesen trostlosen Umschlag herbeigeführt? Der Schritt, welcher zum Frieden dienen sollte.

Zechner war in früher Stunde bei Seiner Hochwürden dem Herrn Pfarrer Kohlmayer zur — Beichte gegangen.

Ein solcher Priester und ein überzartes

Gewissen: der Zusammenstoss musste verhängnissvoll werden für den edleren Theil!

Am nächsten Morgen war Zechner sehr geschwächt. Er schien die Seinen nicht zu kennen; denn er blickte sie misstrauisch von der Seite an, als hätte er wesenlose Schemen, trügerische Scheinbilder vor sich.

„Du willst Margareth, du willst Vefi sein? Ich weiss, wer dich geschickt hat ... Hu, wie's gellt! Jetzt kommen sie ... Kirchenräuber! Kirchenräuber!“

Dr. Victor hatte sich ungesäumt auf den Weg gemacht. Er bot Alles auf, die zerrütteten Geister seines väterlichen Freundes zu beruhigen. Auf's Genaueste erkundigte er sich bei seiner Mutter, bei allen Näherstehenden, woher das Uebel stamme und wie es angewachsen. Dann entschied er ernst: „Wir müssen ihn in eine Heilanstalt bringen.“

Zuvor gedacht' er noch, dem Pfarrer einen Besuch abzustatten, und zwei Jugendfreunde bat er, ihn dahin zu begleiten.

Die Nichte Seiner Hochwürden gewahrte die Annäherung der drei Männer; sie rapportirte eiligst und war, als Jene die Schwelle betraten, schon mit der Weisung zurück: „Der hochwürdige Herr Pfarrer ist nicht zu sprechen, er ist nicht zu Hause.“

„Er verleugnet sich also, der Feigling!“ erwiderte der Doctor. „Dann melden Sie ihm, dass ich mitten auf dem Marktplatz Dasjenige sagen werde, was ihm auf seiner Stube zu hören zugedacht war.“

„Aber was wünschen denn die Herren?“

„Nichts, das die Pfarrhofschnepfe anginge.“

Damit drehten ihr die Männer den Rücken. Die gereizte Jezabel hatte aber im Vorhaus nichts Anderes zur Hand, das sie ihnen nachschleudern konnte, als die Spritzkanne.

Unter die Leute tretend, sagte der Doctor: „Mit diesen Freunden wollt' ich dem Pfarrer einen Besuch machen und ihm bedeuten, wie trefflich seine schwarze Kunst in einem klaren Geiste, einem feinfühligen

Gewissen Verwirrung angerichtet. Der tückische Feigling hat uns nicht vorgelassen. Ihr kennt mich, Landsleute; ich bin ein ehemaliger Klosterschüler und erfreue mich der Freundschaft Gerhab's, unseres früheren Pfarrers. Ich habe keine andere Weihe, keine andere Kraft, als welche mir die Wissenschaft verleiht. Aber das gelob' ich bei allem Ernste, den mir das Leben zur Pflicht macht, nämlich dieser herzlosen, herrschsüchtigen und gewaltthätigen Pharisäerbrut, die durch eueren jetzigen Pfaffen vertreten ist, die Wege zu kreuzen, allerorts und immerdar. Und das mag er zu hören bekommen."

Zechner ahnt nicht, welch' traurige Fahrt er antritt. Frau Margreth und der wackere Doctor nehmen ihn in die Mitte. Was den Wagen umsteht, theilnehmend, mitleidsvoll, weinend, grüssend, winkend: Alles kommt dem Kranken fremd und gleichgiltig vor. Und die armen Blumen, die man ihm in die Hand drückt, auf den Schooss legt! Er greift plump hinein in

ihren Schmelz, und selbst das Basilicum hat in seinen Augen nichts voraus.

* * *

Es jährt sich bald und Zechner hat die Anstalt nicht verlassen. Gerhab hofft aber starkgläubig, die Genesung des Freundes noch zu erleben. Frau Margreth führt dem edlen priesterlichen Greis derweil die Wirthschaft, die sie ihm unter ganz anderer Voraussetzung so geschmackvoll eingerichtet. Ihr trefflicher Sohn ist ein Mann, der Wort hält. Die Gemeindesecretärstelle im Marktflecken ist noch nicht ausgeschrieben und die des Oberlehrers vorerst nur provisorisch besetzt. Kohlmayer, der moralische Dickhäuter, könnte zwar auf die stabilitas loci pochen, ist aber doch um Versetzung eingeschritten. Ein gelegentliches, unmuthsvolles Spottwort bringt dies zu Wege. Die „Pfarrhofschnepfe“ ist

nämlich an dem Fräulein Nichte haften geblieben, und diese erträgt es nicht. Sie will fort, aber, versteht sich, nicht ohne den hochwürdigen Herrn Onkel.

DIE DORFSIBYLLE.

Ich folgte der Einladung eines Landsmannes, eines tüchtigen jungen Landwirths, dessen nähere Bekanntschaft ich aber noch ausstehen hatte. Ich sollte auf eine solche Weise sein Gast sein, dass sich mein Selbstgefühl nicht zu kränken brauchte.

Er stellte sich mir schlichtweg als Eder-bauer vor, als wir uns vor dem kleinen Bahnhof fanden, wo der Zug sonst Niemand absetzte und auch Niemand aufzunehmen hatte.

Mein Wirth war hochgewachsen, mochte dreissig und etliche Jahre zählen, verrieth mit jeder Bewegung Kraft und Behendigkeit und besass gescheidte, einnehmende Züge.

Das Auge hatte einen freisamen Aus-

druck, die Nase einen edlen Schwung und hinter der Stirn dämmerte weder Beschränktheit noch Tücke.

Bart und Haar, beides braun, war kurz geschoren, wohl um möglichst wenig Pflege zu beanspruchen. Die Hände verleugneten nicht, dass sie nach Bedarf auch selbst mitzugriffen. Landluft und Schweiss hatten über sein Gesicht eine köstliche Patina von Gesundheit verbreitet.

Gleichwohl war der ganzen Erscheinung etwas Edelmännisches, Landjunkerliches im guten Sinne, also ohne den Stempel von Hohlheit und Uebermuth, eigen.

Damit stimmte auch das Aussehen von Pferden und Wagen überein. Das waren keine gewöhnlichen Ackergäule, obwohl sie gleich ihrem Herrn auch den niedern Dienst kennen mochten.

Das Wägelchen war zwar das landesübliche Gefährt mit dem gepolsterten Hochsitze über dem viereckigen, nach rückwärts ausladenden Frachtkorbe, aber das Zeug war feiner und geschmackvoller, hatte so-

zusagen neben der besseren Verwendbarkeit Stil.

Der Mann gefiel mir, und da wir auf dem Bock neben einander sassen, konnte ein Gespräch leicht in Fluss kommen. Ich stichelte auf den Bauer, indem ich zu verstehen gab, dass ich wohl viel Schönes vom Realitätenbesitzer Eder, vom Ederhof und vom Herrenstöckel daneben wüsste.

Er darauf: „Ich finde den Ausdruck Bauer ehrlich und richtig für Jeden, der im Haus und auf dem Feld sein eigener Knecht ist. Der Gutsbesitzer will hoch hinaus; der Realitätenbesitzer rührt häufig den Pflug nicht an, sondern begnügt sich mit den Renten, und der Volkswirth kommt sozusagen nur im Buch vor.

— „Und denkt die Bäuerin auch so stolz-bescheiden wie der Bauer?“

— „Ich wirthschafte mit einer unverheiratheten Schwester,“ entgegnete Eder kurz und abschneidend.

Diese knappe Antwort wunderte mich, aber auf dieser Fährte war füglich nicht

weiter zu kommen. Dafür erregten, je tiefer wir in die Thalbucht eindrangen, desto mehr die ausdrucksvollen Formen des den Kessel abschliessenden Gebirgs meine Aufmerksamkeit. Insbesondere machte sich fern, rechts, ein fast giebelförmiger Schrofen durch einen sammtgrünen Grasfleck bemerkbar, welcher als ein der oberen Wand vorgelagerter, schwellender Polster die Bestimmung zu haben schien, den Abstürzenden aufzufangen und so vor tödtlichem Falle zu bewahren; denn vom Grasfleck an fällt der Berg mauersteil ab, mit einem ähnlichen Gewände gegenüber eine Schlucht bildend.

Eder errieth, dass mir's um Auskunft zu thun war, und sagte gegen die Giebelwand weisend trocken: „Das Gamskar!“

Und als sollten wir das böse Gestein möglichst bald aus dem Gesicht verlieren, rief er dem Handpferd zu: „Wist, Bräunl, wista!“

Bereits zweimal so karg behandelt, wusst' ich nun in der That nicht, wie ich

mit meinem künftigen Hauswirth daran war. Ich liess das Plaudern und verlegte mich ganz aufs Schauen.

Bald aber lenkte Eder selbst ein, als reut' es ihn, den letztgedachten Gegenstand so vernachlässigt zu haben. Wieder kam nämlich das Kar in Sicht und es schien, als weise ein Sonnenstrahl eigens auf den Grasfleck.

— „Sie werden die Geschichte hören wollen," begann der Gastfreund, „und besser als der Nächstbeste weiss ich um sie. Es ist auch möglich, dass damals Einiges davon in die Zeitungen gekommen ist. Das Richtigste wirds aber kaum gewesen sein ... Vor fünf Jahren, am 16. August war's, ist dort auf dem Kar ein braver Bursch verunglückt, ein Bräutigam mit dem eben erhaltenen Jawort in der glücklichen Brust. Noch ein Juchzen hat er ausgestossen auf dem Aesplatz und weg ist er gewesen, wie vom Wind verweht!

— „O der Aermste! Hat er sich verstiegen? Ist er abgefallen? Und hat ihm

das Jagdfieber den bösen Streich versetzt?“

— „Das Jagd- oder das Liebesfieber, wie man's nimmt. Auf der Gemsjagd ist's geschehen. Ich kannt' und liebt' ihn wie . . . wie . . . einen Bruder, den Lois. Den Hinterholzer Lois hat man ihn gern geheissen. Dreissig Jahr' war er alt, und wie's liegt und steht, war das schöne Anwesen auf seinen Namen umgeschrieben. Es hatt' ihm die Müllerstochter gefallen von drüben im Graben, wo die Sturzwand niedergeht. Die Sonn' hat nicht viel zu suchen in diesem Winkel und das macht wohl, dass dort die Dinger mit dem langen Haar und dem kurzen Verstand noch närrischer sind als anderswo. Die Dirn ist allerdings sauber gewesen, aber natürlich, je mehr sie Anwerth gefunden, desto eitler, eigensinniger und übermüthiger war sie auch. Hinterher hat sie's freilich bitter bereut, und gestraft ist sie genug — sitzen geblieben ist sie!

„Einen braven Menschen hinzuhalten,

ja das verstand sie, und meinen guten ... Kameraden konnte man sich leicht um den Finger wickeln. Sie hat ihn denn auch gefoppt, gequält und aufgezogen, so oft und vielfach als es solch ein Zierscherben von einem müssigen Kopf, der Mannes-werth und -Arbeit nicht zu fassen vermag, nur immer ersinnen konnte, und das Alles, weil er einen kleinen Tadel hatte. Sein rechter Fuss war nämlich ein wenig kürzer als der linke, sonst aber gut zu brauchen ...

„Nur noch mehr vernarrt, je toller sie's trieb, that der Hinterholzer Loisl, was er der Dirn an den Augen absehen konnte, und weil sie im Grund' ja kein schlechtes, sondern nur wie so viele Ihresgleichen ein unvernünftiges Ding war, musste sie schliesslich einsehen, wie gern er sie hatte und dass weitum kein Besserer auftauchte. Und so hat sie nachgegeben — aber freilich, als hätte sie der Teufel geritten, eine kleine Bosheit hat sie denn doch noch anbringen müssen. „Hörst, Loisl, hat sie gesagt, morgen jagt der Graf da droben und Du

gehst mit und stellst mir einen Gemsbraten, Du selber, verstehst mich? — sonst werden wir nie und nimmer ein Paar.“ Das ist wieder dem unbehilflichen Fuss vermeint gewesen und der Lois hätte sich um keine Welt zurückhalten lassen. So hat's wohl kommen müssen. Auf der einen Seite die blinde Lieb', auf der anderen die helle Versucherin und in der Mitten das schwache Herz, dem's vor Glück und ‚Schneid' rein schwindlig wurde . . .“

Der Erzähler hielt bewegt inne und ich trug Scheu, ihn zu drängen, zumal in seiner Darstellung etwas angeklungen hatte, das auf eine tiefe Wunde seines eigenen Herzens, auf eine seltsame Schätzung oder Verkennung des Weibes schliessen liess.

Der Weg machte eine kleine Wendung und der gräuliche Fels zeigte sich wieder, breiter und deutlicher, im Schimmer der Nachmittagssonne.

Eder begann von Neuem: „Der Hinterholzer hatte zuhöchst auf dem Grat seinen Stand, da wo's das Abstürzen der flüchtigen

Gemsen zu verhindern galt. Und es stand nicht lang' an, so kam ein stattliches Böcklein schnurgerad' auf die Wand zugeeilt. Der Lois war flink und traf gut. Der Bock, erst zurückknickend, that aber noch einen schwachen Sprung nach vorn' und weg war er über die Schneide.

„Die von den nächsten Standplätzen eilten herbei, und da sah man das schöne Stück Wild drunten liegen, braun auf dem grünen Grasfleck. Loisl der Schütz war auch schon unterwegs darnach — die Stelle ist just nicht so gefährlich als sie aussieht, gleichwohl rief man ihm zu, er möchte sich an den Strick nehmen lassen. Der Gewarnte achtete nicht darauf. Er stand drunten auf dem schmalen Absatz mit dem Gesicht gegen die Wand und mit der Beute zu Füssen. Mit seinen starken Armen rafft' er das Gems auf, und mit einem Jauchzer schwingt er's kopfüber auf die Schultern, und da war das Unglück auch schon geschehen!

„Ob nun der schwache Fuss nachgab

oder ob durch den Schwung der Oberkörper das Uebergewicht nach rückwärts bekam, er stürzt' ab mitsammt der todten Gemse — sie hatt' ihn niedergezogen.

„Ein jäher Aufschrei war Alles, was droben gehört wurde, und über eine Weile hat ein anderer Schrei aus der Grabenschlucht herauf geantwortet, dass es die Felsen hätt' erweichen können, wenn das nicht eben Steine wären. Denselben hatte die trotzige Müllersdirn ausgestossen.

„Jetzt hatte sie freilich den Gemsbraten knapp vor ihre Thür gestellt, aber der gute Lois, der treue Schatz, der muthige Jäger lag blutig-zerschmettert daneben. Und das Alles wegen einer glatten Larve und wegen eines kitzlichen Hirns!“

Ich that, als hätt' ich die letzte, grausame Bemerkung gar nicht gehört, und sagte: „Hoffen wir, dass das letzte Gefühl, welches Ihr Freund hatte und haben konnte, eben sein Glücksgefühl war. Was folgte, traf ihn so jäh, betäubend, tödtlich, dass

es ihm kaum zum Bewusstsein kommen konnte.“

— „Möglich! Man glaubt ja gern, was tröstet,“ erwiderte der Ederbauer. Er richtete sich auf und sah freier um sich, als hab' er eben auf schickliche Weise Etwas abgeschüttelt, das verdriesslich oder drückend gewesen.

Der Weg bog hügelan und ging durch bereits stark gilbende Fruchtfelder, die, sichtlich von der Sonne begünstigt, breit ergossen, sich den sanften Hang herabzogen.

Droben auf einer natürlichen Erdstufe unter dem Waldessaum, theilweise noch von einzelnen Forstriesen und von tiefer verzweigten Obstbäumen verdeckt, breitete sich das Gehöft aus. Das Herrenstöckel zur Rechten, zum Theil noch von einem Arm des Waldes umschlungen, erinnerte lebhaft an ein herrschaftliches Jagdschlösschen, klein und doch hoffärtig sich aufrichtend, mässig aber schmuck geschnörkelt

an Thor und Fenstern, mit einem Kuppel-Erkerchen, das sich putzig vom Mansardendach absonderte.

Strebte das Stöckel in die Höhe, so dehnte sich dafür der nahe Wirthschaftshof behaglich in die Breite. Er wollte nichts Vornehmeres sein als ein Bauernhaus wie andere der Umgegend, übertraf diese aber an Grösse, Lichtfreundlichkeit und Zweckmässigkeit. Nichts daran war unmässig geziert oder kleinlich verschnitzelt oder ins Villenartige vertändelt. Der Unterstock bestand ganz aus Mauerwerk; zur Hausthür führten einige steinerne Stufen und darüber spannte sich, auf hölzernen Säulen ruhend, das Vordach. Das Giebelfeld war von einem Thürmchen überragt, welches das die Essenszeit und den Feierabend kündende Glöcklein sehen liess. Der Söller zog sich gegen das Stöckel hin und bog dann die Schmalseite entlang ab. Ein zweiter, höherer „Gang“ überquerte das Giebelfeld. Er glich einem schwebenden Gärtlein und vom warmen Braun der Holz-

wand hoben sich die Blüthengluth und das Blättergrün gar lieblich ab.

Bei der nächsten Wendung des Weges wurden wir eines Weibleins ansichtig, welches aufmerksam grüsste. Das Kopftuch liess an den Schläfen und über der Stirn blühweisses Haar zum Vorschein kommen. Die Augen blickten gutmüthig und gescheidt. Spenser, Kittel und Fürtuch waren zwar verblichen, aber sauber gehalten. Der Regenschirm, der rothe, diente wohl auch als Stütze.

Wider Erwarten hatte Eder ein freundliches Wort für dieses Mütterlein; er hielt sogar die Zügel an. „Immer auf den Beinen!“ sagt' er fast vorwurfsvoll.

— „Ja, Ederbauer,“ gab das Weiblein zur Antwort, „wenn der Kopf schwach wird, muss man die besseren Gedanken oft suchen gehen.“

— „Kehrt die Frau Groggerin vielleicht ein bischen zu? Ich mache Platz . . .“

— „Heut' nicht; sonst lass' ich mich nicht nöthen, wenn mir 'was Gut's vermeint

ist. Hat der Herr Eder ja ohnehin einen Gast — der könnt' leicht eifersüchtig werden." Sie lachte.

— „Also ein ander Mal!"

— „Ich verred' mir's nicht. Man geht ihm nicht aus dem Weg, dem ledigen Hof . . ."

Eders Zuruf gab dem Gefährt einen jähen Ruck. „Das ist unsere Sibylle" sprach er, mir gleichsam nachträglich das Weiblein vorstellend; „was sich in ihrem Kopfe reimt, hat gewöhnlich seine Richtigkeit. Ich kann dem Mütterchen nicht feind sein, hat es uns allen doch, die wir hier herum im mittleren Alter stehen, mitverholfen zu g'raden Gliedern. Und stossen Sie sich nicht daran: ich halt' es mit alten Weibern wie mit alten Weinen."

— „Die denn doch auch einmal Most und feurig gewesen sein müssen." So ich.

— „So lange sie das sind, bezieh' ich sie eben nicht."

Das sollte beiderseits scherzhaft klingen.

Das letzte Sonnengold streifte über den

Berghang, die Unglückswand glühte in hellem Purpur, dem Waldgraben entstieg graufeucht die Nacht, in den Aeckern schwirrt' es und der Dengelhammer arbeitete, als ich den Ederhof betrat.

Grete, des Gastfreundes Schwester, kam uns an der Schwelle entgegen. Ich grüsste sie Fräulein und hätte sonst ihr Wesen und ihre Erscheinung verkennen müssen. Sie war schlank gewachsen wie ihr Bruder, beträchtlich jünger als dieser, zeigte ein feines, einnehmendes Gesicht und ihre Stimme hatte vollen Herzensklang. Die wird ihr Lebtag keine Bäuerin — rief's in mir, und von Aussen schien mir eine Stimme zuzuflüstern: Die heirathet nicht, so lang' ihr Bruder ledig bleibt.

Ich merkte an dem Empfang und an dem ersten Beisammensein beim Abendtisch, dass ich nicht leicht besser aufgehoben sein konnte. Spät hielt ich meinen Einzug ins Stöckel. Hier im traulichen Erkergemach sollt' ich einige Zeit hausen, lesen, schreiben und zum Fenster hinaus

sinniren; hier als auf schöner Warte den Vollmond und lichtblühende Nächte geniessen. Noch eh mir aber hier zum ersten Male die Augen zufielen, musst' ich des klugen Weibleins gedenken und mich fragen, warum es auf den ledigen Hof gestichelt.

Und war ich ein Stubenhocker? Keineswegs. Rasch lebt' ich mich in die gastliche Gegend ein. Ich machte mich mit den Waldwegen vertraut und gewann ihnen die bescheidenen Reize ab. Ich achtete auf den Kukuksruf wie auf den Wachtelschlag. Die uferwärts lustwandelnden Bachstelzen, die Goldammern an Rainen und Hecken, die Drosseln im Erlenthälchen, die Meisen im Birkenholz, Zaunkönig und Rothschwanz entgingen meiner Aufmerksamkeit ebenso wenig als der hämmernde Specht, das springende Eichhorn oder die hoch im Blauen über den Saaten tirilirende Lerche.

Verlor ich mich höher in den Forst und hielt ich stille Rast am Wechsel, dann konnt' ich wohl auch verwunderte Rehaugen auf

mich gerichtet sehen, bis mit jähem Satz unter einem dumpfgröhlenden Warnungsruf das schlanke Geschöpf Kehrt machte.

Nusshäher und Haselhuhn waren am schütter bestandenen, sonnig bebuschten Waldbühl zu treffen, während der Habicht, zumal in der Sonnenfrühe, mit scharfem Auge, wellig zitterigen Flügelschlages, jetzt ruhig schwebend, jetzt in scharfer Schräge niederschiessend, die frischen Holzschläge und hangenden Waldblössen abmusterte.

Ich athmete den Hauch, der die Wipfel regte, blickte in das glitzerige schwüle Luftgekräusel über Aeckern und Wiesen und verlegte mich mit lauschendem Ohr aufs Unterscheiden der Waldstimmen.

Mit dem Weiblein, das so gern auf den Beinen war, musst' ich wohl bald wieder zusammentreffen. Ich sass in der Waldweide auf einem Uebersteig, wie solcher im Zaun häufig neben dem Fall- oder Schiebthor angebracht ist; das meist ungefüge Thor öffnet sich fürs Vieh und für die Fuhren, während, was zweibeinig daher-

kommt, lieber den Ueberstieg benutzt. Der gelenke Bursch setzt aber seine Ehr' darein, springend über Zaun, Thor und Stieg zu setzen: —

Tanz'n und schwanz'n,
Schene G'sangl sing'n,
Koan Gattern nit ao (auf) thoan,
Frisch drüba spring'n!

Das Mütterchen nun kam den Waldweg daher und ich lud es ein, auf der unteren Stufe des Ueberstiegs Rast zu halten. Ich bekam aber zur Antwort: wer weit zu gehen habe, thue besser, schön auf den Beinen zu bleiben; nachher könn' er sich um so tüchtiger ausrasten. Eile hatte die Frau Groggerin gleichwohl nicht. Sie hielt vor mir und betrachtete mich mit neugierigen, klugen, gutmüthigen Augen.

— „Der Herr sitzt so alloa' da — muass eahm wohl aa die Zeit lang wern," meinte sie.

— „Doch nicht, liebes Mütterchen! Wenn man Jahr und Tag in der Stadt lebt, schaut man gern wieder einmal ins

Grüne und sucht eine stille, eine schöne Gegend auf.“

— „Afs g'fallt's Enk bei uns öppa gar? Na ja, mir san halt die Berg schoa' g'wöhnt. Söllt's halt aber doh a G'sellschaft habn — i moan grad, in der Stadt drin müassn aa Viel' lödig bleibn.“

— „So ists.“

— „Und das thuat kan Guat nöt. 's keman bei uns schoa' so viel' arme Waserln auf d'Welt, dö umawalg'n müass'n — habt's leicht aa so was Kloans?“

— „Das Ihr für Geld und gute Worte in Kost und Pflege nehmen möchtet?“

— „O Jessas na! I kenn mih eah schon neama recht aus vor lauter Kinderwerch. I han krat a so g'fragt, weil ich moan, dass's an braven Vatern hätt!“

— „Ich danke für die gute Meinung; aber man kommt nicht leicht zu solchen Kleinigkeiten, wenn man ein strenges Geschäft hat.“

— „Ja mit Verlab, was kann denn a so

a komoder Herr wia-r-Enkeroans so viel z'thuan hab'n in der Stadt?"

— „Denken, schreiben und Spitzbuben einsperren lassen muss ich." — Hier macht' ich mich einer Falschmeldung schuldig, indem ich dem Weiblein einen grimmigen Richter leichter begreiflich machen zu können glaubte als einen harmlosen Schriftsteller.

— „O du mein Gott, mit a so an guatn G'schau! Muass Enk wohl recht hart ankemm'."

— „Je nachdem."

— „Wann aber Oans nur so in der Gach was ang'stellt hat . . ."

„Vom Bösewicht gilt: je bedächtiger, desto niederträchtiger."

— „Oder wenn Oans aus heller Noth sih vagriff'n hätt'. Ja, Herr, der Hunger thuat weah . . ."

— „Die Nothlage wird immer und überall berücksichtigt."

— „Und wann an Andres g'razt und ang'fangen hat? Aft geaht ma leicht z'weit..."

— „Ja, Frau Groggerin, auf die gerechte Nothwehr kommt's an.“

— „Und häuftig is's gar nöt so bös g'moant g'wödn . . .“

— „Aber Acht geben muss man; und nichts vernachlässigen darf man, Mütterchen!“

— „Ja, 's selli wol! Wann aber öppa scho' Gras drüber g'wachsn waar?“

— „Ein grosses Verbrechen verjährt nicht so leicht.“

— „Aber d'Reu is ja do schoa' die halbe Straf'?“

— „Gewiss, Mütterchen!“

— „Das müassn wohl recht g'scheidte G'setz' sein!“

— „Es geht an, Bäuerin.“

— „Und dass Oes Oan unglückli g'macht hätt's, ih kunnt's völli nöt g'labn. Und mit Enk müasst's Oani recht guat habn, ziemt mih.“

— „Möglich, wenn ich nicht schon die Ueberfuhr versäumt hätte.“

— „Sagt's nur das nöt! Was soll'n aft

denn d'armen Weiberleut' anfangen, wenn sih die tollestn Mannsbilder 's Heirat'n varedn? Woant sih eh Oani, die an Hof hat und sauber is, hoamli d'Aug'n schoa' roth, wal der Ederbauer nix mehr wiss'n will von ihr, seit er a'gfall'n is, sein Bruder, der Lois, und er selber sein Jagerrock hat ausziachn müass'n."

Ich horchte auf und entgegnete: „Ich glaube gehört zu haben, dass der vor fünf Jahren auf dem Gamskar Verunglückte der Hinterholzer Lois gewesen."

Das Weiblein drauf: „Ban Hinterholzer hoasst's eh aa dromad ban lödign Hof. 's hat der Jager so g'hoassn im kloan Forsthäusl drin. Der alti Eder hat aber All's z'sammkaft und neuherg'richt't bis af's Stöckl, wo selm zeitenweis d'Herrschaft ag'stiegn is."

— „Und der Lois war nicht blos ein guter Kamerad, sondern der Bruder unseres Ederhofers?"

— „Und gwiss aa noh! Sei' Muatter hat's nöt g'wisser wiss'n künnen als wia-r-ih.

Und wal der Ederhofer sein Bruader so gern hat g'habt, und wal er aft sein Stand hat müassn wechseln, und wal am ganz'n Unglück a varuckte Gretl, die Müllner-marie, Schuld is, destwegn is sider der Eder so weiberleutscheu, dass er krat den scheanstn und bravstn aus'n Weg geaht, wia-r-er nur kann; und hat ma schoa' so was g'hört, dass Oaner wegn so einer G'schicht seiner Liabstn, die doh ganz gwiss nix dafür hat künen, sei Liab' auf-g'sagt hätt? . . . Doh ih kamet leicht gar noh in's Plappern und Leutausricht'n! 's is aa besser, wann Oans sih müed geaht als müed steaht. Pfüe' Gott, Herr Richter!"

Ich war nachdenklich geworden, brachte aber doch noch soviel Artigkeit auf, dem Weiblein das Gatterthor zu öffnen. Bis sie im dichteren Walddunkel verschwand, blickt' ich ihr nach, der rüstig trippelnden Alten. Ob die noch ihren Kopf beisammen hatte! Wenn Eins von uns Beiden den Kürzeren gezogen, sie gewiss nicht. Mit welch tüch-tigen Einwänden wusste sie der Eigenschaft,

die ich mir angemasst hatte, zuzusetzen! Sie nimmt den Richter, den ich ihr vorgespiegelt, so wenig ernst, als ich glauben kann, dass ihr die Bemerkungen über Eders „Weiberleutscheu“ nur gelegentlich entschlüpft seien. Aber wozu mir diese Enthüllung? Damit ich um der heimlich weinenden Augen willen unterlasse, meinen Gastfreund in seiner Einseitigkeit zu bestärken? Möglich; und diese Enthaltsamkeit kostet mich nicht viel — nicht jeder Junggesell braucht ein Weiberfeind zu sein. Was aber mochte den Ederhofer bestimmen, mir in dem verunglückten Lois seinen Bruder zu verschweigen? Will er's nicht Wort haben, dass dieses Unglück und einzig dieses ihn umgewandelt? Dann steht wohl überhaupt seine Einsiedlerklause nicht auf sonderlich festem Grunde oder er beginnt ihrer überdrüssig zu werden. Sibylle nannte Eder die Alte; nun denn, ich mochte die Sache drehen und wenden, wie ich wollte, diese Dorfsibylle hatte mir's angethan. Und wie hätt' ich bei meinem Auszuge aus der

Stadt verhoffen sollen, in einem stillen Winkel, mitten im grünen Wald zu einem so anregenden Gespräch zu kommen?

Doch auch die einfachen Feldwege liessen mich nicht leer ausgehen. Die Sense schafft am liebsten im thaufrischen Morgen, der Rechen in der Nachmittagsschwüle und die Sichel darf nicht rasten, so lange sich noch eine goldene Aehre wiegt. Droht Wind und Wetter, dann lässt man aber von dem, was noch auf dem Halme steht, um doppelt rasch das bereits Gefällte in Garben zu binden und aufzudocken, zu häufeln und zu hiefeln, in Fuder aufzuschichten und in die bergende Scheuer zu schaffen. Den drallen Schnitterinnen, den aufladenden Burschen zuzusehen kann einzig nur einen Sybariten verdriessen und das artige Stillleben dort im Schatten des Haselstrauches . . . o, das verdient sorgsamer gefasst zu werden. Und strampelt es auch ein wenig, nur scharf zugesehen!

Ich holte mein Schreibheft hervor, suchte vor den schrägen Strahlen der Nachmittags-

sonne selbst auch einen nahen Schatten auf, liess mich auf einen Markstein nieder und nahm meinen artigen Vorwurf auf's Korn. Darnach begann ich zu schreiben:

Unter der Staud' am Rain
Ein zappelndes Kind allein?
Nicht doch; den kleinen Fritz
Bewacht der kluge Spitz;

Der kennt sein Wärtergeschäft
Und ist auf Kurzweil bedacht,
Bis der Schützling wieder schläft
Oder, lieber noch, lacht.

Und ruht sich's denn so hart?
Ein Korb ist Bettchen genug,
Und dazu wird nicht gespart
Blaukissen und blumiges Tuch.

Die Sonn' ist höher schon,
Das Ackerfeld ist glüh:
Da schattet, ein riesiger Mohn,
Gar prächtig das Parapluie.

Noch wäre der Krug im Bereich,
Und schwüler wird der Tag:
Wie Kind und Hündchen nur gleich
Sich da behelfen mag?

Fritz, wenn er dürstet, schreit . . .

Ich stockte und indem ich aufblickte, gewahrt' ich zur Linken eine schlanke Gestalt, launige Braunaugen, rothe lächelnde Lippen, gedankliche Schläfen . . . „Fräulein Grete!“ rief ich überrascht aus.

— „Ich habe den Leuten die Jause gebracht und sehe Ihnen nun schon eine Weile zu,“ antwortete die vom ledigen Hof. „Sie machen es ja völlig wie die Maler und ich war doch der Meinung, die Dichter brauchten kein handgreifliches Modell.“

— „Warum mitunter nicht auch? Sie sollen ja dem Leben verlässliche Züge ablauschen; das wird ihnen leicht, wenn die Welt, die Natur ihnen fertige Bilder darbietet, seien es gefällige oder deutsam-tiefe. Anders freilich rundet der Maler das Bild ab, anders rahmt es der Dichter ein.“

— „Und mit der gerühmten Feinfühligkeit der Dichter ist's wohl auch nicht weit her; sie sollen den Athem ihrer Muse, ihres Schutzgeistes wittern und ich stand doch schon lang' an Ihrer Seite . . .“

— „Wenn aber gleichwohl Ihre Nähe die Arbeit gefördert hätte?“

— „Lassen Sie hören.“

— „Vorerst noch den Schluss — mit Einem Male hab' ich ihn: zweifeln Sie noch, dass Musen walten?“

— „Zur Sache! Lesen Sie, was Sie bereits geschrieben haben, und fügen Sie den Schluss hinzu: so komme ich zum Ganzen.“

Und ich las und ich schrieb: . . .

Fritz, wenn er dürstet, schreit,
Und bellt der Hüter mit:
Für die Mutter wird's dann Zeit,
Dass sie beflügle den Schritt.

Dort schafft sie so wohlgemuth,
Dass blitzend die Sichel klingt —
Den Blick herüber sie thut,
Sobald sie die Garbe schwingt.

Es klang leidlich. „Und nun,“ fügt' ich hinzu, „soll das Blatt Ihnen gehören; ich habe derlei müssiges Zeug schon mehrmals auf Ihrem Arbeitstisch bemerkt.“

— „Ich will's in Ehren halten. Hat das Kind der Schnitterin, der arme Wurm der

Kerschbaumerlies, schon einen Dichter gefunden! Sonst werden ja doch nur Fürstenkinder in den Windeln besungen. Aber freilich, oft ist auch schon aus einem Dienstbotenkind 'was Rechtes geworden.“

Und rasch abspringend fuhr sie fort: „Brechen wir auf! Es lässt sich gut plaudern auf dem Heimweg, auch von Dingen, die man bei Tisch — und sonst sehen wir uns ja wenig — nicht wohl berühren kann. Wie weit kennen Sie schon unseren ledigen Hof?“

Die Frage befremdete mich und darnach spitzte sich auch meine Antwort zu; ich sagte nämlich: „Ich weiss mich frei von sträflicher Neugierde.“

Fräulein Grete drauf: „Nicht so! Wir sollten uns leichter sprechen. Ich setze bei Ihnen Theilnahme und Freundschaft voraus, und so dürften Sie sich wohl schon manchmal gefragt haben: was wird aus der armen Grete, wenn der Ederhofer bei seinem ledigen Eigensinn verbleibt?“

Ich darauf: „Ihr ruhiges, sicheres Wesen,

Fräulein Grete, verbürgt Ihnen ein würdiges Geschick. Soviel ich weiss, steht der ledige Hof mit dem noch immer nicht verschmerzten Unglück auf dem Gamskar in Verbindung. Der Schlag traf das eine Geschwister so gut wie das andere; aber muss er deshalb auch für beide von denselben Folgen sein? Des Ederhofers Sinn hat sich wegen der einen Thörichten, die den Bruder Lois ins Verderben gehetzt, gegen das ganze weibliche Geschlecht verbittert; es ist dies eine Unbilligkeit, eine Ueberreizung, ein krankhafter Zug, der hoffentlich denn doch schon am Längsten gewährt hat. Aber abgesehen davon, wie kann das gemeinsame Unglück denn auch Ihnen das Heirathen verleidet haben? Kein Mannesfrevel ist dabei mit unterlaufen, der Ihr Herz verletzt und uns ohne Unterschied abwendig gemacht haben könnte. Sie sind weder an den ledigen Hof noch an die Seite ihres Bruders gebunden, und welches Recht Ihre Jugend hat, was Ihr Herz und Ihre Hand werth ist, kann Ihr eigenes

Gefühl, und wär' es die Bescheidenheit selber, nicht verkennen."

— „Im Gegentheil, ich bin stolz, ich bin eitel, was Sie lieber wollen; mich selber aufzugeben, fällt mir nicht ein. Aber mit meinem Wünschen und Hoffen thu' ich weder dem Ederhof, noch dem Bruder einen Gefallen. Geh' ich, so spinnt er sich noch mehr ein; denn er fühlt tief, bleibt halsstarrig bei seinem Vorsatz und anders als Andere zu sein, schmeichelt ihm. Bleib' ich, so brock' ich noch ein Jahr ums andere zu, ohne selber vorwärts zu kommen und aufs Ungewisse, ob dabei für ihn etwas Gutes herausschaut. Und so wie so muss ich mit meinen Gedanken zurückhalten; denn er hätt' eher Spott dafür als ein richtiges Einsehen — so verstimmt ist sein Gemüth. Ja, wenn ich ihn nicht lieb hätte! Dass er ein tüchtiger, rechtschaffener Mann ist, wissen und schätzen Sie ja selbst auch. Es ist eine Lust, ihn schaffen zu sehen, und ich wirthschafte leicht mit ihm. Aber seine Verblendung ist arg, und nur sie kann

ein Heimlichthun entschuldigen, das sonst nicht meine Sache ist.“

Wie, von diesem Kummer konnt’ ich bisher ohne Ahnung bleiben? Fräulein Grete hatte Gewalt über sich; im Hause gebot sie wie eine weise Herrin, zu Tische brachte sie ein heiteres Wesen und mit ihrem Herzen flüchtete sie sich ins einsame Stübchen!

Ich antwortete mit aufrichtiger Sorge: „Wenn man Alles erwägt, Fräulein Grete, so fällt es vielleicht doch am besten aus, wenn Sie Ihre eigenen Angelegenheiten fördern. So lange Sie an der Seite Ihres Bruders bleiben, machen Sie sich an seinem Herzenstrotz mitschuldig oder erleichtern ihm denselben doch über alle Massen. Denn was seine Gattin als Hauswirthin nur immer zu leisten vermöchte, ordnend, schmückend, daheim und auf dem Felde mitthätig, das sinnen und vollbringen Sie aufs Beste. Er nimmt es als selbstverständlich hin; er braucht Ihnen nicht sonderlich dafür zu danken, denn es ist ja seine

— Schwester, die so sein Schalten und Walten ergänzt und verschönt. Entziehen Sie ihm diese Stütze, nöthigen Sie ihn, sich um einen Ersatz umzusehen, so werden ihm vorerst wenigstens für die häuslichen Tugenden, für die wirthschaftliche Bedeutung einer Frau die Augen aufgehen; und ist er in der Wahl der Hauswirthin glücklich, so erwärmt sich allgemach wohl auch sein Herz.“

Fräulein Grete antwortete: „Ich bin nichts weniger als unersetzlich und habe mir doch wiederholt schon Aehnliches gesagt. Aber ich fürcht', es wäre Wasser auf seine Mühle, wenn ich meiner Wege ginge. Jetzt hält er etwas auf mich; er wähnt mich schon mehr und mehr den unbesonnenen Jahren entrückt und setzt voraus, dass ich wohl auch der Gesinnung nach, mehr als es der Fall ist, seine Schwester sei. Mit dem ersten Schritt, den ich aus dem Hause thue, schlägt das Alles ins Gegentheil um; denn dann macht er eine ihm nahe gehende, ihn kränkende

Erfahrung, die seinen finsteren Wahn vermehrt; dann sieht er sogar an seiner Schwester Zucht und Jahre verloren; dann hab' ich nichts voraus vor jenen Flatterdingen, denen er nur Launen und Herzensbedürfnisse, aber keinen Sinn für einen äusseren würdigen Lebenszweck zutraut. Dann, ja dann — sie sagt' es lächelnd — nimmt er wohl gar die alte Groggerin als Schaffnerin ins Haus."

— „Welche eifersüchtige Anwandlung!" rief ich, der heiteren Wendung Rechnung tragend, aus. „Aber Scherz bei Seite, auch diese Ihre Anschauung hat viel für sich. Vielleicht sieht er, so lange Sie an seiner Seite ausharren, einen stillen Vorwurf in Ihnen; vielleicht demüthigt's ihn doch einigermassen, dass auch Sie sich dem Ederhof opfern. Aber Sie brauchen inzwischen doch eine Hoffnung, einen Lebenstrost, der Sie aufrecht hält . . ."

Es dunkelte bereits und nur wenige Schritte trennten uns noch von Aufstieg und Thor.

Grete hielt; sie senkte das Köpfchen und der Strohhut konnte nicht verhindern, dass ein jähes Roth über ihr Gesicht huschte.

Sie ergriff meine Hand, und die ihre zitterte.

Und sie flüsterte mir hastig zu: „Wenn Sie mir gut sind und schweigen können, vertrau' ich Ihnen etwas."

— „Ich will mich als Freund erweisen und bin ganz Ohr."

— „Schon seit Jahren könnt' ich Försterin sein auf Forstwang, und es thut gut, wenn man ein treues Herz seiner harren weiss."

— „Gott lohn' es ihm bald!"

— „Und Sie nehmen kein Aergerniss dran, wenn ich der Groggerin hinter dem Rücken des Briefboten hie und da ein Blättchen zustecke?"

— „Sie können auch mich, zu jeder Stunde, auf Kundschaft ausschicken."

So trennten wir uns.

Ich ging erst noch ins Stöckel und beim

Abendtisch gab ich eifrig aus den Zeitungen, die mich auch in diesem stillen Winkel aufsuchten, geschöpfte Tagesneuigkeiten zum Besten.

Der nächste Morgen liess sich schwül und gewitterig an, und in diesem Jahr traten die Gewitter früh und ungemein heftig auf. Was niederging, war gewöhnlich ein saatenvernichtender Hagel oder ein Wolkenbruch, welcher Ueberschwemmung und die „nasse Mur“ zur Folge hatte. Nicht wenige Ortschaften waren bereits ganz oder zum Theile verschüttet worden. Lachende Gefilde wiesen nur mehr grobes Geschiebe auf. Manch Einer, der ein stattliches Gebäude besessen, musste sich mit den Seinen unters Dach nisten, da die unteren Stockwerke mit Sand angefüllt waren. Die Leute der Versicherungsgesellschaften waren viel unterwegs; mit der „Güss“ hatte sich nicht selten auch der zündende Blitz eingestellt.

Gegen Mittag hatten die drohenden Wolken schon eine Aufstellung genommen,

welche ungefähr errathen liess, nach welcher Seite hin sich das Aergste wenden und entladen werde.

Meiner Schätzung nach hatte der Ederhof und seine Thalbucht nicht viel zu fürchten.

Gleichwohl war Eder aufgeregt. Er suchte seine Unruhe zu bemeistern, vergass sich aber mehr als einmal. Sogar unterm Essen stand er auf, um Wetterschau zu halten.

— „Heut' ists der Grünau vermeint," bemerkte Fräulein Grete leichthin.

Der Bruder antwortete nicht, trat aber bald darnach ins Freie, wieder ausblickend.

Ich verstand die Anspielung nicht, vermuthete aber doch so etwas in den gleichgiltigen Worten; daher fragt' ich das schlanke Hausmütterchen, als es mir den „Schwarzen" brachte: „Fürchtet der Bruder für den eigenen Grund und Boden oder für einen entfernteren Strich?"

Grete antwortete: „Die Grünau kommt

d'ran und dort sind zwei schöne Augen, die seinetwegen oft unter Wasser stehen."

Hatte mir die Dorfsibylle nicht Aehnliches angedeutet? Freudig rief ich aus: „Dann ist ja seine Angst ein gutes Anzeichen!"

Grete legte den Zeigefinger an ihre frischen Lippen und lächelte.

Eder trat wieder ein und meinte: „Bei uns wird's nicht viel machen."

Wir theilten natürlich seine Zuversicht; wir brachten Dies und Jenes zur Sprache; wir waren munter und er befliss sich, auf unsere Art einzugehen. Vertrauen macht rasch Verschworene.

Mittlerweile verdunkelte sich's; in schweren Tropfen schlug der beginnende Regen an's Fenster und mit fernher hallender Donnerstimme kündete der Sturm seine Herrschaft an. Und kaum war ich in's Stöckel hinüber entschlüpft, so kam die wilde Symphonie auch schon in vollen Gang . . .

Als wieder Ruhe eintrat, stand die Sonne bereits tief. Am Himmel zerrissen die Wolken und sogen sich trunken am neuen Strahlengold. Wetterleuchten durchzuckte das abziehende Grau — noch darf's nicht ganz entweichen, da es dem siebenfarbigen Glanzbogen als wirksamer Hintergrund zu dienen hat. An den bewaldeten Berglehnen lag ein ernstfeierlicher, bläulich grüner Schimmer. Der Himmel hob, die Erde weitete sich, die Fernen lockten; nur das Wasser, das sonst so behaglich tümpelte und glitzerte, floss trüb.

Was kürzlich als Gras und Halm hoch ragte, war allerdings arg gebeugt — doch nur gebeugt, nicht auch geknickt. An Blättern, Rosen, Dolden, Trauben hingen Thauperlen; von den Bäumen tropft' es, in den Wipfeln rauscht' es sanft und was Flügel hatte, erprobte sie freudig auf's Neue — erprobte Flügel und die schallende, singende Kehle.

Die Wege sind theilweise auf-, die Uferränder eingerissen und die grasigen Mulden

sind in kleine Weiher verwandelt; aber ein Umritt müsste was Prächtiges sein.

Und sonst hatte sich nach solchen Gewitterstunden Eder auch gern in den Sattel geschwungen, um erst die Schäden auf seinem eigenen Gebiete wahrzunehmen und dann, wenn diese weniger bedenklich waren, sich, zu Rath und Hilf bereit, jener Gegend zuzuwenden, welche seiner Vermuthung nach am meisten gelitten haben mochte.

Heute trat er zwar schon nach dem ersten ärgsten Guss auf Feld und Wiesen hinaus, aber er blieb im Bereiche seines Hofes.

Hatt' er da so viel nachzusehen und vorzukehren? Keineswegs; für seinen Besitz und seine Nachbarschaft ist's ja äusserst glimpflich abgegangen . . . Also weiss er nicht, wo sein Rath und seine Hilfe etwa willkommen sein könnte? Auch das trifft nicht zu. Er sagt sich ja selbst, dass es in der Grünau übel gehaust haben müsse, und er kennt den Weg dahin; er hat ihn einst so oft und so gern zurückgelegt; und

in zwei, drei Stunden könnt' er bequem wieder daheim sein . . . warum ruht just heute sein gemeinnützlicher Eifer? warum kommt gerade die Grünau zu kurz!

Er blickt oft dahin aus, aber das ist auch Alles.

Dafür lässt er sich gern mit seinen Nachbarn und mit Leuten, welche eben von weiter herkamen, in ein Gespräch ein; natürlich, man muss als umsichtiger Landwirth ja Erkundigungen einziehen, was da, was dort das Wetter ausgerichtet.

Seltsam, dass just Niemand aus der Grünau kommt und dass Keiner zu sagen weiss, wie's dort aussieht. Sind denn alle Brücken und Stege von daher abgebrochen?

Eder ist unzufrieden mit dem, was er erfährt — merken lässt er's freilich nicht.

Beim Abendtisch gefiel sich der wunderliche Mann in übertriebenen Schilderungen des Schadens, den er durch's Unwetter erlitten. Das Heu werde versauern, das Getreide auswachsen, die halbe Bachwiese sei

versandet und der langweilige Landregen werde noch aus Uebel Aerger machen.

Fräulein Grete, die doch auch etwas von der Sache verstand, blickte wiederholt erstaunt auf.

Ich machte ein sehr gläubiges Gesicht und rechtfertigte dieses noch mit der Bemerkung: „Wie sich ein Laienauge täuschen kann! Ich hätte geschworen, dass der Ederhof zur Stunde von Glück sagen könne.“ —

Zu ungewohnter Zeit, während wir nämlich beim Frühstück sassen, trat am nächsten Tage die alte Groggerin herein. Sie war ersichtlich müd', ihr sonstiges Wesen drückte aber einen seltsamen, einen freudigen Eifer aus. „Grüass Gott allz'amm!“ begann sie; „der Ederhof verlabt mir's wohl, dass ich ein Bissl ausrastn derf.“

Fräulein Grete war rasch aufgesprungen, hatt' ihr einen Stuhl zurecht gerückt und fragte herzlich: „Darf ich der Frau Mutter mit einem (Kirschen-)Geist, einem Glas Wein oder einer Schale Kaffee aufwarten?“

Dankend erwiderte die Alte: „Ih bin

schoa' völli wia-r-an alts Rössl: a Schnittn Brot, a wenk' in Wein eing'woacht, moanat ih, bracht's wieder in Gang."

Und als sie sich auf die gewünschte Art gütlich thun konnte, fuhr sie fort: „Gestern Abend bin ih g'holt worn; die ganzi Nacht han ih kalte Umschläg g'macht und auf a kühls Trankl, auf a leichts Süppl g'sehn; wia's grawelat is g'wödn, hat die guati Seel, die gmoant hat, dass sie mich braucht, an g'sundn Schlaf 'kriagt und han ih wieder meine Füass eing'spannt; aber der Weg is schlecht, wolta schlecht."

Wo sich das Kleine denn eingefunden habe, fragte Grete theilnamsvoll.

— „A Kloans? — dass ih nöt wüsst! A Kranks han ih, drentn in der Greanau."

Jetzt fragte der Ederhofer, der an's Fenster getreten war und gleichgiltig hinausgesehen hatte, barsch: „Habt's einen Auftrag, Groggerin?"

Das Weiblein drauf: „An Auftrag, Herr Eder? Das wohl nöt, aber an Buckelkorb voll Neuigkeiten — kann sie aber aa wohl

anderwärts auskramen, wann sie dader koan Anwerth finden.“

Wer denn so plötzlich krank geworden, lenkte Fräulein Grete begütigend ein, und ob Gefahr dabei sei?

— „Auf mein Krank's lass ich nix kemm' und was es 'than, was es vollbracht hat . . . an alle Glockn söllt man's henkn, in die Zeitung gebn und dem Kaiser kunnt man's schreibn! Von an Weiberts han ih a sowas noh nöt g'hört und nöt g'sehn, so lang meine Augn offn stengan. 's ganzi Oertl kann ihr nöt gnua dankn — 's waar nöt mehr, in Sand und Stoa' vagrabn waar's, wann sie nöt den Einfall und 's guati Herz g'habt hiet. „Ich steah alloa' und z'lebn wer' ih denna noh habn,“ hat sie g'sagt, „wann nur den Andern nix g'schicht, die sich schwarer fortbringen, und der Mühl und der Sag nix, die so Vieln an Verdeanst gibt.“ Und so is sie auszogn mit allen ihren Knechten, und Krampn und Schaufel habn sie ansetzen müassn, bis der Roa' a weiti broati Schartn hat g'habt.

Aft fraili hat die wildi Giass an offnes Thoar g'funden, aber ab'her is sie kemmen dafür mit ihrn Gstoanach und Gries auf die scheanstn Aecker und Wiesnan der mitleidigen Seel, dass a Graus is g'wödn. Und so is das Oertl, die Mühl und die Sag vaschont bliebn — und söllt's leicht da nöt a kloans Fieberl abg'setzt habn?"

„Ja, von wem redet Ihr denn, Mütterchen?" — „Wer ist sie, wie heisst sie, die ihren Grund und Boden geopfert?" — „Wir tappen im Dunkel!"

So scholl's durch einander; nur der Ederhofer blieb ruhig am Fenster.

— „Ja wia," fuhr das Weiblein erstaunt fort, „der Ederhof söllt noh gar nix g'hört haben davon? In der ganzen Gegend rödt man von nix Andern. G'steckt voll is 's Haus, wo sie liegt, Tag und Nacht g'steckt voll. D' Weiber derfn eini zu ihr und busseln ihr d' Hand, und die Manner zünd'n nöt ehender ihr Pfeiferl an, als bis g'wiss g'hört habn, dass 's schoa besser geaht und dass koa G'fahr is. Und ja, a

guats Werch is a woachi Unterlag, und a kühli aa, wann's Fieberl leicht wieder kemm' söllt — aber in 'ra paar Tag'n steaht sie schoa' wieder auf, die Weissenhoferin."

Der Name übte auf die Geschwister eine auffallende Wirkung aus. Eder wendete sich wie gereizt um; Grete richtete einen langen Blick auf ihn und darin lag wohl mehr, als ich zu deuten vermochte. Keins sprach ein Wort; um so mehr schwieg auch ich.

Dann kam Eder mit einem spöttischen Lächeln an den Tisch heran und liess sich breit nieder. Das Weiblein scharf ins Auge fassend fragt' er: „Von welcher Seite kam denn die Güss?"

Das Weiblein: „Uebers G'schröf acher und durch 'n obern Hohlweg in Gmoawald ausser. 's Geschröf loatet 's Wasser so z'samm, dass es nacher völli wia aus 'ran Schaffel fürastürzt. So is 's aa dazumal g'wödn, wia 's Oertl is überschwemmt und verschütt' worn. Die Weissenhoferin woass es von ihrn Vatern, und danach hat sie

sih aa g'richt't, wia sie's Wetter aufsteign siecht übers G'schröf. Das is ja sunst nöt die Wetterseitn."

Eder: „Und wo hat sie den Rain abgraben lassen, die Weissenhoferin, oberhalb dem rothen Kreuz oder unterhalb."

Das Weiblein: „Ban Kreuz gabelt sih ja schoa' 's Giassbett; für die Mühl und die Sag hätt da koan Abgrabn was g'nutzt. Ban groassn Stoa' omad, der überzwerch liegt, hat sie einreissn lassen."

Eder nickte und fragte weiter: „Und sie ist selber mit hinausgezogen mit den Knechten?"

— „No fraili; aber auf'n Schecken hat sie sih setzen müassn — anderst hätt's der alti Moarmichl nöt zuagebn. Er is selber aa mit und hat brav Acht 'gebn: 's Wasser hätt' ja leicht gach da sein künnen. Koan trucknen Fadn hat s' g'habt, wia sie hoam kemm' is, sie nöt und ihre Leut' nöt, und auf an Umweg san s' hoamkemmen, denn die untern Gründ' seind schoa ganz unter

Wasser gstandn. Aber eingangen is sie halt doh auf den neuen Weg, die Giass.“

— „Ihr kennt euch so gut aus, Frau Groggerin, als wenn Ihr selbst den Rath und Einschlag gegeben hättet.“

— „Wia denn ih?“ rief das Weiblein ebenso überrascht als gekränkt aus. „Ih bin erst g'holt worn, wia sie schoa krankre in Bett g'legn is. Ih luig nöt, Ederhofer, und han nöt schoa' vorgestern auf's Wetter einrathen künen, das gestern kemm' is. Aber aufrichti gsagt, ih waar stolz auf solchene Einfal', wia gestern oan die Weissenhoferin g'habt hat.“

— „Nichts für ungut, Groggerin! Aber Ihr habt doch nichts dagegen, wenn ich selber ein wenig nachschauen geh'?“

Uns sich zuwendend sagt' er: „Gegen Mittag bin ich wieder zurück.“

Und damit war Eder zur Thür hinaus.

Lautlos, voller Spannung blieben wir zurück.

Jetzt liessen sich Hufschläge verneh-

men ... Eder reitet vorüber ... er nimmt die Richtung nach der Grünau.

— „Gwunnen is!“ rief das Weiblein aus, vom Stuhl aufspringend wie eine Dirn, der ihr Tänzer naht. „Kimmt er eini, sicht er, was die Mur ang'richtet hat, hört er, was die Leut' reden: aft muass er wohl sein liabn, tapfern Schatz hoamsuachn und sein alt's Herz thuat sich wieder auf.“

Grete brachte kaum ein „Gott geb's!“ über die Lippen; ihr stürzten Freudenthränen aus den Augen; sie drückte das Mütterchen an ihr Herz und reichte mir die Hand.

Ich selbst auch war nicht wenig bewegt.

Nun war ja auch für Grete die glückliche Wendung da. Es galt die Gelegenheit beim Schopf zu nehmen. Ich sagte daher: „Wenn der Freund mit Sonnenschein im Gesicht zurückkommt, rathet, wen sollt' er hier treffen? Den Förster von Forstwang! Morgen schon sollt' er da sein; mir kommt so vor, als warte eine rechte Sonntagsfreude auf ihn.“

Grete erröthete, aber das Weiblein erwiderte lebhaft: „Recht hat er, der Stadtherr. Ih han's eahm ja glei ankennt, dass er's guat moant mit den Ederhoferschen und an alts Leut' nöt über d' Achsel anschaut. Und was ih sagen wollt', ih kunnt dem Forstwanger schoa' noh die Post ausrichtn, wann ih nöt wieder abher müasst zan Ederhof, z'wissen, wias steaht."

Ich bemerkte, dass ich mich gern dem Botengang unterziehen wollte, wenn ich nicht befürchten müsste, sowohl dort durch mein Eintreten als auch hier durch meine Abwesenheit Befremden zu erregen; denn der glückliche Förster kenne mich nicht und Freund Eder dürfe mich gerade heute nicht missen.

— „Jessas ja," nahm wieder die Groggerin das Wort, „ih sich eah acher von mein Austragstübl auf'n Ederhof. Gebt's mir nur a Zoachn, für meini altn Augn a Zoachn, dass und wann ih den schean Burgstaller aufsuachn und eahm sagen soll,

was noh aniaden Liabhaber ringe Füass g'macht hat."

— „Wisst, Groggerin", fiel verschämt Grete ein, „ich könnt' auf dem oberen Gangl ein Leilach wie zum Auslüften breit überhängen lassen; es würde kaum auffallen."

— „Liebe macht erfinderisch," neckt' ich, Beifall spendend.

— „Abg'macht is's!" entschied die Alte... und darnach wurde auch gehandelt.

Eder blieb länger aus, als nach seinem lässigen Abschiedswort zu vermuthen war. Wir, Grete und ich, harmlose Bündler, deuteten dies nach unseren Wünschen, zu seinem Besten.

Er brachte in der That ein glückliches Gesicht heim und trat schlicht und klar vor uns, wie ja sein ganzes Wesen war bis auf den trübenden Schatten, der so lang' auf seiner Seele gelegen. Ist nun der Bann gebrochen, der Rost von seinem Herzen gefallen, verschwunden der Spuk aus seinem Gedankenkreise? Hat für ihn der Himmel wieder sein richtiges Blau, ihr richtiges

Grün die Erde? Er liebt' und schätzte die Menschen ungefähr wie die Stämme des Waldes . . . lässt er aufs Neue nun auch den Einzelnen und das Einzelne zu seinem Rechte kommen?

In die erwartungsreiche Stille von wenigen Augenblicken drängen sich oft die gewichtigsten Fragen zusammen.

Auf Grete zuschreitend und die Aufhorchende, die vor banger Ungeduld Zitternde in seine Arme schliessend, sagte Eder: „Es freut dich gewiss auch, Schwester, ich habe wieder Frieden gemacht mit meiner Anna — das heisst, sie hat mir verziehen und ich habe in ihr eine Meisterin gefunden. Es ist erstaunlich, welches Unglück sie durch rechtzeitiges, muthiges Eingreifen und durch ihre Hochherzigkeit von den Hütten der Kleinen auf der einen, und von den rührigen Werkstätten auf der anderen Seite des Oertleins abgewendet hat. Nicht gerade auf den Einfall kam's an; wie vorzubauen wäre, wusste wohl jeder Einsichtsvolle; wer aber hätte wie sie Lust

gehabt, den besten Theil des Eigenen preiszugeben, um Andere zu retten?“

Das war bereits auch zu mir gesprochen und in derselben Absicht, zugleich Schwester und Freund aufzuklären, fuhr er fort: „Für die nächsten Jahre hat die Grünau vollauf zu thun. Der Wassergefahr kann und soll gründlich abgeholfen werden. Anna's Hand gibt mir bald das Recht, auch das Meinige beitragen zu dürfen. Das wird ein frohes Schaffen werden.“

Und mir die Hand reichend, sagte der prächtige Mann: „Ja, Freund, Sie haben kaum in unseren Winkel hereingeguckt und erleben schon die Bekehrung eines Weiberfeindes . . .“

— „Das will sagen,“ fiel ich ihm ins Wort, „Sie geben eine schöne, glückliche Ausnahme zu. Und an die lichten Ausnahmen wollen wir uns immerdar halten. Dann werden wir des besten Segens theilhaft von derjenigen Seite, auf welche wir nun einmal Mutter, Gattin und Schwester gestellt sehen. Für diese Holden muss doch

wohl Raum sein in der Welt und in einem rechtschaffenen Mannesherzen.“

Dieses Wort trug mir mehr als einen Freundes-, es trug mir einen Bruder- und Schwesterkuss ein.

Spät, aber vergnügt, gehobenen Gemüthes setzten wir uns zu Tische. Wovon zumeist die Rede war?

Mit gebührendem Lob vom rührigen Weiblein, welches vor wenigen Stunden mit muthiger Hand dem Geschick des ledigen Hofes einen Ruck gegeben. Sie, die Alte, hatte wirklich keinen Auftrag; sie war mit ihrem Rath unbetheiligt an dem Rettungswerke; sie betrat erst gestern Nachts den Weissenhof, zur Herrin gerufen, die denn doch nicht völlig ungestraft dem Unwetter trotzen, nicht ungestraft der wilden Güss den Weg weisen durfte.

Aber dass die Grünauer Ereignisse für den Ederhof wichtig, entscheidend, das ermass die Groggerin mit ihrer reichen Lebenserfahrung; nach klugem Ermessen und in bester Absicht handelte sie.

Eder: „Nenn ich sie umsonst unsere Sibylle?“

Grete: „Und wie sie uns hinhielt!“

Ich: „Sie konnte nicht besser vorgehen, um Spannung zu erzielen.“

Eder: „Sagt lieber, um mich zu quälen und zu reizen; denn darauf war's abgesehen. Uebrigens,“ fügte der Gastfreund mit edlem Freimuth hinzu, „war ich gestern den ganzen Tag über schon unruhig; ich wollte einen Sprung thun, und da hätte mich selbst ein Strohhalm verleiten können, drüber zu setzen.“

— „Einen scharfen Verstand hat sie wohl immer gehabt, die Groggerin,“ meinte Fräulein Grete, „aber in früheren Jahren muss sie mitunter auch recht eigensinnig gewesen sein; wenigstens weint sie mir noch oft vor, wenn wir allein sind, und dass sie ihr Everl verloren, noch dazu auf eine so traurige Weis', das kann sie nicht verschmerzen. Sie sei zu hart gewesen gegen das liebe Ding, sie selber hab' es in die Schand' und ins Verderben gejagt, klagt sie.“

Schön-Everls Geschichte sei mir völlig fremd, schaltet' ich ein.

Und Grete fuhr bereitwillig fort: „Everl hat ihre Lieblingstochter geheissen und Alle, die sich derselben noch erinnern, sagen, dass es ein ungemein hübsches, munteres und anstelliges Kind gewesen — das rechte Ebenbild der Mutter, der man's ja noch jetzt ansehen kann, dass sie nicht umsonst die schöne Groggerin hiess. Als ihr Everl herangewachsen war, kam ein tirolischer Pecherer in unsere Gegend und an diesen hatte das lebhafte Mädchen bald Kopf und Herz verloren. „Mutter, er hat mich gern, er meint's gut mit mir, aus ihm wird noch 'was; gib uns zusammen!“ flehte gar oft die Dirn und soviel ist gewiss, dass sie mit dem fremden Menschen keine Heimlichkeit hatte. Und der Pecherer war ein sauberer, stiller, arbeitsamer Bursch; aber der Groggerin — ihr Mann ist damals nicht mehr am Leben gewesen — gefiel er nicht; ihr war er zu gering; sie fand kein gutes Haar an ihm, und aus der Neigung der

braven Leute für einander durfte nichts werden. 's Everl, welches mehr und mehr das Köpfchen hängen liess, kam ein Jahr darnach als Dienstbot zu einer bekannten Familie in die Stadt, und damit war auch schon das Unglück fertig. Man hörte bald nichts Gutes mehr von der lustigen Eva und die Lust selbst hat ein trauriges End' genommen. In's Wasser ist sie gegangen, als sie sich gar nicht mehr auskannte, die arme Grogger Eva, kaum zwanzig Jahr' alt; aus dem Pecherer ist aber ein angesehener Holzhändler geworden, der einmal noch eigens die alte Groggerin aufgesucht hat. Und seit diesem Schlag, der freilich nicht leicht zu verwinden ist, hat die Groggerin aufgehört, eine hartsinnige Bäuerin zu sein, und ist aus ihr das herzige Weiblein geworden, das der ganzen Welt mit Rath und That beistehen möcht' und sich stets wie ein guter Geist des ledigen Hofes angenommen hat."

So Grete.

Ich erwiderte: „Ja, fehlen macht klug,

irren menschlich“ — und sollte ein Gemeinplatz immer nur oberflächlich haften?

— „Vorausgesetzt, dass ein gesunder Boden da ist,“ fügte nachdenklich der Ederhofer bei.

Auf ähnliche traute Weise verbrachten wir auch den Feierabend, und als wir vom segensreichen Tage Abschied nahmen, nutzt' ich noch die Gelegenheit, ihr, deren Loos sich morgen entscheiden sollte, zuzuflüstern: „Grete, nicht zittern und bangen diese Nacht! Ich habe in den Sternen gelesen — sie verheissen Glück.“

— „Dank, Freund!“ kam's zurück; „ich verehre den Seher und den Sternen vertrau' ich.“

Was der Nacht folgte, war der schönste Sonntag — zugleich der letzte, welchen ich vorläufig in diesem stillen Winkel verbringen sollte; mein Urlaub ging zu Ende. Ich hatte etwas räthselhafte Menschen vorgefunden und sollte glückliche verlassen. Meine Mitfreude war aufrichtig; aber es setzte zugleich doch auch einige Wehmuth

ab. Wenn man zusieht, wie sich die Verhältnisse lieber Menschen, guter Freunde klären und festigen, gedenkt man mit wenig Behagen der eigenen schwanken Geschicke. Zudem ists etwas Eigenes um einen ländlichen Sonntagsmorgen. Die Arbeit feiert, die Erde feiert und, was sie trägt und zeitigt an Ast und Halm, sieht, ebenso wie die wandernde Sonne am Himmel, darnach aus, als wäre die ganze Natur ein ständiger Lusthain für glückliche, bedürfnisslose Geschöpfe. Dazu schallen häufiger und feierlicher ferne Glocken durch die Luft und die Menschen ziehen schmucker, freier, aufrechter einher. Die Seele, welche die Woche hindurch gedrückt und gekrümmt war, sehnt und dehnt sich eines unbekannten Verlangens voll, dem daher auch selten das rechte Genüge wird. Es muss nach all der Müh' und Plage doch auch eine rechte Freude geben? Schwache und grobe Behelfe sinds: der Krug, der Tanzboden, die Kegelbahn, der Schiessstand und das Bischen Liebe. Vielleicht das Feinste an der

Sonntagsstimmung unserer Seele ist die Ahnung, dass wir Sonnenkinder seien, aber dass wir zu ungeschlacht, zu schwunglos für die heimischen Gefilde . . .

Der Kirchgang war vorüber und wieder trafen wir in der getäfelten Stube zusammen, deren Wände da ein wunderliches Krickel, dort ein mächtiges Hirschgeweih schmückte — Erinnerungen an den früheren Stand des Ederhofers.

Dieser that plötzlich am Fenster, wo sein Lieblingsplätzchen war, einen Zuck und rief aus: „Wahrhaftig, da kommt der Burgstaller! Was führt denn d e n hieher? Grete sieh zu, dass 'was Rechtes auf den Tisch kommt."

Und schon eilt' er dem Ankömmling entgegen, der ihm ja von der Fachschule, vom forstmännischen Probedienst und von den Tagen her, da sie zum Wehrstand zählten, ein lieber Gespan und Freund ist.

Die Zimmerthür stand offen und vom Flur her liess sich vernehmen: „Schön, dass du wieder einmal kommst! Willst

wohl nachsehen, ob uns das Unwetter stark mitgenommen hat? Und wie prächtig du aussiehst! Ich bin der reine Bauer gegen dich.“

So betraten sie die Stube.

Der Förster, ein Musterbild von Kraft, Gewandtheit und munterem, freiem Wesen, nahm Platz und ich schickte mich an, das Zimmer zu verlassen.

Eder gab's nicht zu, sondern sagte zum Gast, auf mich weisend: „Mein Freund und bald auch der deine. Und reden wir deutsch,“ fuhr er fort: „Hast ein Anliegen, Burgstaller?“

— „Errathen, Eder!“

— „Brauchst Geld?“

— „'s steht mir nicht drum.“

— „Ja, worauf geht denn sonst dein Absehen?“

— „Frei heraus gesagt, Eder, auf deine — Schwester.“

— „Wie? was?“ fragte Eder, wahrhaft überrascht, während der Förster verschmitzt und glücklich dareinsah. „Meine Schwester

willst? Das ging' ja Schlag auf Schlag — weisst du vielleicht gar schon, dass ich . . .“

— „Wunderts dich im Zeitalter des Telegraphen?“

— „Auch seid ihr wohl schon handelseins?“

— „Seit vierthalb Jährchen etwa.“

— „Seit vierthalb Jahren! Und ich erfahr' erst heute davon?“

— „Wir wollten abwarten, bis du ganz wieder der liebe Alte wärst.“

— „So lange habt Ihr gewartet, so lange den Kranken geschont — das ist schön von Euch, das hab' ich nicht verdient!“

Und aufspringend rief er in die Küche hinaus: „Grete, komm! Dein — Bräutigam ist da.“

Jetzt war's wahrlich höchste Zeit, mich zurückzuziehen; ich that's nicht wenig erbaut davon, wie so rasch und einfach sich die beiden gediegenen Männer verstanden und verständigt hatten.

Bis zum Mittagstisch war Alles wieder in's Gleichgewicht gekommen.

Gegen Abend bekam ich noch das gescheidte Weiblein zu Gesichte. Dasselbe meinte, wenn es sich in der Stadt auch so gut auskännte wie hier, wollt' es wohl auch mich noch herumkriegen; wogegen Grete äusserte: „Denk' die Frau Groggerin nur, dass nicht Alles, was Federn hat und singen kann, zum Stubenvogel taugt."

Der Grünauer Heldin konnt' ich leider nicht meine Verehrung bezeugen. Sie soll wunderbar blaue Augen haben und ganz neu aufleben, also

„Augen, dass d'moanst,
Wanns d'einischaust, woanst —
Und a Lachn daneben
Wia's ewigi Leben."

* * *

Ich war meinen eigenen Gedanken überlassen, als ich auf dem Wege nach dem

kleinen Bahnhofe wieder am Gamskar vorüber kam. Wo Andere sich finden, wird der Abschied für den Fahrenden leicht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Von HANS GRASBERGER erschien ferner im Verlag von A. G. LIEBESKIND in Leipzig:

Aus der ewigen Stadt.
Novellen.
42 Bogen. M. 6.—.

Allerlei Deutsames.
Bilder und Geschichten.
23 Bogen. M. 4.—.

Nix für unguet!
Schnaderhüpfeln.
16°. 8 Bogen. M. 2.—.

Plodersam,
geistli'n G'schicht'n g'sangsweiss dazählt.
9 Bogen. M. 2.—.

Kleine Elzevier-Ausgaben in 32°
fein in Pergament geb. à M. 1.50.

Tiroler Schnadahüpfeln
gesammelt u. herausg. von *R. H. Greinz* und *J. A. Kapferer.*

Tiroler Volkslieder
gesammelt u. herausg. von *R. H. Greinz* und *J. A. Kapferer.*

Grabschriften und Marterlen in den Alpen
gesammelt u. herausg. von *Lud. v. Hörmann.*

Arabesken und Grotesken.
Einfälle in Vers und Prosa von *D. Haek.*

Ausgewählte Dichtungen
von *Hermann v. Gilm.*
Herausgegeben von *A. v. d. Passer.*
kl. 8°. 16½ Bog. M. 3.20 brosch.

Novellen.

Gesammelte Schriften von Heinr. Seidel.

à Band M. 3.— brosch., M. 4.— geb. mit Goldschn.

Bd. I. **Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten.** 3. Tausend.
Bd. II. **Vorstadtgeschichten.** 4. Tausend.
Bd. III. **Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen.** 2. Taus.
Bd. IV. **Geschichten und Skizzen aus der Heimat.** Der II. Aufl. 2. Tausend.
Bd. V. **Die goldene Zeit.** 3. Tausend.
Bd. VI. **Skizzenbuch.** 2. Tausend.
Bd. VII. **Glockenspiel.** (Gedichte.) M. 3.60.

Maximilian Schmidt Gesammelte Werke.

à Band M. 3.— brosch., M. 3.50 gebunden.

Bd. I. **Hochlandsbilder.**
Bd. II. **Blinde von Kunterweg — der vergang'ne Auditor.**
Bd. III. **Die wilde Braut.**
Bd. IV. **Der Zuggeist.**
Bd. V. **Der Herrgottsmantel.**
Bd. VI. **Der Musikant vom Tegernsee.**
Bd. VII. **'s Liserl.**
Bd. VIII. **Die Jachenauer in Griechenland.**
Bd. IX. **Der Leonhartsritt.**
Bd. X. **Der Primiziant.**

Der heilige Amor. Novelle von **J. Proelss.** M. 2.—.

Feldspath. Drei Erzählungen aus Hessen von **E. Mentzel.** M. 3.—.

Ut Sloss un Kathen. Erzählung in niederdeutscher Mundart v. **F. Stillfried.** M. 3.—.

Die Haimonskinder. Episches Gedicht von **O. v. Vacano.** M. 2.—.

Lieder vom goldenen Horn. Von **K. Foy.** M. 3.—.

Anatolische Volkslieder. Von **Leopold Grünfeld.** M. 2.—.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grasberger, Hans

Auf heimathlichem Boden Erzählungen von Hans Grasberger. (Inhalt: 's Hoamat. - Der Schuldirector. - Der Schlossgärtner von Schönbrunn. - Die Antoni-Kapelle. - Verlobungsabende. - Meister Zechner. - Die Dorfsibylle.)

Leipzig 1890

P.o.germ. 1804 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675553-0